
UNIVERSITY OF TORONTO DUPL
3 1761 00393956 8









Ernst Klatscher, Prag

A. Marty

ANTON MARTY

GESAMMELTE SCHRIFTEN

HERAUSGEGEBEN

VON

JOSEF EISENMEIER ALFRED KASTIL

OSKAR KRAUS

I. BAND, 1. ABTEILUNG

MIT EINEM LEBENSABRISS UND EINEM BILDNIS

HALLE A. S.

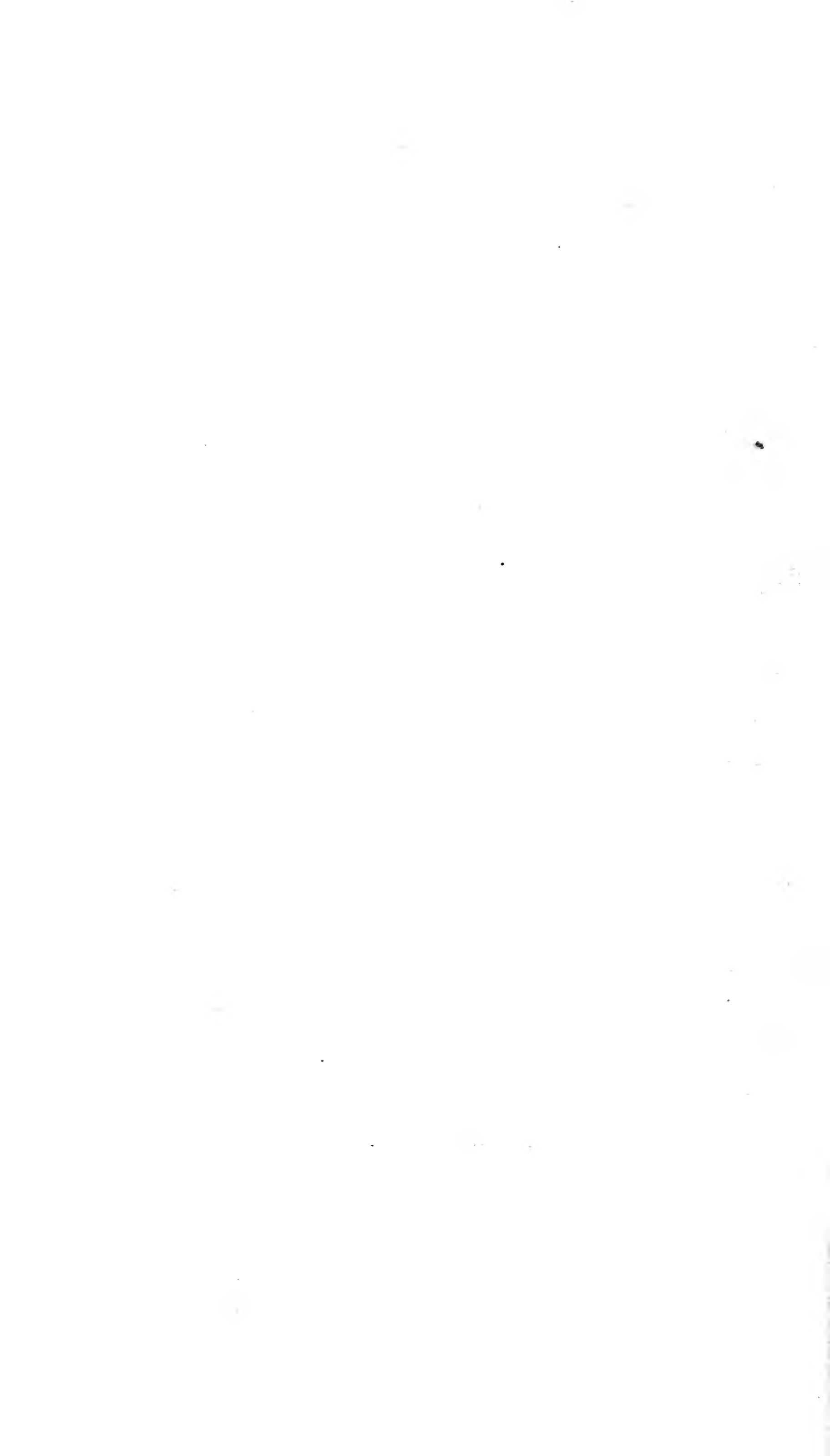
VERLAG VON MAX NIEMEYER

1916




LIBRARY
MAR 24 1964
UNIVERSITY OF TORONTO

Inhaltsverzeichnis
der 1. Abteilung des I. Bandes.



Vorwort.

Die vorliegende Sammlung wird alle bisher gedruckten Schriften Martys umfassen, soweit diese nicht als selbständige Werke erschienen sind. Das steigende Interesse an Martys philosophischen Arbeiten gibt sich in immer häufigerer Nachfrage nach seinen früheren Veröffentlichungen kund. Nun sind diese in den verschiedensten Zeitschriften und Gelegenheitspublikationen zerstreut, andere wieder, wie die in der „Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie“ erschienenen sprachphilosophischen Artikel, durch lange Jahre hindurch fortgeführt und treten daher in ihrem geschlossenen Zusammenhange nicht deutlich hervor. Diesen schon wiederholt beklagten Mißständen wollten die Herausgeber abhelfen und allen Freunden und Verehrern Martyscher Denkarbeit eine möglichst handliche Quelle zur Verfügung stellen.

Die „Gesammelten Schriften“ sollen zwei Bände umfassen, deren erster neben den Aufsätzen allgemeineren Inhaltes die Äußerungen zur Sinnespsychologie bringt (1. Abteilung) und mit den Schriften zur genetischen Sprachphilosophie schließt (2. Abteilung); der zweite Band vereinigt jene Artikel und Aufsätze, die sich mehr mit der deskriptiven Seite des Sprachproblems beschäftigen.

Die zeitliche Reihenfolge der Abhandlungen wurde dabei nicht durchwegs berücksichtigt. Sie ist aus dem beigegebenen „Verzeichnis“ zu ersehen. Selbstverständlich haben Martys philosophische Ansichten während seiner langen Forschertätigkeit mannigfache Umbildung und Weiterentwicklung erfahren. Anmerkungen der Herausgeber, die als solche kenntlich gemacht sind, haben späteren abweichenden Lehren Martys Rechnung getragen.

Eine lebensgeschichtliche Einleitung bietet eine gedrängte und vorläufige Übersicht über Martys äußeren Lebensgang und

seine philosophische Entwicklung. Aus ihr kann der Leser entnehmen, daß Marty mitten im tätigsten Schaffen vom Tode ereilt wurde.

Mehrere, teils ganz, teils nahezu vollendete Werke liegen als Zeugen dieses Forschereifers handschriftlich vor. Eine Abhandlung über Raum und Zeit ist bereits im Drucke. Ihr soll die Fortsetzung der „Untersuchungen zur Grundlegung der allgemeinen Grammatik und Sprachphilosophie“ folgen. Kleine Schriften werden den Abschluß bilden.

Mit der Herausgabe von Martys Arbeiten glauben wir nicht nur eine Dankespflicht zu erfüllen, wir sind auch überzeugt, daß Martys Lebenswerk, sobald es einmal geschlossen vorliegt, als eine der bedeutsamsten philosophischen Leistungen unserer Zeit gewürdigt werden wird.

Die Herausgeber.

Verzeichnis der veröffentlichten Schriften Martys in ihrer Zeitfolge.

(Die mit * bezeichneten Schriften sind in die gesammelten Schriften nicht aufgenommen.)

---

1. *Kritik der Theorien über den Sprachursprung. Inauguraldissertation zur Erlangung der philosophischen Doktorwürde an der Georg-August-Universität zu Göttingen. Würzburg 1875.
2. *Über den Ursprung der Sprache. Würzburg 1875.
3. *Die Frage nach der geschichtlichen Entwicklung des Farbensinns. Nebst 2 Anhängen: I. Über die Begriffe Helligkeit und Intensität der Gesichtsempfindungen. II. Über Befähigung und Berechtigung der Poesie zur Schilderung von Farben und Formen. Wien 1879.
4. Entgegnung gegen Hugo Magnus. (Berliner Philologische Wochenschrift vom 18. Juli 1885.)
5. Anzeige von: Rudolf Hochegger, Die geschichtliche Entwicklung des Farbensinnes. Innsbruck 1884. (Göttingische gelehrte Anzeigen. 1886. Nr. 1.)
6. Zur Frage nach der geschichtlichen Entwicklung des Farbensinnes. (Kosmos, herausgegeben von Dr. Ernst Krause, Jahrg. IV, Bd. 8, S. 395—399.)
7. Über subjektlose Sätze und das Verhältnis der Grammatik zur Logik und Psychologie. Sieben Artikel. (Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie: Art. I, Bd. 8, S. 56—94, 1884; Art. II, Bd. 8, S. 161—192, 1884; Art. III, Bd. 8, S. 292—340, 1884; Art. IV, Bd. 18, S. 320—356, 1894; Art. V, Bd. 18, S. 421—471, 1894; Art. VI, Bd. 19, S. 19—87, 1895; Art. VII, Bd. 19, S. 263—334, 1895.)
8. Über Sprachreflex, Nativismus und absichtliche Sprachbildung. Zehn Artikel. (Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie: Art. I, Bd. 8, S. 456—478, 1884; Art. II, Bd. 10, S. 69—105, 1886; Art. III, Bd. 10, S. 346—364, 1886; Art. IV, Bd. 13, S. 195—220, 1889; Art. V, Bd. 13, S. 304—344, 1889; Art. VI, Bd. 14, S. 55—84, 1890; Art. VII, Bd. 14, S. 443—484, 1890; Art. VIII, Bd. 15, S. 251—284, 1891; Art. IX, Bd. 15, S. 445—467, 1891; Art. X, Bd. 16, S. 104—122, 1892.)

9. Entgegnung gegen C. Sigwart. (Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie. Bd. 12, S. 241—251, 1888.)
10. Erwiderung gegen C. Sigwart. (Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie. Bd. 13, S. 129—130, 1889.)
11. Besprechung von: William James, The Principles of Psychology. London 1890. (Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane. Bd. 3, S. 297—333, 1892.)
12. Selbstanzeige der zehn Artikel: Über Sprachreflex, Nativismus und absichtliche Sprachbildung. (Zeitschrift für Psychologie und Physiologie des Sinnesorgane. Bd. 4, S. 138—145, 1893.)
13. Über das Verhältnis von Grammatik und Logik. (Symbolae Pragenses. Festgabe der Deutsch. Ges. f. Altertumskunde in Prag zur 42. Versammlung deutsch. Philologen und Schulmänner in Wien. Wien 1893, S. 99—126.)
14. Sur l'origine du langage. (Revue philosophique, tome 42, S. 635—636, 1896.)
15. Über die Scheidung von grammatischem, logischem und psychologischem Subjekt resp. Prädikat. (Archiv für systemat. Philos. Bd. 3, S. 174—190, 294—333, 1897.)
16. Sprache und Abstraktion. (Mitteilung an den 3. Internationalen Kongreß für Psychologie in München vom 4.—7. August 1896. Kongreßbericht, München 1897, S. 281—284.)
17. Was ist Philosophie? Inaugurationsrede, gehalten in der Aula Carolina zu Prag beim Antritt des Rektorates der k. k. deutschen Karl-Ferdinands-Universität am 16. November 1896. Prag 1897.
18. Über die Ähnlichkeit. (Mitteilung an den 4. Internationalen Kongreß für Psychologie in Paris vom 20.—26. August 1900. Kongreßbericht, Paris 1901, S. 360—362.)
19. Biographie von Franz Brentano. (F. Brentano, The Origin of the Knowledge of Right and Wrong. English translation. Westminster 1902, S. 117—125.)
20. Aufruf an die Prager deutschen Studenten bezüglich deren sexualethischer Führung. Prag 1905.
21. Über Annahmen. Ein kritischer Beitrag zur Psychologie, namentlich der deskriptiven. (Zeitschrift für Psychologie der Sinnesorgane. Bd. 40, S. 1—54, 1905.)
22. Über das Problem einer internationalen Sprache. (Deutsche Arbeit, Jahrg. 8, Heft 1, S. 16—19.)
23. Emil Arleth. Nachruf, gehalten in der „Gesellschaft für Altertumskunde“ am 16. März 1909. (Deutsche Arbeit, Jahrg. 8, S. 607—609, 1909.)
24. *Untersuchungen zur Grundlegung der allgemeinen Grammatik und Sprachphilosophie. I. Band. Halle a. S. 1908.

25. Selbstanzeige der „Untersuchungen zur Grundlegung der allgemeinen Grammatik und Sprachphilosophie". Kantstudien, Bd. 13, S. 457—460, 1908.)
26. Zwei akademische Reden von Karl Stumpf. Besprechung. (Kantstudien, Bd. 4, S. 477—483, 1909.)
27. Über Begriff und Methode der allgemeinen Grammatik und Sprachphilosophie. (Zeitschrift für Psychologie, Bd. 55, S. 257—299, 1910.) Hierzu eine Entgegnung auf Voßlers „Erklärung" (Bd. 56, S. 239, 1910).
28. *Zur Sprachphilosophie. Die „logische", „lokalistische" und andere Kasustheorien. Halle a. S. 1910.
29. Über die Funktion der Kasus. Mitteilung an den 4. Kongreß für experimentelle Psychologie in Innsbruck vom 19.—22. April 1910. (Kongreßbericht, Leipzig 1911, S. 271—274.)



Martys Leben und Werke.

Eine Skizze

von

Oskar Kraus.

XI



I.

Martin Anton Maurus Marty ist geboren in Schwyz in der Schweiz am 18. Oktober 1847 als neuntes Kind des Jakob Josef Alois Marty und der Elisabetha Reichlin aus Steinerberg.

Die Familie Marty war nicht begütert, erfreute sich aber eines vortrefflichen Rufes. Der Vater war als Sigrist Marty im Kanton wohlgelitten; er war frommen und dem Ewigen und Jenseitigen zugewandten Sinnes, unpraktisch in weltlichen Dingen, daher leicht zu übervorteilen; wiewohl er ein kluger und durchaus nicht unwissender Mann war.

Die Mutter war heiteren Temperaments und weltgewandter.

Dieser Ehe entsprossen elf Kinder; darunter vier Söhne, die sich dem geistlichen Stande widmeten.

Der älteste Martin Alois starb 1896 als Bischof von St. Cloud in Nordamerika, nachdem er lange Jahre als „Apostel der sieben Ratsfeuer" unter den Siouxindianern in Dakota als Missionär gewirkt hatte.

Der zweite der Brüder Monsignore Joh. Bapt. Marty starb als Kaplan der Schweizergarde und Geheimkämmerer des Papstes Leo XIII. im Jahre 1901.

Der jüngste, allein noch überlebende Bruder Martin ist Pfarrer und Camerarius in Schwyz; über die Kindheit seines Bruders Anton befragt, schrieb er mir:

„Vorderhand kann ich Ihnen nur sagen, daß mein lieber Bruder selig von der ersten Stunde seines Lebens ein schwächliches Kind war. Dafür war er aber ein um so gelehrigerer und strebsamer Schüler der Primarschule und später am Gymnasium im hiesigen Kollegium und an der Stiftsschule in Einsiedeln. Er glänzte allerzeit als der erste seiner Klasse."

Die Hauptzüge seines späteren Wesens und Charakters zeigten sich schon in seinem Knabenalter. Von der robusten,

kampffrohen Natur der Schweizer und auch von ihrem Geschäftsgeist hatte er wenig oder nichts. Wie mir sein Bruder erzählte, beteiligte er sich selten an den Raufereien der Dorfjugend und wenn einmal, so fiel seine Teilnahme nicht unter die Kategorie des *ποιεῖν*, sondern des *πάσχειν*. Auch sein Halstuch war eine bei seinen Altersgenossen rare Erscheinung. Mit einem Worte: seine zarte Gesundheit hat auch den Grund gelegt zu seiner späteren Hypochondrie. Ebenso trat seine übergroße Gewissenhaftigkeit, sein unstillbarer Wissensdrang und seine Leidenschaft für ein einsames, beschauliches Leben frühzeitig auf.

In ersterer Hinsicht machte er, wie er selbst berichtet, den guten patres in Einsiedeln, an denen sein Herz bis zuletzt in Liebe hing, große Sorgen. Besonders die Gewissenserforschung vor und nach der Beichte versetzte ihn in ungeheure Aufregung. An den betreffenden Tagen suchte er oft mehrmals nacheinander seinen Beichtvater auf, ehe er sich zur Kommunion entschloß. „Büble, du solltest etwas leichtsinniger sein“, ermahnte ihn einer dieser gewiß nichts weniger als leichtsinnigen Männer. Offenbar waren aber nicht alle von denen, die sich um sein seelisches Wohl zu kümmern hatten, gleich einsichtig, denn es geschah zu wenig, um ihn vor allzu großen Gewissensskrupeln und Selbstpeinigungen zu bewahren. Es ist eine psychologische Tatsache, daß gerade die reinen Seelen, eben wegen ihrer Empfindlichkeit, leicht unter Gewissensbedenken leiden, und, wenn nun gar hinter der vermeintlichen Schuld die ewige Strafe droht, wird einem zart besaiteten Gemüte die Hölle auf Erden bereitet.

Nicht minder ungewöhnlich war sein Lesedrang und sein Verlangen nach einem rein betrachtenden Dasein. Nötigte ihn der jüngere, aber ungleich stärkere Bruder allzufrüh das Buch zuzuklappen und das gemeinsame Bett aufzusuchen, so vermochte der Arme bittere Tränen zu vergießen.

Eine holzschnittgezierte Ausgabe des Orbis pictus nach Comenius aus dem Jahre 1833 in deutscher, lateinischer und französischer Sprache war die Lieblingslektüre des kleinen Anton. Mit sehnsuchtsvollem Interesse las er besonders das Kapitel „Die Universität“, und das Bild des unter einem Baldachin dozierenden Professors war ihm eine unerreichbare Idealgestalt. Secundo loco kam jedoch gleich der Weber, dessen Gewerbe ihm darum so sympathisch war, weil es mit einer sitzenden Lebensweise die Möglichkeit ungestörter Betrachtung zu verbürgen

und weniger utopisch schien. Jener dreisprachige Orbis pictus hat auch Martys Sprachkenntnisse gefördert. Und sein Sprachentalent war außerordentlich; sein feines Sprachgefühl ließ ihm auch ohne besondere Präparationen die richtigen Formen zufließen. Er verstand gute Verse zu machen, war daher einer der besten in dem Lehrgegenstand „Poesie", dabei auch musikalisch veranlagt, was mit seinen linguistischen Talenten in günstiger Wechselwirkung stand. Seit jeher gehörte das Rätselraten zu den Lieblingsbeschäftigungen seiner Mußestunden, offenbar darum, weil hier die mannigfache Bedeutung der Worte seinem Sprachsinn sowohl als auch seinem Scharfsinn willkommenen Spielraum bot; und gewiß hat die reizvolle Sprache der Rätsel mit dazu beigetragen, sein Interesse für das noch reizvollere Rätsel der Sprache zu erwecken, dem seine Lebensarbeit einstens gewidmet sein sollte.

Von der Stiftsschule in Einsiedeln kam er an das Seminar in Mainz. Namen, die ich ihn oft nennen hörte, sind die des berühmten Bischofs Ketteler, dann Moufang und Heinrich.

1867 verfaßt er in Mainz seine Preisarbeit: „Die Lehre des hl. Thomas über die Abstraktion der übersinnlichen Ideen aus den sinnlichen Bildern nebst Darstellung und Kritik der übrigen Erkenntnistheorien." Das schön geschriebene Heft widmet mehr als die Hälfte seiner dreihundert Seiten den Erkenntnistheorien vom Altertum bis auf die Neuzeit. Sehr ausführlich werden Kant, Fichte, Schelling kritisiert. Bereits in dieser Jugendarbeit zitiert er neben Trendelenburg den ihm persönlich noch unbekannten Brentano. Von Brentano war damals die 1862 verfaßte Schrift über „die mannigfache Bedeutung des Seienden bei Aristoteles" erschienen. Brentanos Werk „Die Psychologie des Aristoteles" erschien erst 1867, also im selben Jahre, wie die Preisarbeit Martys geschrieben wurde.

Die Schrift über die mannigfache Bedeutung des Seienden, in der Brentano die scheinbar ungeordnete und willkürliche Kategorientafel des Aristoteles ableitet und in ihren Grundgedanken aufdeckt, findet die Zustimmung seines ehemaligen Lehrers Trendelenburg und die Bewunderung seines künftigen Schülers Marty. Das Studium dieses Werkes nämlich ließ in Marty den sehnlichen Wunsch rege werden, bei Brentano, der in Würzburg lehrte, zu hören. Nachdem er jedoch inzwischen das Seminar verlassen hatte, sollte er nun über Beschluß seiner geistlichen

Oberen nach Münster gehen. Auf der Reise dorthin — er hatte inzwischen 1869 die niederen Weihen empfangen — kehrt er in Mainz ein, um seine ehemaligen Lehrer zu besuchen. Diese raten ihm dringend zu Brentano zu gehen und schreiben in diesem Sinne an seinen Bischof; inzwischen bleibt er in Mainz und nach Einlangen der zustimmenden Antwort geht er freudigen Herzens nach Würzburg.

Als Marty nach Würzburg kam, lehrte Brentano noch als Privatdozent; er las gerade Geschichte der Philosophie. „Eine neue Welt geht mir auf", mit diesen Worten charakterisieren die oft nur schlagwortartigen Tagebuchblätter den Eindruck, den Brentanos Vorlesungen auf den jungen Philosophen und Theologen machten. Brentano war damals selbst noch gläubig und trug das geistliche Gewand. Unter seinen zahlreichen Hörern befand sich auch Karl Stumpf, mit dem Marty alsbald bekannt wurde und Freundschaft schloß. Bald wird auch Brentano selbst auf den fleißigen Zuhörer aufmerksam, erkennt sein hervorragendes Talent, und in kürzester Zeit umschlingt ein inniges Band Lehrer und Schüler. Die Berührung mit Brentano leitet eine neue Epoche in Martys Leben ein. Es war nicht bloß der Inhalt, es war vor allem die Methode seines Philosophierens, die Brentanos Hörern eine neue Welt erschloß. Schon anläßlich seiner Habilitation im Jahre 1866 hatte Brentano die These verteidigt: Vera philosophiae methodus nulla alia nisi scientiae naturalis est. „Die wahre Methode der Philosophie ist die der Naturwissenschaften." „Diese These und was damit zusammenhängt", schrieb im Jahre 1892 Geheimrat Stumpf an Brentano, „war es auch, die Marty und mich mit Begeisterung an Ihre Fahne fesselte." Unter naturwissenschaftlicher Methode verstand aber Brentano nicht etwa eine handwerksmäßige Übertragung naturwissenschaftlicher Verfahrungsweise und bloße Nachäffung gewisser Hantierungen, sondern eine solche Verbindung von Induktion und Deduktion, von Vernunfts- und Erfahrungsprinzipien, die sich jeweilig ihrem Gegenstande anpaßt und nicht etwa wähnt, mit dem Mikroskop der Seele oder mit dem Fernrohr dem Urgrund der Welt näher zu kommen. Andererseits verband Brentano mit dem hohen Respekt vor den Naturwissenschaften und ihrer Methode die eindringliche Warnung vor solchen Naturforschern, die sich dilettantische Übergriffe in geistige Gebiete erlauben, und bei denen das Vertrauen auf die naturwissenschaftliche

Methode sich in ein Vertrauen auf sich selbst verkehrt, so daß ihnen jeder Einfall gesicherte These wird, während sie in Wirklichkeit in dem Augenblicke, wo sie das Gebiet der Geisteswissenschaften betreten, den Boden unter ihren Füßen verlieren. Selbstverständlich war es aber auch das Inhaltliche der Brentanoschen Lehre und hier insbesondere seine Psychologie vom empirischen Standpunkte, die neben seinen historischen Leistungen auf seine Hörer den größten Eindruck machte. Und hier wiederum war es die für die Logik so bedeutsame „idiogenetische“ Urteilslehre Brentanos und seine Klassifikation der psychischen Phänomene überhaupt, die für die wissenschaftliche Entwicklung Martys richtunggebend wurde.

Marty wurde nun im Jahre 1869 mit 22 Jahren als Professor für Philosophie an das Schwyzer Lyzeum berufen, empfing die höheren Weihen und im Herbst 1870 las er zum ersten Male die Messe.

Im Jahre 1872 wird Brentano zum Professor der Philosophie in Würzburg ernannt. Aber schon 1873 legt er die Professur nieder. Die Voraussetzungen, unter denen er sie erhalten hatte, waren nicht mehr gegeben. Er hatte aufgehört gläubiger Katholik zu sein.

Das Unfehlbarkeitsdogma hatte zu diesem Umschwung Anstoß gegeben. Bekanntlich haben damals viele hervorragende Katholiken, ja eine ganze Reihe Bischöfe gegen die geplante Verkündigung des Infallibilitätsdogmas protestiert. Während aber selbst Bischof Ketteler sich den vollzogenen Tatsachen unterwarf, Döllinger an der Begründung des Altkatholizismus sein Genügen fand, sah Brentano sich zu einer Überprüfung der gesamten Grundlagen seiner bisherigen religiösen Überzeugungen gedrängt nnd gelangte zu ihrer Ablehnung. Er legte das geistliche Gewand ab.

Durch diesen Schritt seines geliebten Lehrers wurde Marty in tiefster Seele schmerzlich ergriffen und erschüttert. Brentano hatte von seinen Zweifeln niemals mit ihm gesprochen, auch brieflich nicht. Nun aber wandte sich Martys kritischer Geist diesem Gebiete zu, von dem er bisher in ehrfürchtiger Scheu sich zurückgezogen hatte. Das Resultat war das Gleiche wie bei Brentano. Das Tagebuch meldet lakonisch: „Meine Überzeugung erfährt einen Wandel.“ Auch er legt seine Stelle nieder und verläßt eiligst, nahezu mittellos

und zunächst auch ohne jede Aussicht auf Broterwerb, sein Heimatland.

Er wandte sich nach Göttingen, um bei Lotze zu promovieren. Als Dissertation diente der historische Teil eines Werkes über den Ursprung der Sprache. Geprüft wurde er von Lotze und von Wilhelm Weber. Die einstündige Prüfung aus Physik trug ihm die Note 1 ein. Bei Lotze entsprach er eminenter und Lotze rühmte am nächsten Tage den Kandidaten, der einmal ordentlich Griechisch gekonnt habe. Er hatte ihn Aristoteles De anima interpretieren lassen.

Inzwischen war Brentano unter dem Ministerium v. Stremayr nach Wien berufen worden und ihm gelang es, Marty, dessen „Ursprung der Sprache“ inzwischen 1875 erschienen war, an die neubegründete Universität Czernowitz mit Erfolg zu empfehlen. Marty reist über Wien und Krakau nach Lemberg. Sein Tagebuch berichtet: „Ich empfing zum ersten Male Eindrücke und sah Dinge, die ich früher nie gesehen hatte, und zwar wachsend fremdartig und fremdartiger; ich weiß noch, wie ich die elenden Hütten gesehen habe, die man dort Panenhäuser (= Herrenhäuser) nennt und die so abstechen von den Schweizer Bauernhäusern. Ich klammerte mich daran, daß man sagte, in der Bukowina sei es weit besser; aber als ich die bukowinaer Grenze überschritt, sahen die Bauernhäuser gerade so aus, wie in Galizien.“

Trotz der Fremdartigkeit der neuen Umgebung war Marty glücklich, in Czernowitz ungestört seiner Wissenschaft leben zu können.

Die Ferien verlebte er gemeinschaftlich und auf gemeinschaftlichen Reisen mit Brentano. Eine italienische Reise vermittelte ihm künstlerische Eindrücke, von denen zahlreiche Notizen begeistertes Zeugnis ablegen. Es war die glücklichste Zeit seines Lebens.

Nachdem 1879 sein Buch über die Entwickelung des Farbensinnes erschienen war, erfolgte 1880 seine Berufung nach Prag. Der Vorschlag lautete primo loco Eucken, secundo loco Marty, tertio loco Elias Müller. Seine Czernowitzer Hörer lassen bei dem überaus herzlichen Abschied das Lied von den Prager Studenten ertönen. Seine Antrittsvorlesung hält er über die Philosophie Kants.

Ein Teil des Jahres 1880 ist dem neuerlichen prüfenden Studium von Kants Kritik der reinen Vernunft gewidmet, diesmal

gemeinschaftlich mit Brentano, der inzwischen auch auf die Wiener Professur verzichtet hatte. Die folgenden Jahre sind ausgefüllt mit intensiver wissenschaftlicher und schriftstellerischer Tätigkeit. Außerdem zieht sein Vortrag, der sich auf alle Gebiete der Philosophie erstreckt, eine immer steigende Zahl von Hörern aller Fakultäten an sich. Im Jahre 1890 ist er Dekan der philosophischen Fakultät. An äußeren Erfolgen bringt ihm das Jahr 1894 einen primo loco Vorschlag der Wiener Universität für die neu zu errichtende III. Lehrkanzel. An zweiter Stelle wurde Jodl, an dritter Windelband namhaft gemacht. Für die II. Professur hatte die Fakultät, wie fast alljährlich, unico loco Brentano genannt. Da dieser Vorschlag auch diesmal unberücksichtigt bleibt, verläßt Brentano Wien, an dessen Universität er mit beispiellosem Erfolge durch 14 Jahre als Privatdozent gewirkt hatte. An seiner Statt wird der Physiker Ernst Mach zum Professor der Philosophie, insbesondere für Geschichte und Theorie der induktiven Wissenschaften ernannt. Ihm folgte später Boltzmann. Allein auch der Vorschlag Martys wurde nicht berücksichtigt. Der Minister Madeyski erklärte, Martys Berufung nach Wien scheitere an seiner Vergangenheit; er — der Minister — müsse auf Imponderabilien Rücksicht nehmen. So wurde denn Friedrich Jodl, der bisher neben Marty in Prag gewirkt hatte, berufen. Diese Besetzungsangelegenheit fand ihren Abschluß, indem der Theologe Laurenz Müllner der Wiener philosophischen Fakultät zugeteilt wurde. Von Martys Hörern wurden alle diese Begebenheiten zum Anlaß genommen, um ihm wiederholt stürmische Ovationen zu bereiten. Darauf folgte die Wahl Martys zum Rektor. Diese von allen vier Fakultäten einstimmig dargebrachte Vertrauenskundgebung erfüllte ihn mit dankbarer Genugtuung. Es war das letzte freundliche Ereignis seines Lebens, das ihm von nun an nur allzuviel Kummer und Enttäuschungen bringen sollte.

Die Fäden, die ihn mit der Heimat verbanden, waren einer nach dem andern von der Hand der Parzen durchgeschnitten worden. Sein Vater war lange tot. Seine Mutter war im Jahre 1888 gestorben. Von seinen Geschwistern war ihm schließlich nur noch der jüngste Bruder geblieben. Er beklagt die Abberufung manches lieben Kollegen nach anderen Universitäten und den Tod seines Freundes Jung. Der Kreis jener

Männer, die sein Wesen und sein Wirken zu würdigen wußten, wird immer kleiner.

Zunehmende Kränklichkeit legt ihm Rücktrittsgedanken nahe. Durch die Habilitation einiger seiner Schüler hofft er, dafür sorgen zu können, daß die Methode und die Richtung seines Forschens und Denkens ihn überdauert. Die folgenden Jahre steigert sich womöglich noch die Intensität seiner Tätigkeit; nicht nur den ganzen Tag, auch die oft schlaflosen Nächte hindurch beschäftigten ihn philosophische Probleme.

Wenn ich noch eines freudigen Augenblickes gedenken soll, so ist es die Nachricht von der einstimmigen Wahl Brentanos zum korrespondierenden Mitglied der Berliner Akademie im Jahre 1914. Gewisse Versuche, die Bedeutung Brentanos und seiner Richtung durch den Hinweis auf die angebliche Unbekanntheit Brentanos in Deutschland herabzudrücken, wurden dadurch in schöner Weise illustriert.

Im Jahre 1909 starb der Professor der Philosophie in Innsbruck Emil Arleth. Marty hielt ihm, der früher in Prag gelehrt hatte, in der deutschen Gesellschaft für Altertumskunde einen Nachruf und sagte bei dieser Gelegenheit: „Aber wenn auch Professor Arleths Geschick so in mannigfacher Hinsicht ein recht tragisches zu nennen ist, so ist ihm doch eine schmerzliche Erfahrung erspart geblieben, auf die sich der wissenschaftliche Forscher, und wie die Geschichte zeigt, insbesondere der Philosoph auch gefaßt machen muß, ich meine das Los der gänzlichen Verkennung seines verdienstlichen Wirkens.“ Ob Marty Erfahrungen dieser Art erspart geblieben sind? Die Antwort ergeben seine Aufzeichnungen. Im Jahre 1911 schreibt er: „Ich überlasse es also der Geschichte, zu urteilen, ob ich in meinen publizierten Arbeiten und in dem langjährigen wissenschaftlichen Briefwechsel zwischen Professor Brentano und mir, bloß ein Hinnehmender oder auch ein Prüfender, und ob und in welchem Maße auch selbst ein die Forschung Fördernder war; und was meinen Unterricht betrifft, so war ich stets bestrebt, meine Schüler zu selbständigem Denken anzuleiten, und derjenige war mir der Liebste, der nichts autorativ hinnahm, sondern für alles nach Gründen fragte, der mir die meisten und treffendsten Einwände brachte und nicht ruhte, bis ihm alles zur Evidenz geklärt war.“ Wie es also scheint, hat sowohl seine Forscher- als auch seine Lehrtätigkeit ungerechte Angriffe erdulden müssen. Und weiter heißt es in

diesen Betrachtungen: „Meine einzige Diplomatie war, persönliche Niederlagen und Demütigungen gering anzuschlagen und nur das unter den Umständen Mögliche anzustreben.“ Dazu die Worte: „Man muß pflügen auch bei dunklem Wetter und pflügen, pflügen!“ Und noch im Jahre 1913, — also in dem Jahre, wo er von seinem Lehramt zurücktrat —, schreibt er in sein Tagebuch: „Die einzige Pflicht, die man solchen Erlebnissen gegenüber hat, ist, sich durch derartige Mißhandlungen nicht in der Ruhe zur meditatio aeterni beeinträchtigen zu lassen“ . . . . . . „Arbeiten und nicht verzweifeln. Arbeiten versetzt den Menschen in eine gewisse Harmonie, ist ein Läuterungsfeuer, woran alles Gift in heiliger Flamme verbrennt.“ Und er notiert die Verse Grillparzers:

Ihr wollt meinen Wert bestreiten!
Ich lasse es ruhig geschehen.
Ich komme aus anderen Zeiten
Und hoffe, in andere zu gehen.

Und ein anderes Mal zitiert er:

Hast du getan das Beste, sie wollen es nicht fassen,
Tue was noch besser, bleib ruhig und gelassen.

Und an diese Maxime hatte er sich nach Kräften zu halten gesucht.

Er fühlte sich als eine Herder verwandte Natur und die Biographie Herders vom Haym las er gerade im letzten Jahre seines Lebens mit großer Teilnahme. Er notiert viele Seiten daraus. In der Tat war ihm mit Herder mehr gemein als das Interesse für die Frage nach dem Ursprung der Sprache. Vor allem die überzeugte Gegnerschaft gegen die Kantsche Philosophie. Sein erstes Wort beim Antritt seiner Lehrtätigkeit war gegen Kant gerichtet gewesen und ebenso galt sein Abschiedswort den Irrtümern der transzendentalen Methode. Er applaudiert in seinen Notizen dem Urteil Herders, der die Postulatenphilosophie Kants „das gefährlichste Kissen für Schlaftrunkene“ nennt.

Seine Untersuchungen zur allgemeinen Grammatik und Sprachphilosophie wenden sich vielfach gegen Grundlehren Kants und seine nachgelassenen Werke über Zeit und Raum, wie auch der II. Band der Untersuchungen sind zum großen Teile nichts anderes als eine tief dringende, ruhige und vorurteilslose Kritik des Kritizismus.

Mit Herder gemein hatte Marty die Zartheit seines Charakters und seine moralische Integrität; beides machte es ihm unmöglich den Brutalitäten des Lebens mit gleichen Waffen zu begegnen. Das Wort von der anima candida wird oft mißbraucht; wenn es aber nicht auf Marty paßt, dann auf niemand. Er war eine reine, kindliche Seele. Daher auch seine Zuneigung zu Kindern. Was da im Prager Stadtpark, in dessen Nähe er wohnte, und in der Mariengasse an Kleinzeug sich herumtrieb, gehörte zu Martys Freunden und Freundinnen. Die chronometrisch abgemessene Zeit seiner Spaziergänge war ihnen zum Teil gewidmet. Und manche sprachgenetische Beobachtung hat er an der Seite eines Kinderwägelchens gemacht. Wohl waren ihm allerlei Sonderbarkeiten eigen. Vor allem eine Hypochondrie von Kindheit an, die sich durch einen unglücklichen Zufall — eine Überanstrengung des Herzens bei einem Ausfluge — ins Maßlose steigerte. Diese Hypochondrie wurde in späteren Jahren noch gefördert durch die brennende Begier, sein Lebenswerk der geschwächten Gesundheit und allen feindlichen Mächten zum Trotze in theoretischer und praktischer Hinsicht zu vollenden. Von der peinlichen Erfüllung seiner Pflichten hielt ihn jedoch nichts ab.

Er litt immer mehr und mehr an den qualvollsten Migräneanfällen. Hierzu gesellten sich oft heftige Beschwerden, Symptome der schleichenden Krankheit, die ihn, dessen Widerstandskraft durch seelische Erschütterungen geschwächt worden war, allzufrüh und unerwartet hinwegraffen sollte.

Ihrer ungeachtet hat er oft, den stärksten Üblichkeiten ausgesetzt, Kolleg gelesen oder an wichtigen Sitzungen sich beteiligt. Und die Sorge um sein Wohl hat ihn schon seinerzeit nicht gehindert seinen Freund und Lehrer Brentano, als dieser in Wien an den schwarzen Blattern erkrankte, Tag und Nacht zu pflegen. Je größer die Hemmungen, desto größer das Verdienst, desto größer die Selbstaufopferung. Wie er von dem Werte der Freundschaft dachte, bezeugt somit nicht nur seine Rektoratsrede „Was ist Philosophie“, die edle Freundschaft als eines der kostbarsten Güter des Philosophen preist, sondern sein praktisches Verhalten selbst. Brentano insbesondere war er zeitlebens in Treue und Dankbarkeit zugetan, und weil er die wissenschaftlichen Differenzen, die sich im Laufe der Zeit einstellten, nicht in auffälliger Weise vor der Öffentlichkeit betonte,

und weil diese wissenschaftlichen Meinungsverschiedenheiten das persönliche Verhältnis zwischen den beiden Freunden niemals zu beeinträchtigen vermochte, so wurden daraus ungerechte Schlüsse auf seine wissenschaftliche Selbständigkeit gezogen. Brentano freilich wußte seinen Wert vollauf zu würdigen. Zu Martys 60. Geburtstage widmete er ihm einige Distichen, von denen ich nur die letzten Verse zitieren will:

Und noch nannte ich nicht, was dir als bestes verliehen,
Du warmfühlendes Herz! selbstlos, ganz Liebe und Treue,
O, wer kennt es wie ich, den es vor allen beglückt?
Schien oft Wüste die Erde, der Bronnen der Treue versieget,
Scheucht auf dich ein Blick rasch mir den schreckenden Traum.
Nein, wenn alle verlassen, solang du pilgernd der Erde
Lebst, lebt Freundschaft auch, bleibet ihr süßester Trost.
Und so grüß' ich dich heut' nicht Forscher, nicht Führer, nicht Streiter
Hehrer Befreiung, nein: liebend, geliebtester Freund!

Auch vielen seiner Schüler wurde Marty ein Freund, Helfer und Berater. Seine Hörer fesselte der wunderbar klare, jeder rhetorischen Phrase abholde, dabei doch eindringlich überzeugende Vortrag.

Die Hörerschaft hat ihm denn auch bei verschiedenen Anlässen ihre Sympathien kundgegeben; so auch anläßlich seines Scheidens. Marty erwiderte mit folgender Abschiedsrede:

„Aufrichtigen Dank für die freundlichen Worte. Seien Sie überzeugt, daß Sie mir damit eine herzliche Freude bereitet haben. In der ganzen Zeit der 43 Jahre, wo ich als Lehrer der Philosophie gewirkt habe, war — neben der wissenschaftlichen Forschertätigkeit — die Anhänglichkeit meiner Hörer eine meiner größten Freuden, insbesondere wenn diese Anhänglichkeit mit derjenigen für die Philosophie Hand in Hand ging und ihr Ausfluß war. Das aber zu sehen ist mir vielfach besonders während der 33 Jahre meiner Wirksamkeit an der hiesigen Universität zu Teil geworden. Und es wird mir ein Trost sein, wenn Sie, meine Herren, auch fernerhin, wenn ich nicht mehr unter Ihnen, ja auch nicht mehr unter den Lebenden sein werde, Freunde der echten Philosophie und des echten Philosophierens bleiben. Ich sage: des echten Philosophierens. Denn es gibt ja und gab zu jeder Zeit auch Imitationen — eine Mimikry — der Philosophie, und wir finden etwas derart schon in der alten griechischen Zeit, wo die Sophisten an die Stelle aufrichtiger

Wahrheitsforschung rhetorisch-dialektische Künste setzten und sich anheischig machten für Jegliches, ja auch für Entgegengesetztes gleich glaubhafte Begründungen zu liefern.

Und das Angebot derartiger Leistungen begegnete auch zu allen Zeiten mehr oder weniger der Nachfrage, ja zeitweilig überstieg und übersteigt die Nachfrage sogar das Angebot. Jedenfalls sehen wir immer und immer wieder, aus dem Kreise verschiedener Lehrgebiete und Weltanschauungen und aus entgegengesetzten Lagern das Ansinnen an die Philosophie gestellt, daß sie sich als Herold und Wanderprediger in den Dienst von diesen oder jenen Ansichten stelle, die gerade dominieren, obwohl die betreffenden Meinungen vielleicht diese Gunst beim Publikum garnicht ihrem Wahrheitsgehalt verdanken, sondern nur vorübergehende Vorurteile sind. Aber wer solche Dienste tut, der kann nicht ein echter Philosoph sein. Vielmehr verdient diesen Namen nur derjenige, der sich allem gegenüber, was nicht bewiesen ist, das Recht des Zweifels und der Kritik wahrt und der an jeden Beweisversuch, eigenen und fremden, die höchsten logischen Anforderungen zu stellen gewohnt ist, mag dies auch manchen Leuten so unbequem und odios sein wie den Ratsherren von Athen, die einen ihnen verhaßten Logiker und Kritiker der Art zum Giftbecher verurteilten. Während umgekehrt solche, die mit dem großen Strome schwimmen, auch von ihm getragen, ja hoch gehoben werden, obwohl, was dem Vorübergehenden vielleicht wie ein Stern erster Größe erscheint, nur ein Irrlicht ist, entstiegen dem Sumpfe ungesunder Methode oder ebenso ungesunder Reklame. Kurz: die echte Philosophie will nicht die Magd irgendeiner Partei sein, sondern nur im höchsten Dienste, in dem der Wahrheit stehen, keine Erscheinung der blinden Macht, sondern eine solche der Einsicht und entschlossen nur mit dieser zu siegen und sonst lieber zu unterliegen. Diese Philosophie verbindet darum mit dem rein theoretischen Interesse das unentwegte Festhalten an der richtigen Forschungsmethode, die keine andere als diejenige ist, durch welche auch die Naturwissenschaften emporgeblüht sind. Eine Methode, die nicht in phantastischem Fluge alle Erkenntnis wie mit einmal zu gewinnen hofft, sondern weiß, daß nur Schritt für Schritt ein Vordringen möglich ist und daß bedächtig und sorgfältig ein Baustein zum anderen gefügt werden muß, wenn ein solides Wissensgebäude entstehen soll.

Meine Herren! Es war stets mein Bestreben, die Liebe zu dieser Art des Philosophierens in Ihnen zu erwecken, in der mir selbst neben einem Aristoteles, Cartesius, Locke, Leibniz u. a. auch mein verehrter Lehrer Franz Brentano ein Vorbild war, und ich freue mich, wenn diese Liebe unter Ihnen fortdauert, auch wenn ich nicht mehr bin." — —

Durchdrungen von dem Werte seiner Wissenschaft, stellte Marty als Lehrer und Prüfer nicht geringe Anforderungen. Aber die größte Strenge übte er doch nur gegen sich selbst. Ja, infolge seines nervösen Leidens quälten ihn gar oft gänzlich ungerechtfertigte Skrupel, und zu Zeiten, wo die Aufregungen seines Berufes — sie waren nicht selten und nicht gering — besonders an seiner Nervenkraft zehrten, steigerten sie sich bei voller Krankheitseinsicht in Besorgnis erregender Weise. Sein Verkehr wurde immer geringer. Schließlich kamen nur ganz wenige Freunde in sein stilles Heim. Nach seiner Heimat, an der er mit echt schweizerischer Liebe hing, kam er schon lange nicht mehr.

Rücksichten auf Vergangenheit und Zukunft machten es ihm schwer und schwerer. Mit seinem Bruder blieb er in innigem brieflichen Verkehr. Seinen Abscheu vor Eisenbahnfahrten überwand er nur noch, um alljährlich einmal Brentano zu besuchen. Seine Sommerreisen wurden alljährlich kürzer. Den größten Teil seiner Ferien verbrachte er in Prag. Mit großem Eifer reiste er dagegen auf der Landkarte, las Reisebeschreibungen, geschichtliche Werke und Biographien. Jahrzehnte lang ging er schon nicht mehr ins Theater, nie in ein Konzert, nie in eine Gesellschaft. Sein ästhetisches Bedürfnis stillte er durch Lesen. Gern griff er zu „Don Quixote", zum „Prediger von Wakefield", zu „Manzoni", auch zu Keller, Storm und Gotthelf. Auf seinem „Blüthner" spielte er Mozart und Beethoven und einige ältere Opern; nichts rührte ihn mehr, als eine schöne Frauenstimme. Um sich nicht gefangen zu geben, vermied er es, sie zu hören. So sehr eine geliebte Frau sein Lebenglück erhöht hätte, blieb er doch unvermählt. Mannigfache Motive bewogen ihn dazu; neben der zartesten Rücksicht auf den Schmerz, den ein solcher Schritt seiner frommen Mutter bereitet hätte, vor allem die Besorgnis, gleich Brentano, durch Aufgeben des Zölibats in seiner öffentlichen Lehrtätigkeit gefährdet zu werden.

So vereinsamte er schließlich nahezu ganz. Er führte das Dasein eines Eremiten, wie einst jener Marty, von dem

die Schwyzer Chronik berichtet; in mundo tamquam non in mundo.

Am Abend blätterte er gern in seinem alten, mit Holzschnitten geschmückten Comenius und betrachtete wehmütig das Bild des friedlich dasitzenden Leinenwebers und noch wehmütiger das des baldachingekrönten Universitätsprofessors.

Bis zum letzten Augenblicke übt er sich in Entsagung: Auf seinem Sterbebette spricht der Dürstende den Wunsch nach einem Trunke Bier aus. Der Arzt gestattet es. Doch schon weist Marty das Gelüste wieder ab mit den rührenden Worten: „Sehen Sie, so tief bin ich schon gesunken."

So blieb er sich selbst getreu im Leben und im Sterben, und ging dahin, schmerzlos, im Frieden mit Gott und mit sich selbst. Das edelste Beispiel eines *βίος θεωρητικός*.

Am 1. Oktober 1914, um 10 Uhr nachts, verschied er an innerer Verblutung. Ich wüßte ihm keine bessere Grabschrift zu setzen als jene Worte John Lockes, mit denen Martys Rektoratsrede schließt:

> „Die Wahrheit um der Wahrheit selbst willen lieben ist der wichtigste Teil menschlicher Vollkommenheit hier in der Welt und die Pflanzstätte aller andern Tugenden."

II.

1. Martys erstes Buch „Über den Ursprung der Sprache", Würzburg 1875, gliedert sich in einen historisch-kritischen und einen positiv-darstellenden Teil. In dem ersten stellt Marty jene Theorien, die er „nativistische" nennt, den von ihm sogenannten „empiristischen" gegenüber.

Humboldt hatte die Sprache als eine ursprüngliche und unbewußte Emanation des Geistes erklärt, in ähnlich mystisch-dunkler Weise wie s. Z. Savigny das Recht als ein organisches Erzeugnis des unbewußt wirkenden Volksgeistes.

Abgesehen von dieser älteren Lehre waren es vornehmlich die Theorien von Steinthal, Lazarus, M. Müller und Wundt, denen Marty entgegentrat. Besonders Steinthal, und ähnlich Wundt, lehrte, die Sprache falle unter die Gattung der „Reflexbewegungen"; an bestimmte Anschauungen, meinten diese Schriftsteller, schlossen sich beim Urmenschen bestimmte Gebärden und insbesondere Lautgebärden, namentlich onomatopoetische; nur daß nach Steinthal die Ähnlichkeit zwischen Vorstellung und Laut keine direkte sein mußte, sondern durch das Gefühl ver-

mittelt wurde. Diese Instinkt- oder Reflextheorien nannte Marty nativistische. Ihnen gegenüber stellte er sich auf die Seite derjenigen, die versucht hatten, die Sprache als eine solche Erwerbung des Menschen aufzufassen, die hervorgegangen ist aus dem Triebe und Verlangen nach Mitteilung. In Betracht kommen besonders: Bleek, Whytney, Tylor, Geiger und Madvig.

Aber auch von diesen empiristischen Versuchen unterscheidet sich die Martysche Theorie in wesentlichen Punkten und vor allem in der Methode.

Nicht durch neue Annahmen wie seine Vorgänger, sondern durch eine richtigere Schätzung der bekannten Kräfte suchte Marty die Entstehung der Sprache, die auf historischem Wege nicht endgültig zu ermitteln ist, zu erklären, indem er die Frage zu beantworten trachtete, ob und wie etwa in Analogie zu dem, was wir heute an kommunikativen Fähigkeiten und Mitteln am entwickelten und primitiven Menschen beobachten, Anfänge eines menschlichen Sprechens entstehen konnten.

In einer der naturwissenschaftlichen Methode entsprechenden Kombination von Induktion und Deduktion — Vernunfts- und Erfahrungsprinzipien — zeigt Marty, daß die Sprache entstanden ist aus dem Verlangen nach Verständigung und die dadurch motivierte, absichtliche aber planlose Bildung von anfangs nachahmenden Bezeichnungsmitteln.

Das Buch wurde auch von seinen Gegnern mit großer Achtung aufgenommen. Ludwig Tobler z. B. schrieb in der von Lazarus und Steinthal herausgegebenen „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft“, IX, 1877: Der Verfasser habe sich die zur Lösung seiner Aufgabe nötigen sprachwissenschaftlichen Kenntnisse in höherem Maße angeeignet, als dies von manchen Sprachforschern in Absicht auf philosophische Kenntnisse gerühmt werden kann. Er nennt die Darstellung durchweg klar, ruhig und unparteiisch, müht sich aber im Übrigen, die Differenzen zwischen Nativismus und Empirismus möglichst gering erscheinen zu lassen.

Karl Brugman (Jenaer Literaturzeitung 1877, Nr. 45) schrieb: „Martys Arbeit verdient vor Allem wegen ihrer nüchternen, klaren und streng methodischen Behandlung eines der schwierigsten die Geisteswissenschaften beschäftigenden Probleme die vollste Beachtung von Seiten aller derer, die sich für dieses Problem interessieren“: Zwar bringe sie nicht die endgültige

Lösung, aber sie bezeichne klar die Richtung, in welcher, bei dem gegenwärtigen Stand der psychologischen und linguistischen Wissenschaft die Lösung zu suchen ist.

In dieser Richtung hat denn auch Marty seine Forschungen zeitlebens fortgesetzt; er konnte hierbei seine empiristische Hypothese nur festigen, ja auf alle anderen sozialen Institutionen entsprechend ausdehnen. Sie läßt sich im Anschluß an seine Darstellungen folgendermaßen skizzieren:

Jeder einzelne Schritt der Sprachbildung war nach Marty ein bewußter, sofern er aus der Absicht der Verständigung hervorging, ja meist eine Wahlhandlung war; aber jeder der Sprachbildner dachte nur an das gegenwärtige Bedürfnis, und von dem Ganzen und dem endlichen Resultate hatte keiner von Allen, die stückweise Beiträge dazu lieferten, irgendein Bewußtsein, noch weniger von der Methode oder den Methoden, die bei dem Bau befolgt wurden. In diesem Sinne war die Sprachbildung eine unbewußte. Marty geht also im Gegensatz zu den Nativisten davon aus, daß die Laute der Sprache als Zeichen unserer Gedanken und Gemütsbewegungen,[1] ihnen weder durch einen natürlichen Mechanismus, noch durch vorbedachten Plan und Übereinkunft zugeordnet sind.

Da sie weder angeboren sind, noch durch Verabredung erfunden werden konnten, so blieb bloß die eine Möglichkeit für ihre Bildung übrig, daß man in jedem Falle des Bedürfnisses nach Verständigung ein Zeichen wählte, das entweder durch seine Ähnlichkeit mit dem Bezeichneten oder vermöge einer durch Zufall und Gewohnheit gestifteten Assoziation die Bedeutung zu erwecken versprach.

Weil aber solcher unmittelbar geeigneter Zeichen nur wenige waren, so wurde man, um mit ihnen das Auskommen zu finden für die Bezeichnung der weit größeren und stets wachsenden Menge auszudrückender Inhalte, unausweichlich darauf geführt, nicht bloß deren unmittelbare, sondern auch die mittelbare assoziative Kraft keck und erfinderisch auszunützen, soweit sie nur immer Aussicht bot sich zu bewähren.

Der Mensch mußte vorerst die Erfahrung machen, daß er nicht nur durch Gebärden, sondern auch durch Lautnachahmung sich verständlich machen könne.

---

[1]) Die ersten absichtlichen Sprachäußerungen waren von interesseheischender Natur. Erst später kam es zu primitiven Aussagen.

Der Mensch konnte etwa mit „Wau-Wau" den Ton eines Hundegebelles oder mit „Gack-Gack" das Gegacker der Ente bezeichnen wollen — nicht den Hund oder die Ente selbst —, dann ist die Vorstellung des Hundegebelles oder des Gackerns die Bedeutung des Zeichens.

Oder aber der Mensch will mit „Wau-Wau" den Hund oder mit „Gack-Gack" die Ente selbst bezeichnen, dann ist die Vorstellung des Bellens oder Gackerns zu einer bloßen Hilfsvorstellung herabgesunken, die auf die eigentliche Bedeutung — die Vorstellung des Hundes oder der Ente — hinweisen soll; jene Hilfsvorstellung ist nicht mehr die Bedeutung, sondern selbst ein Zeichen — die innere Sprachform — das Etymon.

Dies ist der ursprüngliche Anlaß und der Hauptzweck der inneren Sprachform: als Band der Assoziation zu dienen zwischen Laut und Bedeutung und es den Sprachschöpfern zu ermöglichen, durch eine relativ beschränkte Zahl unmittelbar verständlicher Zeichen eine weit größere Fülle von Inhalten zu umspannen.[1])

So geschieht es noch heute bei Kindern und Sprachunkundigen, wie bei jenem Franzosen, der im Gasthause zu der kühnen metaphorischen Wendung greift: „Diese Suppe ist viel Sommer."

Marty nannte das später die figürliche innere Sprachform. Die auffälligsten Beispiele sind die Bezeichnungen für Psychisches: begreifen, schwankendes Urteil; erbaut, gefaßt, erschüttert; nicht darum hat man die Bilder vom Physischen genommen, weil dieses früher wahrgenommen wurde als das Psychische, sondern weil es der gemeinsamen Beobachtung zugänglich ist.

Bei gleicher Bedeutung kann die innere Sprachform sehr verschieden sein. Leichdorn heißt bald Hühnerauge, bald — im Holländischen — Elsterauge, bald — in einer innerasiatischen Sprache — Fischauge.

Diese Bilder haben teils, aber nicht immer, den Zweck ästhetisches Vergnügen zu erwecken, teils — und dies ist und war der Hauptzweck — das Verständnis zu vermitteln.

---

[1]) In der Folge wurde sie auch benutzt, um die Schönheit unseres Vorstellungslebens und das ästhetische Vergnügen daran zu erhöhen.

Der Terminus innere Sprachform stammt von Humboldt; er hat die Erscheinung wahrgenommen, aber er hat sie nicht richtig gedeutet; er meinte, sie sei die dem betreffenden Volke eigentümliche Weltanschauung. Aber die Weltanschauung ist niedergelegt in den Bedeutungen der Worte, in den Begriffen, Urteilen, Überzeugungen, die in den Sprachmitteln zum Ausdruck kommen.

Die innere Sprachform kann nur insofern eine Weltanschauung genannt werden, als sie auf eine gewisse Richtung der Phantasie hinweist, witzige Vergleichungen bietet, Bilder und dergleichen. Jede Metapher oder Metonymie gibt Beispiele.

Wenn der Börsenbericht besagt „Kälber gingen schlank ab“ oder „Kälber erfreuten sich eines starken Absatzes“, so ist beidemale die Bedeutung dieselbe, aber die innere Sprachform verschieden.

Der Elefant heißt im Sanskrit der mit einer Hand versehene, der zweimal Trinkende; das sind verschiedene Sprachformen für einen und denselben Begriff; wer den Elefanten den zweimal Trinkenden nennt, will in letzter Linie ebensowenig diese Vorstellung erwecken, wie einer, der ihn den Zweizahnigen heißt, sondern eine andere zusammengesetztere Vorstellung. Humboldt glaubte, es sei derselbe Gegenstand gemeint durch verschiedene Begriffe. Das wäre eine verschiedene Klassifikation, wie z. B. wenn man ihn einmal unter Säugetier, ein andermal unter lebendes Wesen subsumierte.[1])

2. Der „Ursprung der Sprache“ war 1875 herausgekommen; im Jahre 1884 begann Marty eine Serie von zehn Artikeln für die Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie zu schreiben, deren letzter im Jahre 1892 erschien, und die den Titel führte: Über Sprachreflex, Nativismus und absichtliche Sprachbildung. Hier wird die ganze Frage nochmals aufgerollt.

Die Zugeständnisse, die Steinthal inzwischen der empiristischen Theorie gemacht hatte, waren ungenügend und die von ihm und namentlich von Wundt nunmehr vorgetragene Apperzeptionstheorie geben Marty Anlaß, den eben erörterten

---

[1]) Die Bonner Dissertation (1913) „Darstellung nnd Würdigung des sprachphilosophischen Gegensatzes zwischen Paul, Wundt und Marty“ von Otto Broens hat diese Gedanken Martys mißverstanden und daher S. 50 entstellt wiedergegeben.

Begriff der „inneren Sprachform“ genauer zu untersuchen und zu klären.

Gegen Tobler und andere wird die empiristische Position verteidigt. Die erneute Prüfung der Sache ergibt, daß Nativismus und Empirismus ein aut-aut bilden, aus dem kein Entrinnen ist.

Die aufgewandte Mühe lohnte sich.

Hatten sich schon vorher Scherer, Jolly, Schuchardt, Brugman zum Empirismus bekannt, so folgten jetzt auch andere. Im Jahre 1908 (Untersuchungen I, 672) konnte Marty darauf verweisen, daß auch solche Gelehrte, die ursprünglich mehr von nativistischen Ansichten auszugehen schienen, sich jetzt einer empiristisch-teleologischen Betrachtungsweise zuneigen, so Tobler, Paul, Delbrück, Bruchmann.

Was Wundt anlangt, so hat er, durch Martys Lehre veranlaßt (freilich ohne es einzugestehen), seinen früheren Standpunkt mehrfach, wenn auch widerspruchsvoll und unklar modifiziert.[1]) In eben diesen Aufsätzen und sodann in seinem zweiten Buche „Die Frage nach der geschichtlichen Entwicklung des Farbensinnes“, Wien 1877, hat Marty seine empiristisch-teleologische Ansicht auf alle sozialen Institutionen erweitert, insbesondere auf Recht und Staat. Er sagt wörtlich:

---

[1]) Die erwähnte Dissertation verlegt diese späteren Zugeständnisse in die früheren Schriften Wundts, um dann die Angriffe Martys, auf die sie zurückzuführen sind, als nichtig darstellen zu können. In meiner Erstlingsschrift „Das Bedürfnis“, Leipzig 1894, habe ich schon darauf hingewiesen, daß es die Meinung mancher Schriftsteller zu sein scheint, es sei die Opposition gegen den Nativismus eines Steinthal und Lazarus von Wundt ausgegangen, während in Wahrheit Wundt in der ersten Auflage seiner Physiologischen Psychologie 1874 nicht den geringsten Widerstand erkennen läßt. Auf S. 853 und 854 wird die Sprache ausdrücklich als Reflex des Apperzeptionsorgans bezw. des Apperzeptionsvorgangs bezeichnet. Ein Jahr nach dem Erscheinen des Wundtschen Werkes veröffentlichte Marty seinen „Ursprung der Sprache“. Seitdem hat Wundt zuerst in einer Besprechung des Kußmaulschen Buches „Störungen der Sprache“ (1878), dann in der zweiten Auflage seiner Physiologischen Psychologie (1880), insbesondere auch in den „Essays“ (1885) Modifikationen seiner Ansicht vorgenommen, die sich von der durchsichtigen Klarheit und scharfen Präzisierung der Martyschen Theorie nicht gerade vorteilhaft unterscheiden. Marty mußte daher auch fernerhin den Ausführungen Wundts entgegentreten. Die Bezugnahme Wundts auf Martys Werk (S. 439 der zweiten Auflage der Physiologischen Psychologie) dürfte schließlich genugsam beweisen, daß Wundt, sofern er überhaupt Steinthal und Lazarus widerspricht, durch Martys Ursprung der Sprache hierzu veranlaßt worden ist.

„Jegliches im anfänglichen Rechts- und Staatswesen ist durch einen Erfinder gestiftet worden, der nur das nächste Bedürfnis im Auge hatte, das kleinere oder größere Ganze aber, wozu er beitrug, nicht überblickte."

Er hat auch hierin vollkommen recht behalten. Wie Humboldts Lehre von der Sprachkraft, so ist auch Savignys mystische Theorie vom „organischen Wachstum des Rechtes aus dem Volksgeiste heraus" längst aufgegeben und durch eine empiristisch-teleologische ersetzt worden.[1]) Ich nenne Jhering, Jellinek, Becker auf dem Rechtsgebiete, Karl Menger auf dem Gebiete des Geldwesens und wirtschaftlichen Verkehrs. Jhering läßt das Recht in seiner fragmentarischen Entwicklungsgeschichte des römischen Rechtes ebenso durch einzelne Pfadfinder entstehen, wie Menger das Geld- und Tauschwesen und Marty die Sprache.

Vom Recht, vom Staate, von der Wirtschaft, vom Geldwesen gilt genau das Gleiche, was Marty von der Sprache lehrt: sie sind entstanden aus den planlosen Beiträgen vieler, von denen jeder nur die Abhilfe für das augenblickliche Bedürfnis, keiner das Ganze der Aufgaben im Auge hatte. Und die Zweckmäßigkeit und Einheitlichkeit, die das so gewordene Ganze doch aufweist, ist das Resultat eines natürlichen Kampfes ums Dasein und einer fortgesetzten Auslese des Brauchbaren unter den verschiedenen, versuchten Mitteln und Methoden und der Macht der Gewohnheit und Analogie zu dem einmal als tauglich Befundenen.

Und dieselbe Entstehungsweise erklärt die verschiedenen Dysteleologien und Mängel, die sich bei allen diesen sozialen Gebilden finden.

3. Ich erwähnte soeben das 1879 in Czernowitz geschriebene Buch über den Farbensinn.

Es verdankt seine Entstehung einer Gelegenheitsursache, einem Besuche bei dem Ästhetiker Zimmermann.

Der tiefere Grund freilich war Martys Interesse für psychologisch-physiologische Fragen und seine eigenen ästhetischen Neigungen. Vom ersteren zeugt auch der eine Anhang „Über

---

[1]) Vgl. O. Kraus, Die leitenden Grundsätze der Gesetzesinterpretation in der Zeitschrift für das private und öffentliche Recht, 32. Bd., S. 2ff.

die Begriffe Helligkeit und Intensität der Gesichtsempfindungen", von letzterem der zweite Anhang „Über Befähigung und Berechtigung der Poesie zur Schilderung von Farben und Formen", auf dessen Feinsinnigkeit Erich Schmidt in seinem „Lessing" hinweist.

Auch diese Arbeit ist nicht ohne Zusammenhang mit sprachlichen Problemen entstanden.

Es handelt sich im wesentlichen um die Frage, ob etwa die Zeitgenossen Homers blau- und grünblind waren, weil von Homer dieselben Worte für verschiedene Farben gebraucht werden.

Marty zeigt nun nicht nur, wie man mehreres in Gedanken scheiden kann, ohne es sprachlich zu tun, wenn nämlich das Motiv zu einer genaueren Bezeichnung fehlt, sondern führt auch den Nachweis, daß die Farbenempfindung allen früheren menschlichen Geschlechtern in keiner Weise je gefehlt hat (vielleicht den tierischen), und gibt eine Entwicklung des Farbensinnes beim Menschen nur in dem Sinne zu, daß allmählich ein besseres Bemerken, Unterscheiden im Sinne eines Urteilens auftritt.

4. Diese Schrift wurde von dem Physiologen Magnus in einer Besprechung des im Jahre 1884 erschienenen Werkes von Hochegger angegriffen und zwar in einer derart hochfahrenden Weise, daß Marty sich genötigt sah, eine längere und recht kräftige Erwiderung in den Göttinger gelehrten Anzeigen (Nr. 1 des Jahres 1886) erscheinen zu lassen.

„Natürlich", sagt Marty, „ist ihm (Magnus) auch das nicht gelungen oder wird ihm je gelingen, durch sein ebenso unwürdiges und unwissenschaftliches Gebaren meine Achtung vor wirklichen Naturforschern im geringsten zu mindern, denen ich mich in der Methode weit mehr verwandt fühle, als er es — denke ich — nach allem Obigen für sich beanspruchen darf".

Die Theorie Martys hatte vollen Erfolg.

Wilhelm Scherer urteilte in der Deutschen Rundschau 1879 Bd. 21 (jetzt Kleine Schriften 1893): „Wie die frühere Schrift desselben Verfassers über den Ursprung der Sprache, so zeichnet sich auch die vorliegende durch große Klarheit und Einfachheit der Untersuchung und Darstellung aus. Die Philosophie kann den Kredit, den sie in so erfreulicher Weise wieder gewonnen hat, nicht besser bewahren und erweitern als durch Arbeiten von so gesunder Methode wie die vorliegende."

Heute ist die von Marty bekämpfte Theorie ganz verlassen.

5. Eine andere wichtige Arbeit Martys sind seine sieben Artikel „Über subjektlose Sätze“ in der Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie.

Zu diesen Studien wurde er angeregt durch Miklosichs Untersuchung über subjektlose Sätze, die 1883 in zweiter Auflage erschienen und von Franz Brentano in der Neuen Freien Presse ausführlich besprochen worden war. Der erste Artikel erschien 1883, der letzte 1895.

Auch hier muß der äußere Anlaß, das Erscheinen des Buches von Miklosich, von der tiefer liegenden Ursache unterschieden werden, nämlich von dem Bestreben Martys, die Wichtigkeit der Brentanoschen idiogenetischen oder, wie Marty sie lieber bezeichnet, „idiopathischen“ Urteilslehre für die Psychologie und Logik einerseits und für das Verständnis der impersonalen Sätze andererseits in das rechte Licht zu rücken. Brentano hatte in seiner Psychologie gezeigt, daß nicht alle Urteile Subjekt und Prädikat haben, daß es neben und vor den synthetischen oder prädikativen Urteilen von der Form „A ist B“ einfach bejahende oder thetische gibt von der Form „A ist“, wobei das „ist“ oder „ist nicht“ lediglich als Zeichen der Bejahung oder Verneinung und nicht, wie bei jenen, als Zeichen der Zuerkennung oder Aberkennung fungiert. Der sprachliche Urteilsausdruck läßt aber diesen Unterschied von einfachen und Doppelurteilen nicht zutage treten, und selbst dort, wo es sich um einfach thetische Aussagen handelt, wie z. B. beim impersonalen Satz „es regnet“, ist der Satz so gebaut, als ob von einem Subjekt irgend etwas prädiziert würde; in Wirklichkeit ist weder ein Subjekt noch ein Prädikat vorhanden: vom Regen selbst wird nichts prädiziert; es wird ihm nichts zuerkannt und nichts aberkannt; er wird anerkannt. Jenes Urteil, welches tatsächlich in einem echten Impersonale zum Ausdruck kommt, ist ein eingliedriges, z. B. die simple Anerkennung eines Vorganges, nicht z. B. die Prädikation dieses Vorganges von einem Träger desselben. Das „ist“ im Existenzialsatze, obwohl sprachlich als Verbum behandelt, das „es“ der Impersonalia, obschon einem Pronomen ähnlich, ist ein bloß mitbedeutendes Zeichen, kein Name. Eine sprachliche Form, die ursprünglich zum Ausdruck der prädikativen Urteile gedient hat, ist auf die einfachen thetischen übertragen worden, und dieser Funktionswechsel ist sozusagen von einer Erinnerungsvorstellung an die frühere prädikative Funktion begleitet als „syntaktische innere

Sprachform", die jedoch allzuhäufig dazu verführt, thetische Aussagen mit synthetischen zu verwechseln.

In der Logik richtet diese Verwechslung von syntaktischer innerer Sprachform und Bedeutung Verwüstungen an; man erklärt z. B. Sätze wie: „alle Dreiecke haben zur Winkelsumme 2 R" für allgemein bejahende, während nur ihre syntaktische innere Sprachform diesen Charakter trägt: in Wirklichkeit ist ihre Bedeutung die eines allgemein verneinden Satzes. Dreiecke, die nicht zur Winkelsumme 2 R haben, werden verneint.

6. Bei der Würdigung des Verdienstes Martys darf man nicht vergessen, daß wohl der Terminus „innere Sprachform" von Humboldt stammt, daß es sich aber, wie Schuchardt 1909 bemerkt, um einen viel umstrittenen Ausdruck handelt, und daß Marty der erste war, der auf „die Notwendigkeit zwischen innerer Sprachform und wirklicher Bedeutung zu unterscheiden" [1]) hingewiesen hat.

Noch Scherer äußert sich recht unklar in seiner Poetik, und noch Thumb klagt, daß jeder etwas anderes darunter verstehe. Es begreift sich daher, daß Marty auch in allen seinen späteren Arbeiten bemüht ist, den Verwechslungen von Bedeutung und innerer Sprachform vorzubeugen und die Wichtigkeit dieser Scheidung ins rechte Licht zu setzen. [2]) Obwohl es Schriftsteller gibt, die Martys Lehre übernommen haben, ohne ihn als ihren eigentlichen Urheber gebührend zu charakterisieren, wird die Wissenschaftsgeschichte zweifellos auch hier Gerechtigkeit walten lassen.

7. Im Jahre 1893 erschienen die Symbolae Pragenses als Festgabe der deutschen Gesellschaft für Altertumskunde in Prag zur 42. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Wien.

Marty steuerte eine Abhandlung bei „Über das Verhältnis von Grammatik und Logik".

Es wird die Frage untersucht, ob und in welchem Sinne der Grammatiker auf die Logik Rücksicht zu nehmen habe.

---

[1]) F. Schröder in Zeitschrift für den deutschen Unterricht X. Jahrgang, S. 713.

[2]) Er unterläßt aber nicht zu betonen, die Notwendigkeit dieser begrifflichen Scheidung hindere nicht, daß mitunter die Frage, ob eine Vorstellung zur Bedeutung oder inneren Sprachform gehört, nicht scharf entschieden werden könne. (Über das Verhältnis von Grammatik und Logik S. 117 der Symbolae Pragenses.)

Manche wollen die Grammatik völlig von der Logik emanzipiert wissen. Diesen ist zuzugeben: die Sprache ist nicht in dem Sinne logisch, daß sie etwa der notwendige und unmittelbare Ausfluß des Gedankens wäre. Auch von einem Parallelismus kann nicht gesprochen werden. Die Aussagen z. B. geben nur die sog. Materie und die Qualität des Urteils wieder, keinen seiner anderen Züge, z. B. nicht, ob es evident oder blind ist.

Ferner finden sich überall Äquivokationen und Synonymien und in verschiedenen Sprachen verschiedene Mittel und Methoden für den Ausdruck desselben Gedankens. Auch in dem Sinne trägt die Sprache keinen logischen Charakter, als sie nicht methodisch und nicht nach vorbedachtem Plane und System entstanden ist; daher weist eine jede Sprache Inkonsequenzen, Lücken, Dysteleologien auf.

Und selbstverständlich ist die Sprache auch in dem Sinne nicht logisch, als in ihr ebenso richtige als logisch unrichtige Gedanken zum Ausdruck kommen. Allein eine Rücksicht der Grammatik auf die Logik ist dennoch geboten, und zwar auf die „Logik“ im Sinne dessen, was den Logiker in besonderem Maße an der Psychologie interessiert. Es ist eine der höchsten Aufgaben des Sprachforschers zu untersuchen, wie weit die Sprachen ihren Zweck, Ausdruck und Zeichen der Gedanken zu sein, in zweckmäßiger Weise erfüllen, und zu diesem Zwecke muß er auf jenen Teil der Logik Rücksicht nehmen, wo sie deskriptive Betrachtungen über Urteil und Begriff propädeutisch in sich aufnimmt. Statt von einer Rücksicht auf die Logik könnte man also von einer Rücksicht auf Teile der allgemeinen deskriptiven Psychologie sprechen.

Manche Sprachforscher freilich glaubten sich mit diesem „Logischen“, d. i. mit dem Inhalte der Sprache oder mit der Bedeutung zu beschäftigen, und statt dessen beschäftigten sie sich mit der inneren Sprachform. Marty zeigt dies von Humboldt, Geiger, Noiré, Müller, besonders auch inbezug auf die syntaktische innere Sprachform. Diese Verwechslung muß vermieden werden, soll eine „logische“ Betrachtung der Sprache möglich werden und gedeihen. Aber auch diejenige Betrachtung der Sprache, die man gerne die „psychologische“ nennt — sie ist genauer gesprochen eine genetisch-psychologische — auch diese Betrachtung, das ist die Forschung nach dem eigentümlichen Gang der Bedeutungsentwicklung in den verschiedenen Sprachen

und Sprachstämmen und nach einer universellen Lehre von dem Bedeutungsübergang, bedarf der Scheidung jener zwei Momente: Bedeutung und innere Sprachform; das Verständnis der jeweiligen aktuellen Funktion unserer Sprachmittel muß gegeben sein, ehe man die Erforschung ihrer Genesis mit Erfolg in Angriff nehmen kann.

Die Erörterung all dieser Fragen gibt Marty Anlaß, implicite die wichtigsten Resultate seiner 20-jährigen Forschertätigkeit in aller Kürze und in fesselnder Form niederzulegen. Die Abhandlung gehört zu dem Besten, was er geschrieben hat. Jedem, der in möglichst kurzer Zeit sich ein Bild von Martys Arbeits- und Schreibweise und von den Hauptergebnissen seiner Forschung bis 1893 verschaffen will, wird die Abhandlung als vorzüglichstes Orientierungsmittel dienen.

8. Im Archiv für systematische Philosophie 3. Bd. veröffentlichte Marty im Jahre 1897 die Abhandlung „Über die Scheidung von grammatischem, logischem und psychologischem Subjekt resp. Prädikat“.

Von Subjekt und Prädikat im eigentlichen psychologischen Sinne kann — wie gesagt — nur gesprochen werden bei einem synthetischen oder Doppelurteil, dessen Teilgedanken eben das Subjekts- und Prädikatsurteil sind („Dieser Mensch ist ein Soldat“, wo in „dieser“ bereits eine Anerkennung gegeben ist); man überträgt nun den Namen „Subjekt“ und „Prädikat“ auf den sprachlichen Ausdruck und redet in diesem Sinne von einem grammatischen Subjekt resp. Prädikat und nennt demgegenüber den entsprechenden Gedanken „logisches“ oder „psychologisches“ Subjekt resp. Prädikat. Der berechtigte Sinn der Scheidung zwischen logischem resp. psychologischem Subjekt und Prädikat einerseits und grammatischem andererseits ist kein anderer als der zwischen einem Gedanken und seinem sprachlichen Ausdruck. Es kann daher wohl ein logisches Subjekt oder Prädikat geben, dem kein grammatisches zur Seite steht, aber nicht umgekehrt. Wo also Worte nur den Schein erwecken, als drückten sie ein Subjekt resp. Prädikat aus, dort sollte man besser nicht von einem grammatischen, sondern von einem scheinbaren Subjekt reden. Marty untersucht nun besonders diese Fälle eines scheinbaren Subjektes und Prädikates und zeigt: 1. daß die sogenannten Frage-, Wunsch-, Befehlssätze gar nicht der Ausdruck von Urteilen sind, sondern von Gemütstätig-

keiten (Wunsch und Wille), und daß daher von Subjekt und Prädikat hier nicht die Rede sein kann. 2. Daß und warum die „Existenzialsätze“ („A ist“), die echten Impersonalien („es gibt gelbe Blumen“) und gewisse „kategoriale Sätze“ („kein Ton ist eine Farbe“) den Schein erwecken, Subjekt und Prädikat zu haben. Ein echter Fall von Diskrepanz endlich ist 3. jener, wo gewisse Bestandteile eines Satzes durch ihre Form und Syntaxe den Schein erwecken, Träger des Subjektes oder Prädikates zu sein, während das wirkliche („logische“) Subjekt oder Prädikat durch andere ausgedrückt wird (z. B. alle Bäume meines Gartens sind fruchtbar = es gibt in meinem Garten Bäume, unter ihnen ist nicht ein unfruchtbarer).

Allgemein gesprochen ist in „Alle A sind B“, mag es nun als Ausdruck eines Doppelurteils oder einer einfachen Verwerfung gefaßt werden, B nicht eigentlich Prädikat; es erweckt nur als innere Sprachform eine Hilfsvorstellung, von der man dann zur eigentlichen Bedeutung, welche „nicht B“ ist, übergeht.

Die Erörterung dieses dritten Falles gibt Gelegenheit, die diesbezüglichen Lehren von Erdmann, Steinthal einerseits, von Lipps, Wegener, v. d. Gabelentz andererseits kritisch zu besprechen und den oft verkannten Unterschied zwischen prädikativer Vorstellungsverbindung (B seiendes A) und einer wirklichen Prädikation (A ist B) hervorzuheben und endlich auf eine allzugroße Weite und Lockerheit bei der Bestimmung der Begriffe Subjekt und Prädikat hinzuweisen. Gegen Wegener wird geleugnet und widerlegt, daß das im Satze besonders Betonte stets das Prädikat, gegen Gabelentz, daß das an der Spitze Stehende stets das Subjekt des ausgedrückten Gedankens sei.

9. Aus der Fülle der Arbeiten Martys habe ich die ausführliche, kritische Besprechung von W. James, The Principles of Psychology in der Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane 1892 noch nicht erwähnt. Ich kann bei ihr, die für das Problem der Einheit des Bewußtseins sehr unterrichtend ist, ebensowenig wie bei der in der gleichen Zeitschrift 1905 erschienenen mustergültigen Widerlegung des Versuches Meinongs, zwischen Vorstellung und Urteil eine neue Grundklasse, die „Annahmen“, einzuschieben, verweilen.[1])

[1]) Ohne sich an einem Kongresse persönlich beteiligt zu haben, hat Marty meines Wissens an drei Kongresse Vortragsskizzen abgesandt, die sich in den

Hervorheben möchte ich aber Martys sexual-paränetische Broschüre aus dem Jahre 1905, die auf Beschluß des Prager akademischen Senates herausgegeben und von diesem allen Studierenden zu ernster Beherzigung empfohlen wurde.

Auf Grundlage der Brentanoschen Werttheorie[1]) und unter Berufung auf die höchste ethische Forderung: das Beste des weitesten Kreises anzustreben, sucht Marty hauptsächlich zu zeigen, daß die einzig gerechte Stellung der Frauen in der menschlichen Gesellschaft die der Gattin ist, und jeder außereheliche Geschlechtsverkehr diese Stellung schädigt, weshalb sich dessen zu enthalten als Pflicht der Ritterlichkeit gegen das schwächere Geschlecht erscheint.

10. Von gleich hohem ethischen Gehalte ist sein Rektoratsvortrag „Was ist Philosophie?“ aus dem Jahre 1896. Er schließt mit einer in echt aristotelischem Sinne epideiktischen Rede auf die Würde der Philosophie und den Wert der Freundschaft. Ihr eigentliches Thema aber ist die Begriffsbestimmung der Philosophie.

Über den Umfang dieses Begriffs herrscht im allgemeinen Einigkeit; man zählt zu den philosophischen Disziplinen: von theoretischen Wissenschaften die Metaphysik (und Erkenntnistheorie), von praktischen die Ethik, Rechtsphilosophie und Politik (samt Soziologie und Philosophie der Geschichte), ferner die Logik und die Ästhetik und endlich von historischen Disziplinen die Geschichte der Philosophie.

Dagegen gewahrt man, sowie man nach dem Inhalte dieses Begriffes fragt, eine erstaunliche Unstimmigkeit. Marty führt aus, daß sich von einem heuristisch-praktischen Standpunkte aus eine befriedigende Antwort finden läßt, indem er als das einigende Band das Prinzip der Teilung der wissenschaftlichen

---

betreffenden Berichten abgedruckt finden und zwar: 1896 Mitteilung an den Dritten internationalen Kongreß für Psychologie in München eine Skizze über „Sprache und Abstraktion“; 1901 an den Vierten internationalen Kongreß in Paris eine Skizze „Über die Ähnlichkeit“ und 1911 an den Vierten Kongreß für experimentelle Psychologie in Innsbruck eine Abhandlung „Über die Funktion der Kasus“. Der Inhalt dieser Mitteilungen ist in verschiedenen Publikationen verarbeitet.

[1]) Franz Brentano, Vom Ursprung sittlicher Erkenntnis, Wien 1886. Der englischen Übersetzung dieser epochemachenden Abhandlung (The Origin of the Knowledge of Right and Wrong, Westminster 1902), hat Marty eine kurze Biographie Brentanos vorangeschickt.

Arbeit aufweist; bei allen philosophischen Disziplinen handelt es sich um solche Probleme, deren ersprießliche Bearbeitung in erster Linie psychologische Schulung und psychologisches Wissen erfordert, so daß jene so verschiedenen Forschungszweige am vorteilhaftesten in der Hand eines mit der Psychologie und ihrer Methode vertrauten Forschers und Lehrers vereinigt werden. Und so will er die Philosophie aufgefaßt wissen als jenes Wissensgebiet, welches die Psychologie und alle mit der psychischen Forschung nach dem Prinzip der Arbeitsteilung innigst zu verbindenden Disziplinen umfaßt.

Die Rücksicht auf die Vorteile der Arbeitsteilung also war es, die nach Martys Ansicht, wenn auch nicht auf Grund klarer Reflexion, dazu geführt hat, daß man seit alter Zeit diejenigen Wissenszweige, die heute noch philosophisch heißen, zum Bereiche der Philosophie zusammengerechnet hat. Es gelingt denn auch leicht zu zeigen, daß nicht bloß die Logik, welche die Normen für das richtige Urteilen aufstellen und Anleitung zu ihm geben will, ferner die Ethik, welche ebenso zur richtigen Gemütstätigkeit, und die Ästhetik, welche zum schönen Vorstellen und dessen Ausdruck anzuleiten hat, naturgemäß in der Psychologie, welche die deskriptiven und genetischen Gesetze jener fundamentalen Klassen psychischer Funktionen erforscht, ihre gemeinsame Nährquelle haben, sondern daß diese philosophische Disziplin eine solche Fundgrube, wenn auch durchaus nicht die einzige, selbst für die Lösung metaphysischer Fragen ist.[1])

Will man eine solche Begriffsbestimmung, derzufolge die Psychologie die „zentrale philosophische Disziplin" ist, psychologistisch heißen, so mag man es immerhin tun. Einen Vorwurf vermag ich darin nicht zu erblicken. Ihres Charakters als Wissenschaft von den Prinzipien werden die philosophischen Fächer durch Marty nicht beraubt, da sie nach ihm dort, wo sie Wissenschaften im aristotelischen Sinne sind, auf das Allgemeine und Gesetzmäßige abzielen.[2])

---

[1]) Vgl. Franz Hillebrand, Die Aussperrung der Psychologen, Zeitschrift für Psychologie Bd. 67, 1913, S. 7; Josef Eisenmeier, Die Psychologie und ihre zentrale Stellung in der Philosophie, Halle 1914.

[2]) Vgl. Untersuchungen S. 6 und „Über Begriff und Methode der allgemeinen Grammatik und Sprachphilosophie" in Zeitschrift für Psychologie Bd. 55, S. 260.

III.

11. Martys Hauptwerk sind die „Untersuchungen zur Grundlegung der allgemeinen Grammatik und Sprachphilosophie"; es ist Franz Brentano, dem Lehrer und Freunde, zum 70. Geburtstage (16. Januar 1908) gewidmet. Erschienen ist bloß der erste Band. Er umfaßt 764 Seiten.

Das erste Stück gibt u. a. die Begriffsbestimmung der Sprachphilosophie.

Unter Sprachphilosophie versteht Marty alle auf das Allgemeine und Gesetzmäßige gerichteten sprachlichen Untersuchungen und Fragen, bei denen die Hauptschwierigkeit und der vornehmste Anteil bei der Antwortfindung auf psychologischem Gebiete liegt und es also nach den Grundsätzen praktischer Teilung der Arbeit geboten erscheint, daß sie vornehmlich der Psychologe in Angriff nimmt.

Hierauf gibt Marty eine Übersicht über die Gliederung der sprachphilosophischen Untersuchungen in einen theoretischen und in einen praktischen Teil.

Der praktische Teil (Glossonomie) sollte nach Martys Plan zerfallen 1. in einen sprachästhetischen; 2. in eine Lehre von der szientifischen Sprachgestaltung, insbesondere von der wissenschaftlichen Idealsprache; 3. in einen Teil, welcher die Forderungen bespricht, welche der Ethiker und philosophische Politiker an die Sprache stellt und 4. in die Lehre von der gemeinsprachlichen Vollkommenheit einer Welt- oder internationalen Verkehrssprache. Ein diesbezügliches Kapitel ist als Zusatz zu den Untersuchungen S. 751 und in der deutschen Arbeit VIII. Jahrg., Heft 1 abgedruckt.

Der theoretische Teil zerfällt in einen deskriptiven und in einen genetischen.

Die genetischen Probleme der Sprachentwicklung und besonders des Bedeutungswandels[1]) werden in einem 200 Seiten starken Anhang in scharfer Polemik gegen Wundts neuerliche

---

[1]) Hermann Paul, Prinzipien der Sprachgeschichte 4. Aufl., 1909, S. 87 verweist zur Beurteilung der Wundtschen Klassifikation des Bedeutungswandels schlechthin auf Martys eingehende Kritik. — K. Bruchmann schreibt in der Berliner Philologischen Wochenschrift Nr. 50 des Jahres 1909: „Jeder sollte m. E. diese Kritik lesen, ehe er Wundts Sprachpsychologie endgültig für richtig hält und annimmt."

Opposition behandelt und die „teleologische Sprachbetrachtung“ abschließend gerechtfertigt.

Den vornehmsten Gegenstand des Werkes bilden jedoch die Grundprobleme einer allgemeinen deskriptiven Semasiologie oder Bedeutungslehre, die man auch „philosophische Grammatik“ nennen könnte.

Ihr ist das zweite Hauptstück gewidmet. Den wichtigsten Platz nimmt die Unterscheidung von Stoff und Form in semantischer Beziehung ein.

Auf zirka 100 Seiten werden die verschiedenen Bedeutungen der Ausdrücke Stoff und Form dargestellt und untersucht, und insbesondere die Äquivokationen auf sprachlichem Gebiete.

Von diesen Unterscheidungen hebe ich nur folgende hervor: häufig nennt man die gesamte Bedeutung eines Ausdruckes den Stoff und das sprachliche Ausdrucksmittel die Form.

Hierbei ist dann dreierlei auseinanderzuhalten:

1) Die äußere Sprachform, das sind diejenigen Züge des Ausdrucksmittels, welche (beim Blick auf die gegenwärtige Beschaffenheit desselben) äußerlich oder sinnlich wahrnehmbar sind; z. B. wenn dieselbe Bedeutung das eine Mal durch Laute, das andere Mal durch Gebärden, ein drittes Mal durch Schriftzeichen ausgedrückt wird, oder wenn hominis im Deutschen „des Menschen“, im Englischen „of the man“ heißt.

2) Die innere Sprachform.

Marty nennt hier ganz allgemein so diejenigen Besonderheiten eines Ausdrucksmittels, welche nur innerlich erfahren werden können, d. h. in die innere Erfahrung fallen.

Es gibt eine figürliche innere Sprachform, von der wir schon gehandelt haben, und eine konstruktive innere Sprachform. Mit ihr hat es folgende Bewandtnis: Wir sprechen in Sätzen, deren Verständnis sukzessive entsteht, obwohl es doch simultan vorhanden sein muß; dadurch werden vorläufige Erwartungen erweckt, die das Verständnis ebenfalls vermitteln und vorbereiten sollen.

Diese Vermittlung kann in verschiedenen Sprachen sehr verschieden und mehr oder weniger glücklich sein; ein klarer Stil erfordert, daß Bedeutungen, welche direkt zusammenhängen, auch sprachlich verbunden erscheinen; wo z. B. alles auf das letzte Wort gebaut ist, ist der Stil kein glücklicher.

12. Nicht selten stellt man aber nicht Ausdrucksmittel und Bedeutung als Form und Stoff einander gegenüber, sondern man unterscheidet auf dem Gebiete des sprachlich zu formenden Stoffes — also auf dem Gebiete der Bedeutung selbst — noch einmal Form und Stoff. Wenn man z. B. den Stamm des Wortes das Materiale nennt und die Endung formal, dann hat man Unterschiede der Bedeutung im Auge.

Dieser Unterscheidung von Form und Stoff auf dem Gebiete der Bedeutung selbst liegt nach Marty als richtiger Kern der Umstand zugrunde, daß es in jeder Sprache teils solche Bezeichnungsmittel gibt, welche schon allein genommen der Ausdruck eines für sich mitteilbaren Phänomens sind — selbstbedeutende Ausdrücke —, teils solche von denen dies nicht gilt — mitbedeutende oder synsemantische Ausdrücke.

Diese Lehre von den Synsemantien oder den mitbedeutenden Ausdrücken (Marty setzt diesen Terminus an Stelle des älteren und engeren der synkategorematischen Zeichen) hängt mit der Lehre von der Syntaxe auf das innigste zusammen. Unter Syntaxe ist nämlich nicht nur die Lehre vom Satze und der Satzbildung zu verstehen, sondern der Umstand, daß in der Sprache Kombinationen von Zeichen gebildet werden und wurden, die als Ganzes eine Funktion haben, welche den einzelnen Elementen für sich nicht zukommt.

Von den Synsemantien und ihrer, am Schlusse des ersten Bandes erläuterten Scheidung in logisch begründete und nichtbegündete wird erst der zweite Band näher zu handeln haben.

13. Als Vorarbeit zu diesem zweiten Bande hat Marty ein Buch erscheinen lassen, das den Titel führt „Zur Sprachphilosophie. Die logische, lokalistische und andere Kasustheorien“, Halle 1910, 135 S.

Aus den Ergebnissen dieser erstaunlich scharfsinnigen Untersuchung sei hier nur so viel hervorgehoben, daß wir nach Marty in den Casus obliqui (zusammen mit den sie regierenden Worten) das am meisten charakteristische Ausdrucksmittel und Suggestiv vor uns haben für die Korrelativa und relativen Bestimmungen, also für jene fundamentale Klasse von Begriffsverbindungen, in denen sich neben der attributiven Begriffssynthese unser begrifflichen Vorstellen bewegt. Diesem ihrem natürlichsten Sinne wird die eigentümliche Fügung des Casus obliqui in mannigfacher Weise und schließlich so weit entfremdet, daß die Vorstellung

einer Korrelation oder relativen Bestimmung zu einem bloßen Bilde der figürlichen inneren Sprachform herabsinkt (vgl. „er ist ein Kind dieser Eltern“ und „er ist ein Kind des Todes“).

Im übrigen sei auf den schon erwähnten Kongreßbericht verwiesen, der den Inhalt des Buches kurz zusammenfaßt; Hermann Paul nennt in der Zeitschrift für Psychologie Bd. 60 die Ausführungen Martys — die sich polemisch hauptsächlich gegen Wnndt richten — schlagend und zeigt, daß auch die sprachgeschichtliche Betrachtung zu keinem anderen Ergebnis als zur gänzlichen Ablehnung der Aufstellungen Wundts führt.[1])

14. Den Mittelpunkt der Untersuchungen des ersten Bandes bilden etwa folgende Probleme: Erstens, was die Namen nennen und was sie bedeuten. Die Antwort lautet kurz gefaßt: Ein Name, wie z. B. Mensch, bezeichnet oder nennt den Gegenstand „Mensch“ und bedeutet die Vorstellung eines Menschen; diese Vorstellung wollen wir, indem wir den Namen aussprechen, erwecken; der Name ist ein Vorstellungssuggestiv.

Das, was durch unser Sprechen und Nennen vermittelt wird, sind nicht Anschauungen, die bei verschiedenen psychischen Individuen ins Unendliche variieren können, sondern nur solche Vorstellungen, von denen dies nicht gilt, und in diesem Sinne begriffliche Gedanken.

Diese Bedeutung zu erwecken ist unsere primäre Intention; die Weise der Bezeichnung ist hierbei eine mittelbare. Denn unmittelbar geben wir die psychische Tatsache kund, daß wir den Begriff eines Menschen vorstellen; diese Kundgabe ist aber nicht primäre, sondern sekundäre Intention des Sprechenden. Und so gilt von jedem autosemantischen Sprachmittel, daß seine Bedeutung eine vermittelte Weise des Zeichenseins ist, daß es aber unmittelbar Zeichen ist für ein Bewußtsein, das es kundgibt, sei es ein Vorstellen, sei es ein Urteilen, sei es eine Gemütstätigkeit.

Marty untersucht neben der Bedeutung der Namen die Bedeutung der Aussagen und die Bedeutung der interesseheischenden Äußerungen oder der Emotive.

Wie die Namen als Vorstellungssuggestive, charakterisiert Marty die Aussagen als Urteilssuggestive.

---

[1]) Vgl. auch Bruchmann, Berliner philol. Wochenschrift 1912, Nr. 24.

Im weiteren Sinne bedeuten die Aussagen in der Regel, daß der Hörende ein nach Materie und Qualität gleiches Urteil fällen solle wie das, welches durch die Aussage als im Sprechenden stattfindend ausgedrückt wird.

Im engeren Sinne bedeuten die Aussagen auch das, was oft der Inhalt des durch sie zu erweckenden Urteils genannt wird, z. B. daß A sei oder nicht sei; A dieses oder jenes sei usw.; wie für „A ist" das Sein von A, so ist für „A ist B" das B-sein von A als Inhalt zu bezeichnen.

Es wird somit hier der Begriff des Urteilsinhaltes herangezogen, vor Verwechslungen und Mißdeutungen zu schützen gesucht, daher erläutert und gerechtfertigt; er ist die Bedingung für die Richtigkeit eines Urteils, das was die Richtigkeit unseres Urteilens objektiv begründet. Der Inhalt ist also von der Existenz eines Urteilenden unabhängig.

Er ist das, was sein muß, damit das Urteil richtig ist; man könnte ihn auch treffend „Sachverhalt" nennen. Da es aber auch bei unrichtigen Urteilen üblich ist von ihrem „Inhalte" zu reden, obwohl ihnen ein Inhalt nur als relative Bestimmung, das heißt hypothetisch zukommt, so ist es praktisch, diesen Ausdruck beizubehalten.

Die hier anschließenden Untersuchungen wollen das Verhältnis der Begriffe Notwendigkeit und Unmöglichkeit zum Begriffe des Urteilsinhaltes klar stellen, ebenso jenes von Evidenz und Apriorität, von Existierend und Real und anderes mehr, worauf Marty später im zweiten Bande, unter teilweise veränderter Stellungnahme zurückkommt.

Namentlich der Unterschied der Begriffe Existierendes und Reales wird eingehend dargelegt; teils werden unhaltbare Distinktionen anderer abgewehrt (Bolzano, Meinong), teils das Berechtigte an dieser Scheidung gegen die Opposition Brentanos verteidigt.

Bei Abhandlung der Bedeutung der interesseheischenden Äußerungen, der „Emotive" (Ausruf, Frage, Wunsch, Befehlssätze) wird gezeigt und gegen Husserl gerechtfertigt, daß wir es hier mit einer von den Aussagen fundamental verschiedenen Klasse von Äußerungen zu tun haben.

Von einem Inhalte kann man daher hier nur in einem analogen Sinne sprechen wie bei Urteil und Aussage.

15. Wie aus diesen Andeutungen zu ersehen ist, scheidet Marty die Grundklassen der autosemantischen Sprachmittel und ihrer Funktion oder Bedeutung auf Grund einer Klassifikation der psychischen Phänomene, welche die Brentanosche Dreiteilung (Vorstellen, Urteilen, Interesse) festhält. Zugleich verteidigt er sie gegen versuchte Modifikationen (z. B. gegen die Verschmelzung von Urteil und Interesse und gegen die Statuierung einer besonderen Klasse von „Annahmen“). Und dies gibt Gelegenheit, auf das Wesen des Bewußtseins einzugehen und eigene frühere Anschauungen zu berichtigen.

Seit altersher hat man versucht, sich vom Wesen des Bewußtseins in der Weise Rechenschaft zu geben, daß man sagte, wenn wir etwas denken, sei das Gedachte in irgendeiner Weise in unserem Geiste; das ist die Lehre von der sogenannten mentalen Inexistenz des Objektes, wonach neben dem wirklichen Gegenstand, wenn wir ihn denken, sein Bild als Doppelgänger in unserer Seele existiert.

Der ontologische Beweisversuch wäre ohne diese Auffassung nicht möglich gewesen; Kants Lehre, daß die Gegenstände unsere Phänomene seien und sich eben darum nach unseren Urteilen richten können, hat ebenfalls diese Lehre zur Voraussetzung. Da ist es nun von höchster klärender Kraft einzusehen, daß die Annahme eines immanenten Gegenstandes unhaltbar ist, daß das Reden von einem Innewohnen des Gedachten eine bloße bildliche Ausdrucksweise ist, die die Tatsache des Denkens in sehr unvollkommener Weise beschreibt, ja nichts anderes ist als eine Fiktion der Sprache.

Die Alten haben jene noch von Kant festgehaltene Lehre begründet, die das richtige Denken als eine adaequatio rei et intellectus auffaßt; da jedoch beim negativen Urteil, wenn es richtig ist, die res nicht existiert, so ist, wie Brentano bemerkt hat, diese Ausdrucksweise unpassend.

Brentano verwirft nun in der jüngsten Phase seines Denkens, etwa seit 1904, die Auffassung des Bewußtseins als Adäquationsprozeß vollständig; nach Marty jedoch ist es erlaubt, ja geboten, wenn auch nicht von einer adaequatio rei et intellectus, so doch von einer adaequatio cogitati et cogitantis dann zu sprechen, wenn das Urteilen bezw. Werten richtig ist.

Das Urteil ist richtig heißt nichts anderes, als es richte sich nach dem Sachverhalte, dem Sein oder Nichtsein eines Ob-

jektes, es sei m. a. W. dem Inhalte konform, ihm in eigentümlicher — nur im evidenten Urteile zu erfassender Weise — adäquat. Die adaequatio cogitantis et cogitati besteht hier im Sinne einer wirklichen Korrelation. „Fehlt dagegen für dasselbe der ihm konforme Inhalt in Wirklichkeit, d. h. ist es nicht richtig, also falsch, und sagt man — wie es allerdings allgemein üblich ist — gleichwohl, es „habe einen Inhalt" und die es äußernde Aussage habe eine Bedeutung, so hat dies eine Berechtigung nur mit Rücksicht darauf, daß ihm die Harmonie oder Konformität mit einem eventuellen Inhalte im Sinne einer relativen Bestimmung zukommt."

Analoges gilt mutatis mutandis vom richtigen Werten und dem Erfassen dieser Richtigkeit.[1])

Diese neue Adäquationslehre ist nicht verständlich ohne die Relationslehre Martys, an die wir bereits gerührt haben. Er unterscheidet nämlich zwischen bedingenden und bedingten (begründenden und begründeten) Relationen und legt dar, daß jede begründete, z. B. Verschiedenheits- oder räumliche Relation eine Begründungsrelation voraussetzt, die zwischen mindestens zwei Fundamenten einerseits und jener Relation selbst andererseits besteht; (woraus sich wiederum ergibt, daß nicht jede Relation — eben nicht die Begründungsrelation — Fundamente, wohl aber jede mindestens zwei Termini oder Träger haben muß, zwischen denen sie obwaltet).

Von großer Wichtigkeit ist hierbei die weitere Scheidung von Relationen und relativen Bestimmungen. Letztere sind nichts anderes als hypothetische Prädikate, die von einem Objekte aussagen, daß, wenn noch ein anderes bestünde, zwischen beiden eine Relation begründet wäre.

Sagt man: „dieser Jüngling ähnelt diesem seinem Vater", so hat man eine Relation festgestellt; heißt es aber: „er ähnelt Apollo", so nur eine relative Bestimmung, da das zweite Fundament ja nicht existiert und nicht existiert hat, die Relation also nur hypothetisch mit Recht behauptet werden kann.

Marty charakterisiert nun das Bewußtsein in der Weise, daß er sagt, es sei, je nachdem es sich um ein Vorstellen oder um ein Urteilen oder um eine Gemütstätigkeit handle, ein realer

---

[1]) Vgl. O. Kraus, Die Grundlagen der Werttheorie, in den Jahrbüchern der Philosophie, herausg. von Frischeisen-Köhler, II. Jahrg., Berlin 1914.

nulldimensionaler Vorgang, an den sich eine wirkliche oder mögliche (hypothetische) Adäquation knüpfe, und zwar entweder mit dem Was eines Objektes — so das Vorstellen, oder mit dem Sein oder Nichtsein (dem Sachverhalt) — so das Urteilen, oder mit dem Wert oder Unwert (dem Wertverhalt) — so die Gemütstätigkeiten: das Fühlen und Wollen.

Existiert das vorgestellte Objekt nicht in Wirklichkeit, und wird das Objekt gleichwohl anerkannt, ist also das darauf bezügliche bejahende Urteil unrichtig, so kommt sowohl dem Vorstellen, als auch dem Urteil die ihm eigentümliche Korrelation oder Konformation mit dem Objekt bezw. Sachverhalt nicht wirklich, sondern nur hypothetisch zu: wenn das Objekt existierte, dann wäre eine wirkliche Korrelation zwischen dem es vorstellenden und beurteilenden Verhalten und dem Objekte bezw. Sachverhalte gegeben. In diesem Sinne ist jedes Bewußtsein primär eine wirkliche oder mögliche Konformation oder Adäquation mit irgend etwas anderem (sekundär auch mit sich selbst im sogenannten inneren oder sekundären Bewußtsein).

Es gehört also zum Wesen jeder Bewußtseinstätigkeit, ein realer Vorgang zu sein, der zur irrealen Folge hat, daß dadurch das psychisch Tätige primär etwas anderem als es selbst ist, wirklich oder hypothetisch ideell konform wird.

In den Fällen des evidenten Urteilens wird diese Konformität unmittelbar und sicher erfaßt.

Diese Lehre von der mentalen Verähnlichung tritt an die Stelle der Lehre von der mentalen Inexistenz des Objektes, die eine unzulängliche, mit fiktiven Elementen arbeitende Beschreibung des wahren Sachverhaltes ist. Weder von einem immanenten Objekte, noch von einem immanenten Urteils- oder Interesseinhalt sollte künftig mehr die Rede sein.

In diesem Nachweis von dem fiktiven Charakter des sog. immanenten Objektes[1]) findet Martys Lehre von der inneren Sprachform wohl ihre bedeutsamste Bewährung. Spricht man

---

[1]) Die Erkenntnis, daß es sich bei der Lehre von den dem Geiste immanenten Objekten, Inhalten usw. um eine Fiktion handelt, ist anknüpfend an die Brentanosche Entdeckung bezw. Wiederentdeckung des fiktiven Charakters der grammatikalischen Abstrakta oder aristotelischen Formen (z. B. Tugend, Schönheit, Farbe usw.) gewonnen worden. (Von einer Wiederentdeckung kann man sprechen, da die diesbezüglichen Stellen bei Leibniz u. a., die Marty im Kasusbuch anführt, unbeachtet geblieben sind). Den Versuch die Inhalte

von dem Abbilde der Wirklichkeit in unserer Seele, so ist das selbst nur ein Bild der inneren Sprachform.

16. Martys Untersuchungen wurden von der philosophischen und sprachwissenschaftlichen Kritik als hervorragende Leistung begrüßt. Insbesondere der kritische Scharfsinn und der Reichtum der behandelten Fragen wird rühmend bervorgehoben. Jaberg z. B. nennt es ein bedeutendes, von ungewöhnlichem Scharfsinn zeugendes Werk, in dem die Frucht jahrelanger, ins Wesen der Dinge eindringender Gedankenarbeit niedergelegt ist.[1])

Die Einflechtung spezifisch philosophischer Fragen wird von manchen Sprachforschern bemängelt. Mit Unrecht; kaum irgendwo weniger als in der Sprachphilosophie, die es mit dem Ausdrucke des Seelischen zu tun hat, sind psychologische und logische Untersuchungen zu umgehen.

Und wo nahezu jeder einzelne Punkt der Grundlagen bestritten ist, lassen sich auch zahlreiche polemische Ausführungen nicht vermeiden. Auch diese hat man ihm zum Vorwurfe gemacht. Es ist vielleicht zuzugeben, daß die Polemik aus dem Hauptwerke hätte ausgeschieden und in Monographien verwiesen werden sollen, die wie früher in Zeitschriften zu veröffentlichen gewesen wären. Nun wohl! den Kampf gegen Wundt, den Marty während seiner wissenschaftlichen Lebensarbeit unablässig geführt hat, hat er den „Untersuchungen" angehängt; dennoch wird bemängelt, daß diese Polemik zu ausführlich sei: „Was nützen ein Dutzend Hammerschläge, wenn der Nagel nach dem ersten festsitzt?" fragt Jaberg in seiner sehr gründlichen Rezension des Martyschen Werkes im Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen (Bd. 23).

---

zu leugnen hat Marty 1903 unternommen, aber bald als einen verfehlten aufgegeben; Brentano dagegen, nachdem er einmal den Formwörtern (Schönheit, Tugend, Farbe usw.) den Charakter als wahre Namen aberkannt hatte, hielt die Leugnung nicht nur der immanenten Inhalte, sondern jeder Inhalte und Wertverhalte usw. schlechtweg, kurz aller entia rationis für die unvermeidliche Konsequenz. Die „Bildlichkeit" der Rede vom immanenten Gegenstand hat auch schon Husserl hervorgehoben; über ihn und Meinongs „Pseudoexistenz" vgl. Sprachphilosophie I, 761. Über Uphues vgl. Kastil, „Studien zur neueren Erkenntnistheorie" I. Descartes (Anhang). Halle 1909.

[1]) Nicht nur die Sprachwissenschaft, auch die Sprachpathologie konnte an Martys Ergebnisse anknüpfen; ich verweise auf das Werk: Die agrammatischen Sprachstörungen von Arnold Pick, Berlin 1913.

Allein wie schwer es ist, die Wundtschen Irrtümer so einzusargen, daß sie nicht mehr auferstehen können, zeigt eben dieser Referent in den folgenden Zeilen: „Wundt“, sagt Jaberg, „hat gewiß unüberlegt behauptet: ‚der reguläre Bedeutungswandel ist die Geschichte eines Begriffes: er ist Wortgeschichte nur insofern, als der Begriff durch ein Wort ausgedrückt werden muß‘. Er hat dabei offenbar bloß an sein typisches Beispiel pecunia ‚Viehherde > Geld‘ gedacht, wo man in der Tat in einem gewissen Sinne von einer Begriffsentwicklung sprechen kann, ‚wenn der Begriff des Tauschmittels wirklich sich aus dem Begriff des Viehs, das zu diesem Zwecke verwendet wird, entwickelt hat‘.“[1]) Allein dieses Zugeständnis Jabergs an Wundt zeigt, daß Marty immer noch zu wenig gesagt hat, denn aus dem Begriffe „Vieh“ kann sich in keinem Sinne der Begriff des „Tauschmittels“ entwickeln; hält man sich aber an den Begriff „Vieh, welches zu diesem Zwecke, d. i. zum Tauschzwecke verwendet wird“, so haben wir bereits die attributive Begriffsynthese: „Vieh, das als Tauschmittel dient“ vor uns, und von einer Entwicklung des einen Bestandteiles der Synthese aus dem anderen kann wiederum nicht die Rede sein. — Als überflüssig dagegen könnte man die abermalige Beschäftigung mit Meinongs Annahmenlehre bezeichnen, die Marty schon in dem Aufsatze „Über Annahmen“ genügend beleuchtet hatte und „an die“, wie Jaberg bemerkt, „außer Meinong selber niemand zu glauben scheint“. Auch bei manchen anderen Seltsamkeiten Meinongs, wie bei seinen Theorien vom Sosein ohne Sein, von dem runden Viereck, „das so gewiß rund als es viereckig ist“, verweilt Marty vielleicht länger als nötig.

Wenn andererseits Jaberg bezweifelt, daß es notwendig sei den Begriff des immanenten Gegenstandes auf 46 Seiten zu diskutieren, so ist dem Sprachforscher gewiß nicht zu verdenken, wenn er die in ihrer eigenen und konsekutiven Bedeutung kaum zu überschätzende philosophische Neuerung nicht ganz zu würdigen vermag.

Marty strebte nach der Erkenntnis philosophischer Tatsachen und Gesetze. Er wollte an der Philosophie als Wissenschaft mitbauen, das methodisch richtige Suchen und Forschen nach der philosophischen Wahrheit füllte sein Leben aus, und

---

[1]) Von mir gesperrt.

diese Wahrheit konnte ihm nur eine sein. Ihrer Erkenntnis stand nur Unwissenheit, Irrtum oder mangelhafte Erkenntnis gegenüber. Diese mußte er bekämpfen, wollte er der ersten zu ihrem Siege verhelfen; und er kämpfte und stritt tapfer sein ganzes Leben hindurch, obzwar dies seinem von Natur aus friedfertigen und liebenswürdigen Wesen gar nicht gemäß war. Dieser Gesinnung gibt er selbst noch Ausdruck in dem Vorwort zu seinen „Untersuchungen". Daselbst heißt es auf S. 8: „In manchen Abschnitten dieses Buches sehe ich mich zu ausführlicher Polemik gezwungen. Ich glaubte mich im Interesse der Sache nicht damit begnügen zu dürfen, die eigene Lehre positiv zu begründen; denn, obwohl gewiß über kurz oder lang das sicher Begründete sich von selber Bahn brechen wird gegenüber dem weniger wohl Fundierten, scheint mir die Geschichte der Philosophie zu zeigen, daß das „vincit veritas" auf diesem Gebiete vermöge der besonderen Schwierigkeit der Unternehmungen und der Zerfahrenheit der Arbeitsweise länger als billig auf sich warten lassen kann, wenn die entgegenstehenden Irrtümer nicht ausdrücklich widerlegt und die Schwäche der für sie vorgebrachten Argumente eingehend aufgewiesen wird." Und S. 13: „Immer aber glaube ich die Kontroverse so geführt zu haben, daß der objektiv Urteilende den Eindruck gewinnen wird, sie sei mir durchaus nicht Selbstzweck, und es wäre mir auch lieber, wenn der Stand der heutigen Forschung es erlaubte, der Polemik weit mehr aus dem Wege zu gehen."

So entschieden Martys Polemik jederzeit das als wahr Erkannte vertrat und niemals für sachliche Konzessionen zu haben war, wenn diese dem Erkannten widersprachen, ebenso blieb sie ausnahmslos milde und mäßig in der Form, selbst dann, wenn die Gegner ganz anderer Mittel sich bedient hatten.

Zuzugeben ist, daß in dem Werke zahlreiche Untersuchungen enthalten sind, die für den Sprachforscher nur dann von Interesse sein können, wenn er zugleich Sprachphilosoph ist, während der Psychologe und Erkenntnistheoretiker, sofern ihm sprachphilosophische Studien ferner liegen, nicht vermutet, die höchsten Probleme seiner Wissenschaft in dem Buche abgehandelt zu finden.

Es wird eine dankbare Aufgabe der Zukunft sein, den rein philosophischen Gehalt aus Martys Werke herauszuheben.

Für die deskriptive Psychologie wird da die soeben erwähnte Kritik der Lehre von der mentalen Inexistenz des Objektes und vor allem deren Ersatz durch die Lehre von der „wirklichen oder möglichen (= hypothetischen) Adäquation mit einem Objekte" in Betracht kommen. Denn sowohl ist, was er zur Widerlegung der alten Auffassung beiträgt, reich an neuen Gedanken, als insbesondere auch, was er an ihre Stelle setzt, ihm durchaus eigentümlich.

Eine bedeutsame Weiterbildung erhält die Lehre von der Entstehung der menschlichen Begriffe, die er auf Genesis durch Imperzeption (z. B. Farbiges, Tönendes, Urteilendes, Liebendes), durch Komperzeption (so z. B. die Relationsbegriffe: Gleiches, Verschiedenes, Größeres, Kleineres) und Reflexion (wie die Begriffe von Urteils- und Interesseinhalten, von Sein und Wert usw.) zurückführt.

Besondere Aufmerksamkeit erfordert sein Bemühen, gegen Brentano darzutun, daß nicht alle unsere Begriffe Begriffe von Realem (Substanzen und Akzidentien) seien, und daß und in welchem Maße den entia rationis und dem Nichtrealen überhaupt — das Brentano nur als Fiktion gelten läßt — wahre Existenz zukomme.

So erhält die Lehre von den Vorstellungen, vom Urteil, von den Gemütstätigkeiten, kurz die ganze deskriptive Psychologie, durch Martys Werk die interessantesten Bereicherungen; und von hier ausstrahlend, fällt Licht auf die wichtigsten Probleme der Erkenntnistheorie und Metaphysik, sowie auf Fragen der Ethik, Ästhetik und besonders der Logik. Daß für die genetische Psychologie ebenfalls mancher fruchtbare Gedanke abfällt, ist bei der großen Akribie, die Marty den sprachgenetischen Fragen zuwendet, selbstverständlich.

17. Über Aufforderung der Redaktion der Kantstudien hat Marty im Bd. 13 (1908) eine kurze Selbstanzeige geschrieben, die sein Verhältnis zu Kant, soweit es in den Untersuchungen zutage tritt, berücksichtigt.

Er erinnert daran, wie viele Philosophen und so auch Kant sich in gewissem Maße von der Sprache haben leiten und irre leiten lassen, und wie andererseits die Sprachforscher nach den Kantschen Kategorien griffen, um sie zu ihren Zwecken auszubeuten. Was ihn selbst anlangt, so könne er jene Klassi-

fikation der Urteile, die Kant zur Grundlage für die Deduktion der Kategorien macht, nicht durchaus der Natur der Dinge entsprechend ansehen, indem er gar manche Einteilungsglieder derselben nicht für elementare Modi der Urteilsfunktion halte, wie sich dies in den Ausführungen des zweiten Bandes näher zeigen werde, wo im einzelnen vom sprachlichen Ausdruck des Urteils, Interesses und Vorstellens die Rede sein wird.

Er geht dann daran, einige Divergenzen zu besprechen; so die anders geartete Einteilung der psychischen Tätigkeiten, die Lehre von den sog. Formen des äußeren und inneren Sinnes, womit Kant etwas wie subjektive Vorstellungsmodi einführt,[1]) die Auffassung des Denkens selbst als bloße Erscheinung und anderes mehr.

IV.

18. Wir gehen nun zu den nachgelassenen Schriften Martys über.

Wenn im folgenden aus ihnen einiges mitgeteilt wird, so geschieht es einerseits, um das Interesse der Fachgenossen auf diese Werke zu lenken, andererseits um den in ihnen niedergelegten Theorien, die teilweise in meinen und den Kollegien anderer seiner Schüler zur Erörterung und somit an die Öffentlichkeit gelangen, die Priorität zu wahren.

Der Leser wird, wenn auch recht ungenügend über den Inhalt der Lösungsversuche, so doch einigermaßen über den Umfang der behandelten Fragen orientiert und es wird ihm die Richtung angedeutet, in der da und dort die Antwort gesucht wird.

Die „Untersuchungen" waren 1908 erschienen, 1911 das Kasusbuch. Schon diese Zwischenzeit hat einige wesentliche Umbildungen in Martys Denken mit sich gebracht.

So hatte Marty früher die Theorie Brentanos angenommen, daß die Orte reale Differenzen der Körper seien, und Körper nichts anderes sei als „Qualitatives-Örtlichbestimmtes"; das Kasusbuch enthält jedoch bereits die deutlichen Ansätze einer Abwendung von dieser Lehre. S. 95 reflektiert er auf die Meinung jener, die „mit Newton oder in Anlehnung an seine Gedanken den Raum für das unendliche, eine und in sich selbst nicht weg-

---

[1]) Hiervon wird besonders auch in dem Werke Martys „Über Raum und Zeit" die Rede sein.

zudenkende Substrat der Körper“ ansehen, als „eine nichtreale Seinsbedingung oder etwas wie ein nichtreales Subsistierendes für die gesamte Körperwelt“. Die folgenden Jahre waren diesen Fragen gewidmet und führten ihn allmählich, sowohl was die Auffassung des Raumes als auch was die der Zeit anlangt, zu einer ganz veränderten Stellungnahme. Das Resultat seiner mit beharrlichstem Eifer betriebenen Forschungen ist ein nachgelassenes, nahezu vollendetes Werk über Raum und Zeit.

Es wird von dem zweiten Bande der Untersuchungen getrennt erscheinen. Bringt schon die Lehre vom Raum ganz neue Gesichtspunkte ans Tageslicht, so führt Martys Theorie von der Zeit in die Lehre vom Urteil Neuerungen ein, die den Psychologen und den Metaphysiker in gleicher Weise angehen.

19. Die Abhandlung über die Natur des Raumes enthält vorerst eine sehr ausführliche und sorgfältige Zergliederung der Kantschen subjektivistischen und phänomenalistischen Lehre, deren verschiedene, bei Kant ineinanderfließende Bestandteile gesondert geprüft werden, als deskriptiv und genetisch psychologische und als transzendentale Frage. Auch die Berkeleysche idealistische Theorie wird eingehend untersucht.

Bei Erledigung der dritten Frage wird gezeigt, daß die Alternative: Der Raum ist etwas Objektives und Reales oder etwas Subjektives und Ideales schon darum unhaltbar ist, weil die von Kant angenommene Lehre von der „mentalen Inexistenz des Objektes“ und demgemäß von einem „ens subjectivum“ eine Fiktion ist, die durch die Theorie von der ideellen Adäquation ersetzt werden muß.

Der Raum ist allerdings, wie auch Martys Analysen ergeben, weder etwas Relatives noch ein Akzidens der Körper noch eine Substanz. Aber mit dieser Dreiheit ist das Schema des Objektiven nicht erschöpft. Marty, der auch die Auffassung Brentanos, daß der Raum als eine substanzielle Differenz des Körpers und daher als etwas Reales zu denken sei, nicht gelten läßt, legt vielmehr dar, daß die Begriffe „objektiv“ (seiend, wirklich) und „real“ weder nach Inhalt noch nach Umfang zusammenfallen.

Diese Untersuchungen führen ihn zur Analyse des Ursachebegriffes und des Kausalgesetzes und zur Axiomatik schlechthin. — Neben unmittelbaren Erfahrungserkenntnissen anerkennt auch er

apriorische Sätze, die unmittelbar einleuchten; während aber manche, wie schon Leibniz, bemüht sind, diese alle auf den Satz des Widerspruchs zurückzuführen, leugnet Marty zwar nicht die „Allgegenwart“ dieses Satzes, scheidet jedoch die apriorischen Axiome in drei Typen: 1. Axiome des Ausschlusses, zu welchen der Satz der konträren Opposition und der Satz des Widerspruchs gehören. 2. Axiome der Äquivalenz. 3. Axiome der notwendigen Verknüpfung von Sachverhalten. Zu den letzteren gehört z. B. der Satz, daß gewisse absolute Bestimmungen nicht sein können, ohne gewisse Relationen zu begründen. Es ist daraus zu ersehen und wird sich weiter unten noch deutlicher zeigen, daß auch nach Marty nicht alle apriorischen Sätze den Charakter des Satzes des Widerspruchs tragen. Mit Brentano aber verwirft er Kants synthetische Urteile apriori schon darum, weil Kant ihnen das Kennzeichen aller wahrhaft apriorischen Sätze, die Evidenz, abspricht (vgl. Alfred Kastil, Jakob Friedrich Fries' Lehre von der unmittelbaren Erkenntnis. Eine Nachprüfung seiner Reform der theoretischen Philosophie Kants. Göttingen 1912, S. 326). Die Verknüpfungsaxiome sind es, die — auch darüber wird noch unten zu reden sein — zum Fortschritt unserer Erkenntnis das Meiste beitragen. Schon John Locke hat das in seiner Untersuchung über den menschlichen Verstand (IV, 17, § 16) ausgesprochen. Indem nun aus der Komperzeption von Begründungsrelationen der Begriff des Begründenden, Bedingenden gewonnen wird, entsteht nach Marty aus diesem und anderen Elementen der Begriff der wirkenden Ursache durch begriffliche Synthese. Die Komposition des Ursachebegriffes wird sodann, unter kritischer Würdigung der Brentanoschen Lehre, im einzelnen aufgewiesen; wir müssen uns versagen ihre Bestandteile aufzuzählen, da jedes der Elemente eine gesonderte Betrachtung verlangt, die entweder ins Einzelne gehen oder unverständlich bleiben muß. Nachdem Marty den Begriff des Wirkens und der wirkenden Ursache genügend geklärt zu haben glaubt, nebenbei auch die übrigen Bedeutungen des Wortes Ursache — auch die „materiale Ursache“ — besprochen hat, bestimmt er den Begriff des Realen als den des Wirkungsfähigen.[1]) Unter diesen Begriff fallen

[1]) Früher ließ Marty den Begriff des Realen mit Brentano aus der Anschauung durch Imperzeption gewonnen sein; „wirkungsfähig“ wäre danach nur ein proprium des Realen.

die Dinge oder Substanzen, ihre absoluten substanziellen und akzidentellen Differenzen, während z. B. die Relationen — bei denen, wenn sie werden, nur von einem bloßen Mitwerden gesprochen werden kann —, als Beispiele von solchem Seienden dienen, das nicht real ist; die entgegenstehende Lehrmeinung Brentanos wird durch eine lange Reihe von Gegengründen zu entkräften gesucht, die zu tief in die Erkenntnistheorie hineinführen, um hier auch nur angedeutet werden zu können; die Berücksichtigung diesbezüglicher Theorien von Lotze, Lipps und anderen hält die Untersuchung auch weiterhin auf kritischen Pfaden.

Was aber das Kausalgesetz anlangt, so wird zu erweisen gesucht, daß der Satz von der universellen Notwendigkeit als ein Äquivalenzaxiom zu begreifen ist und daß das Kausalgesetz ebenfalls und ohne Rekurs auf die Wahrscheinlichkeitsrechnung[1]) als apriori einleuchtend dargetan werden kann.

Das Ergebnis dieser wohl bei Schritt und Tritt fesselnden, aber weit ausgreifenden Analysen ist, daß ein unendliches Raumkontinuum als etwas Objektives zu erschließen ist, das zwar nicht wirkungsfähig oder real, aber gleichwohl ein Seiendes ist.

Alles Seiende ist entweder real oder nichtreal, entweder absolut oder relativ, entweder subsistierend oder inhärierend, und diese Klassifikationen kreuzen sich zum Teil untereinander. Der objektive Raum nun ist etwas Absolutes und Nichtreales, das nicht einem anderen inhäriert, sondern für sich subsistiert.

Sagt man, der Raum könne abgesehen von dem, was ihn erfüllt, keinerlei Mannigfaltigkeit aufweisen, so erwidert Marty: Die Homogenität des Raumes besage nur, daß die Raumpunkte ebenbürtige Spezies einer Gattung seien. Das schließe nicht aus, daß jeder Raumpunkt eine andere Spezies örtlicher Positionen sei. Sagt man, die Körper könnten nicht in dem Raume sein, so erwidert Marty, der Raum sei nicht zu fassen wie ein abtrennbarer Teil des Körpers, auch nicht wie etwas, dem die Körper inhärieren, auch nicht wie ein Universale. Der Körper, das Qualitativ-Ausgedehnte,[2]) ist vielmehr ein superponiertes

---

[1]) Diesen Weg hatte in geistvoller Weise Brentano eingeschlagen.

[2]) Körper ist also nach Marty = Qualitatives-Quantitatives (oder Qualitativ-Massiges oder Qualitativ-Ausgedehntes). Der Begriff ist aus unserer Raumanschauung gewonnen. Denn der phänomenale Raum variiert nach Qualität und Quantität. Nicht variieren Qualität und Ort, es wechselt viel-

(bedingtes, sekundäres) Kontinuum durch Teilnahme an dem es bedingenden oder fundamentalen Raumkontinuum. Wird endlich eingewendet, wer den Körper nicht durch den Ort individualisiert werden lasse, mache ihn zu etwas Unbestimmtem und komme mit dem principium indiscernibilium in Widerspruch, so wird dies zum Anlaß genommen, dieses angebliche Prinzip genauer zu untersuchen und auf eine falsche Deutung desselben hinzuweisen.[1])

20. Wegen ihres kritischen Gehaltes und der zahlreichen unermüdlichen Begriffsanalysen bilden die den Raum behandelnden Partien den weitaus größten Teil des Werkes; das Zeitproblem nimmt etwa ein Viertel des ganzen Manuskriptes in Anspruch.

Gewisse Partien der Raumabhandlung kommen im zweiten Bande der „Untersuchungen" abermals, manche wie die Axiomatik sogar noch eingehender zur Sprache. Auch darum konnten wir uns kürzer fassen. Die Lehre vom Zeitbewußtsein und der Zeit dagegen bringt bei sparsamster Anwendung der Kritik[2]) im wesentlichen nur die positive Theorie, die noch weit originellere Züge aufweist als die Lehre vom Raum. Darum erheischt sie eine etwas deutlichere Skizzierung.

Manche Aristoteliker haben die Zeit mit dem Urteil in Zusammenhang gebracht, weil die Sprache sie durch Verbum und Kopula ausdrückt. J. St. Mill hielt die Zeitlichkeit für eine Modalität des Urteils. In unserer Zeit zählte Brentano zu den Differenzen des Urteils: 1. die Differenzierung durch das Objekt; 2. die Qualität (ob anerkennend oder verwerfend); 3. die Evidenz und Blindheit; 4. die Modalität (ob assertorisch oder apodiktisch), 5. den Temporalmodus; indem er zum Urteil den Präsential-

---

mehr ein Quantitatives seine Qualität und ein Qualitatives seine Quantität. Nur ist diese Variation nicht möglich ohne irgendeine örtliche; dagegen ist umgekehrt eine örtliche möglich ohne eine quantitative. Dies hängt damit zusammen, daß dem Ort eine Art Selbständigkeit gegenüber dem Körperlichen zukommt und dieses zu jenem in einer ganz eigentümlichen Relation sui generis steht.

[1]) Vgl. auch weiter unten § 27.

[2]) Aus dem relativen Mangel literarischer Polemik darf man nicht auf die Vernachlässigung der Literatur schließen; Martys schriftlicher Nachlaß beweist vielmehr auch hier sorgsame Studien; doch fühlte er in den letzten Jahren die Notwendigkeit, weniger auf Widerlegung als auf Darlegung bedacht zu sein.

und Präteritalmodus hinzutreten ließ. Neuestens aber lehrt er,[1]) es handle sich beim Zeitbewußtsein um ein Kontinuum von Vorstellungsmodi und nur indirekt um Urteilsmodi. Marty unterscheidet bei unserem Zeitbewußtsein eine Vorstellungs- und eine Urteilskomponente.

Unser anschauliches Zeitbewußtsein, z. B. die Anschauung einer Bewegung und ihres rascheren oder langsameren Verlaufes, das Hören einer Melodie, kurz jedes anschauliche Bewußtsein von Veränderung oder Bestand, ist ein Gegenwarts- und Vergangenheitsbewußtsein. Dieser Unterschied von „Gegenwärtig" und „Vergangen" ist auf Rechnung der in der Empfindung mitgegebenen Urteilsmodi, nämlich eines Gegenwarts- und eines Präteritalmodus zu setzen, während der Unterschied von Früher und Später, der ja mit dem von gegenwärtig und vergangen nicht zusammenfällt, aber mit ihm zugleich gewonnen wird, der Vorstellungskomponente zuzurechnen ist.

Es gibt, nach Marty, die Vorstellung eines Kontinuums zeitlicher Positionen und von etwas sie Erfüllendem; mit der Vorstellung jeder dieser Positionen und des sie Erfüllenden ist aber ein urteilendes Verhalten verknüpft, welches das Vorgestellte erst als gegenwärtig und dann als vergangen auffaßt.

Unsere Zeitbegriffe und -erkenntnisse entspringen anläßlich der „Anschauung" einer Bewegung und ihres rascheren und langsameren Verlaufes, einer Melodie usw., kurz der Anschauung von Veränderung und Bestand.

Hören wir z. B. einen Ton, so erwächst uns im Bewußtsein von ihm ein bestimmtes phänomenales Kontinuum von zeitlichen Positionen, die er erfüllt, das uns schließlich in seiner ganzen Länge, zuvor aber als kontinuierlich wachsend und in jedem Momente gleichzeitig bewußt ist. Im Bewußtsein ist also das, was in Wirklichkeit aufeinander folgt, gleichzeitig gegeben, aber nicht als gleichzeitig, sondern als sich folgend. Dieses zeitliche Kontinuum, welches unser Präsentialmodus sukzessive beleuchtet (Aktualitätsbewußtsein) und wovon ein wachsendes Stück und schließlich die ganze Länge vom Präteritalmodus umfaßt wird (Metaesthese), ist eng begrenzt. Wir schauen ein zeitliches Kontinuum an, aber die Anschauung desselben ist nicht selbst ein Kontinuum irgendwelcher Modi.

[1]) Von der Klassifikation der psychischen Phänomene, Leipzig 1911.

Ein Kontinuum also wird gebildet von den Positionen und nicht, wie Brentano lehrte, von irgendwelchen Modi. Martys Grund, eine Kontinuität der Temporalmodi zu leugnen, war zunächst, daß er sich sagte, es könne kein Mehr oder Minder der Vergangenheit (Zukunft) geben, in dem Sinne, wie Vergangenheit eine Sache des Urteils ist, nämlich in der eigentümlichen Weise des Inaktuell-Seins, das dem Vergangenen zukommt. Das „Früher“ und „Später“ kommt notwendig den absoluten zeitlichen Bestimmungen zu, die Sache der Vorstellungsobjekte sind. Doch können sich jene absoluten Bestimmungen und ihre Relationen bloß im Zusammenhange mit Urteilsmodi entfalten. Aber dazu genügen diskrete Modi (womit nicht gesagt ist, daß diese Modi punktuelle Dauer hätten!).

So glaubt Marty denn jetzt drei Spezies von Urteilsqualität lehren zu müssen: 1. den Aktualitätsmodus; 2. den Inaktualitätsmodus, womit uns das Vergangene erscheint. Beide Modi sind ein Für-tatsächlichnehmen, ein Bejahen, Anerkennen (Ponieren) aber nicht im selben, sondern nur im analogen Sinne. Ihnen steht gegenüber 3. das Für-nicht-tatsächlichnehmen („Verwerfen“, „Verneinen“, Negieren).

Nach Analogie zu dem früher und früher Gewesenen und zum Gewesenen im Verhältnis zum Gegenwärtigen bilden wir uns auch den Begriff des Zukünftigen im allgemeinen, als dessen, was eine ähnlich orientierte Lage zum Gegenwärtigen hat, wie dieses zum Vergangenen (und des später und später Zukünftigen).

Das Zeitkontinuum ist seiner Natur nach nur auffaßbar als Gegenstand verschiedener temporaler Urteilsmodi, so daß das Moment der möglichen Beziehung zu einer solchen Modalität im allgemeinen in den Begriff der absoluten Zeitspezies und der darauf beruhenden Relation eingeht.

Ein irgendwann und damit früher oder später als ein anderes Seiendes ist notwendig entweder vergangen oder zukünftig oder gegenwärtig, kurz zu einem temporalen Modus der Tatsächlichkeit in möglicher Beziehung Stehendes. Wie umgekehrt ein Vergangenes oder Zukünftiges oder Gegenwärtiges notwendig ein irgendwann Seiendes und damit früher oder später als ein Anderes ist.

Will man das Vergangenheitsbewußtsein „unmittelbares Gedächtnis“ nennen, so muß man sich seiner deskriptiven und genetischen Unterschiede vom Gedächtnis im eigentlichen Sinne bewußt werden.

Wenn Bergson jenes Gedächtnis als einen Kinematographen bezeichnet, so ist die Sache vielmehr umgekehrt, der Kinematograph ist nicht möglich ohne das unmittelbare Gedächtnis.

Zahlreiche andere Fragen kommen zur Erörterung: Die Analogie mit dem Raumbewußtsein und die Grenzen dieser Analogie; das Verhältnis unserer phänomenalen Zeiten zu den wirklichen; vor allem die Frage nach der Objektivität der Zeit und die Stellung Kants zu allen mit der Zeit zusammenhängenden Fragen.

Es wird unter anderem gezeigt, daß die objektive Zeit im Unterschiede vom objektiven Raume, der nur empirisch festgestellt ist, apriori gewiß ist als etwas durch sich Notwendiges, und daß der Satz des Widerspruchs, den Kant von dem Zeitgedanken befreien mußte, um ihn nicht bloß auf Erscheinungen anwendbar sein zu lassen, in Wahrheit ohne das zeitliche Moment sinnlos wird. Zeitliches und Seiendes im Sinne dessen, was mit Recht anerkannt werden kann, sind Begriffe von gleichem Umfange. Seiendes ist ein irgendwie Tatsächliches.

Es ist apriori einleuchtend, daß irgend etwas wahr ist, und somit ist es auch die Existenz der Zeit, als die Bedingung jeglicher Wahrheit. — Soviel über Martys Parerga seiner sprachphilosophischen Arbeiten.

21. Die Fortsetzung der Untersuchungen zur allgemeinen Grammatik und Sprachphilosophie war folgendermaßen geplant: Es sollte zunächst gehandelt werden als Abschluß des II. Stückes des ersten Bandes: Von den logisch begründeten Synsemantien beim Urteilsausdruck; sodann von den logisch begründeten synsemantischen Zeichen, die dem Ausdruck des Interesses dienen; weiter von den logisch begründeten Synsemantien beim Vorstellungsausdruck; endlich von den logisch nicht begründeten synsemantischen Zeichen.

Sodann war ein polemisch-kritischer Teil (III. und IV. Stück) beabsichtigt, der sich mit den üblichen Lehren und Begriffen von Satz, Wort, Redeteilen, Syntax, von Substantiv, Adjektiv, Verb zu befassen hatte, und als dessen Abschluß ein V. Stück: über Wert und Methode deskriptiv-semasiologischer Untersuchungen bestimmt war. Hierüber ist an verstreuten Stellen der früheren Abhandlungen Martys, in dem ersten Bande der Untersuchungen und besonders in der gegen Voßler gerichteten

Abhandlung „Über Begriff und Methode der allgemeinen Grammatik und Sprachphilosophie“ [1]) einiges gesagt. Das Kasusbuch 1911 wiederum enthält wichtige Beiträge zur Lehre von den Synsemantien. Mit der Scheidung der Synsemantien in logisch begründete und nicht begründete hat es folgende Bewandtnis:

Logisch begründete Synsemantika nennt Marty diejenigen, bei welchen der Zusammensetzung der Zeichen eine analoge Zusammensetzung im Gedanken oder überhaupt in der Bedeutung entspricht, wo also in dieser ein Anlaß zur Bildung von Synsemantika gegeben ist; logisch nicht begründete, wo dies nicht der Fall ist. Die Rücksicht auf Zeichenersparnis und Schonung des Gedächtnisses ist zwar auch bei der Bildung der logisch begründeten Synsemantika wirksam, aber nicht in dem Maße, wie bei den logisch nicht begründeten.

In dieser Lehre von den logisch nicht begründeten Synsemantien muß sich die allgemeine Grammatik begnügen, die allgemeinen Typen dieser Zeichen anzugeben und durch Beispiele aus den vorliegenden Sprachen zu illustrieren. Hier werden Beispiele gegeben von all den Bildungen der Sprache, die Motiven der Ökonomie, Bequemlichkeit, Schönheit und dergleichen ihren Ursprung verdanken.

In der Lehre von den logisch begründeten Synsemantien wird die Struktur unseres Denkens bloßgelegt, wie sie sich in einer idealen Sprache spiegeln sollte. Mit dieser Lehre haben wir es in dem zu veröffentlichenden Stücke des zweiten Bandes zu tun.

In der Vorrede zur vierten Auflage seiner Prinzipien der Sprachgeschichte schreibt Paul: „Martys Werk hält sich in den Grenzen logisch-psychologischer Untersuchung, ohne in das dem Sprachforscher eigentümliche Gebiet überzugreifen. Es liegt mir nichts ferner, als ihm daraus einen Vorwurf zu machen. Aber es berührt sich deshalb wenig mit meinen überall an die sprach-

---

[1]) Zeitschrift für Psychologie Bd. 55. Diese Streitschrift Martys aus dem Jahre 1910 hat allerdings hauptsächlich den Zweck, auf Mißverstand und unvollständiger Kenntnisnahme beruhende Entstellungen Martyscher Sätze abzuwehren und die spekulative Methode des Croceschülers Voßler, der „die Frucht einer späten (und wahrhaft nicht verbesserten) Nachblüte Hegelscher Spekulation in Italien wieder zu uns importieren“ will, mit samt seiner ästhetischen Sprachbetrachtung zurückzuweisen.

liche Einzelforschung anknüpfenden Untersuchungen." — Von jenem Teil des Martyschen Werkes, der jetzt vor der Veröffentlichung steht, wird ähnliches gesagt werden können. Erst die späteren Teile sollten anders geartet sein. „Dort hoffe ich", schrieb Marty an Paul, „die Betrachtung auch näher an die speziellen und konkreten Fragen, die die sprachliche Einzelforschung beschäftigen, heranführen zu können, und hier mit dieser Fühlung zu gewinnen, wäre mir von großer Wichtigkeit und bildet den Gegenstand meines ernstesten Strebens. Denn es scheint mir, daß die allgemeinen Lehren der Sprachphilosophie oder desjenigen Teiles, den man etwa „Sprachpsychologie" nennen kann, ihren Charakter als Resultat legitimer Abstraktion und rechtmäßiger Induktion — zum Unterschiede von bloß fiktiven Konstruktionen — eben dadurch bewähren müssen, daß das Spezielle und Konkrete von ihnen Licht empfängt und umgekehrt sie selbst zu beleuchten vermag" (Brief vom 28. Februar 1909).

Im Kasusbuch liegt eine solche Leistung tatsächlich vor. Bruchstücke der weiter geplanten Teile, insbesondere einige Kapitel „Kritische Auseinandersetzung mit den üblichen Lehren vom Satz, vom Wort und den Redeteilen" dürften später hinzukommen.[1])

---

[1]) Um dem sprachwissenschaftlich interessierten Leser eine Probe von der Art und Weise zu geben, in der Marty diese Probleme behandelt, sei hier ein Brief (aus dem Januar 1911) wiedergegeben, in dem Marty der Anfrage eines Sprachforschers entsprechend, seine Ansichten über das, was zu unentbehrlichen Bestandteilen unseres Gedankenausdruckes gehört, mitteilt, und der in gedrängtester Form eine Fülle wichtiger Gedanken enthält:

„Was Ihre Fragen betrifft, so möchte ich sie dahin beantworten, daß m. E. dasjenige, was man Konjugation, Partizip und überhaupt Verbum nennt und Verbalformen, nichts ist, was jeder Sprache zukommen müßte, und daß darum die besondere Gestaltung und mehr oder minder allseitige Ausgestaltung dieser Gebilde etwas ist, was der Sprachgeschichte und dem speziellen Studium der verschiedenen Sprachformen angehört.

Zum Ausdruck unserer Gedanken (von den Emotionen sehe ich hier ab) gehört inhaltlich: 1. Ein entsprechender Vorrat von Ausdrücken für unsere Begriffe, darunter auch für die Begriffe von Relationen, wozu auch die des Tuns und Leidens gehören, deren Ausdruck unter Umständen die Formen des sogenannten Partizips hat. Aber weder brauchen notwendig diese Begriffe die Partizipialform zu haben, noch haben die sogenannten Partizipien immer jene Bedeutung. Sie sind (in vielen Fällen) zwar Namen, d. h. der Ausdruck von Begriffen, aber nicht von solchen des Tuns oder Leidens (und sind die betreffenden Vorstellungen nur begleitende Bilder der inneren Sprachform); und manchmal ist

Was der zweite Band, die Fortsetzung und der Schluß des II. Stückes, bieten wird, ist vorwiegend Psychologie und Er-

---

sogar ein sogenanntes Partizip auch gar nicht ein Name, sondern ein synsemantischer Ausdruck — so „geliebt“ in der Wendung „ich habe geliebt“ (d. h. ich bin ein liebend gewesener). 2. Außer den Namen bedarf es zum Ausdruck unserer Gedanken auch der Zeichen für das (bejahende und verneinende) Urteilen. 3. Endlich bedürfen wir Ausdrücke für das zeitliche Moment und, da das Zeitbewußtsein eine doppelte Komponente enthält, wovon eine dem Vorstellen, die andere dem urteilenden Verhalten als solchem angehört (diese Lehre, die ganz neu ist, werde ich in meiner nächsten Publikation ausführen), so wird auch der Zeitausdruck teilweise Vorstellungs- und teilweise Urteilsausdruck sein, und aus dem letzteren Grunde wird er ins Verb aufgenommen, das ja hauptsächlich zum Ausdruck des Urteils dient. (Vom Imperativ sehe ich ab; ich rechne ihn, da er nicht Urteilsausdruck, sondern als Ausdruck von Gefühl und Willen dient, nicht den eigentlichen Verbalformen zu); genauer gesagt: im Verbum und seinen Konjugationsformen, außer dem Imperativ, haben wir Sprachmittel vor uns, worin der Ausdruck für alle oben angeführten Gedankeninhalte in eigentümlicher Weise verflochten und verschmolzen ist, nur mehr oder weniger innig, je nachdem die Konjugation mehr analytisch oder synthetisch gebildet ist. Aber diese Verschmelzung des Ausdrucks jener verschiedenen Gedankenelemente, die eine Eigentümlichkeit des Verbums und der eigentlichen Verbalformen ausmacht, ist nichts für die menschliche Sprache Notwendiges. Sie kann auch ausbleiben. Dazu kommt, daß sich jenen Bedeutungselementen der Verbalformen noch Vorstellungen der inneren Sprachformen zugesellen, nämlich diejenigen des Tuns oder Leidens, die ja gar nicht immer Sache der Bedeutung sind. Was das sogenannte Verbum activum bedeutet, ist gar nicht immer ein Tun, was das Passivum, nicht immer ein Leiden. Oft sind dies nur Bilder, bildliche Auffassungen der wahren Vorgänge, die gemeint sind. So ist denn das Verb und seine Konjugationsformen keine rein semasiologische Kategorie, sondern eine solche, bei welcher Besonderheiten der äußeren und inneren Sprachform stark mitspielen. Seine Ausgestaltung kann demgemäß auch nur aus der deskriptiven und genetischen Erforschung der einzelnen Sprachen und Sprachfamilien voll begriffen werden. Das Partizip hat, wenn es nicht vermöge eines stark äquivoken Gebrauches bloß synsemantisch fungiert, seiner Bedeutung nach die Rolle eines Adjektivs, also eines bloßen Begriffsausdrucks, der aber in Anlehnung an die eigentlichen Verbalformen (die zugleich dem Ausdruck des Urteils dienen) entstanden ist und meines Erachtens nur in diesem Zusammenhang zu begreifen ist.

Daß, wie Sie schreiben, in einigen südkaukasischen Sprachen das Part. Präs. act. gleich ist der 3. Pers. Sg. pr., wäre — wenn ich recht verstehe — so, wie wenn wir statt „er geht“ sagen würden „gehend“ oder umgekehrt statt „gehend“ — „er geht“; im ersten Falle wird, was eigentlich bloßer Vorstellungsausdruck ist, durch Funktionswechsel auch zum Ausdruck eines Urteils gemacht. Im anderen Falle geht der umgekehrte Funktionswechsel vor sich. Analoges kommt aber meines Erachtens in der Sprache häufig vor. Und

kenntnistheorie. Es sei gestattet, die einzelnen Kapitel der Reihe nach durchzugehen und einiges herauszuheben.

22. Marty bespricht zuerst die Anlässe zu logisch begründeten Synsemantiken auf dem Urteilsgebiete. Als Hauptkorrektur der im ersten Bande der Untersuchungen und in seinen verschiedenen Artikeln vorgetragenen Lehre vom Urteil bezeichnet Marty selbst: daß die Qualität des Urteils schließlich von ihm aufgefaßt wurde als eine Komponente des Zeitbewußtseins und nicht verständlich ist ohne die Lehre von der Zeitvorstellung.

Die Qualität des Urteils ist, wie wir gehört haben, nach Marty dreifach: ein Für-Aktuellnehmen und ein Für-Inaktuellnehmen; beides kann man ein „Anerkennen" nennen, aber bloß in analogem Sinne; drittens ein Für-Untatsächlichnehmen; es besteht also ein doppelter Gegensatz zum „Aktuellnehmen": das Für-Inaktuellnehmen einerseits, das Für-Untatsächlichnehmen andererseits.[1])

---

wenn ein Ausdruck, der nur für die 3. Person gebildet erscheint, auch für die 1. und 2. fungiert, so erinnert auch das an das tschechische Reflexiv, wo statt „ich liebe mich", „du liebst dich" gesagt wird „ich liebe sich", „du liebst sich". Die 3. Person gelangt eben am häufigsten zur Bezeichnung, und gerne geschieht es, daß der Ausdruck für das, was am häufigsten bezeichnet wird, durch Übertragung Alleinherrschaft gewinnt.

So wird ja auch, weil das Subjekt der Prädikation besonders häufig ein Ding (eine Substanz) ist, der Ausdruck Subjekt allgemein zum „Substantiv" gestempelt, obschon er nicht immer, sondern nur in der dominierenden Zahl der Fälle wirklich eine Substanz bedeutet. Das ist es, was ich etwa Sicheres zu Ihren Fragen sagen zu können meine. Befriedigendes darüber in der Literatur ist mir nicht bekannt. Es ist eben eine klare Unterscheidung zwischen dem, was bei unseren Sprachmitteln Sache der Bedeutung ist, und dem, was nur zu den Eigentümlichkeiten der äußeren und inneren Sprachform gehört (und die Erkenntnis, daß auch die letztere nicht ein Stück des Bezeichneten ist, sondern die dahin gehörigen Vorstellungen und Bilder selbst nur ein eigentümliches Bezeichnungsmittel sind), noch nicht genügend durchgedrungen, weder bei den Sprachphilosophen noch bei den Sprachhistorikern. Und doch ist eine scharfe Scheidung m. E. die unerbittliche Bedingung für eine klare Beantwortung Ihrer und aller ähnlichen (die sogenannten grammatischen Kategorien) betreffenden Fragen."

[1]) Was den Urteilsausdruck anlangt, so wäre hervorzuheben, daß von der Qualität in der Sprache nur das Bejahen und Verneinen zum Ausdruck gelangt. Dagegen nicht der Inaktualitätsmodus. Denn unser Inaktualitätsmodus ist immer nur anschaulich, wie die Empfindung selbst, und ist daher nicht mitteilbar; ebensowenig wie etwa die Evidenz, die im folgenden Kapitel besprochen wird.

23. Nach der Urteilsqualität kommt die Modalität des Urteils zur Sprache. Hier wird eine Kritik der Kantischen Einteilung gegeben, die die Urteile ihrer Modalität nach scheidet in problematische, assertorische und apodiktische.

Marty läßt an der Bestimmung Kants gelten, „daß die Modalität des Urteils nichts zum Inhalte des Urteils beiträgt", im übrigen aber weicht er darin von Kant — und nicht unbeträchtlich auch von Leibniz und Brentano — ab, daß er als Modalität den Charakter der Evidenz und Blindheit betrachtet; erst das evidente Urteil weist die Unterschiede von „begreifender, apodiktischer oder Vernunftevidenz" (vérité de raison) einerseits und von „bloß bemerkender, nicht begreifender, assertorischer oder Tatsachenevidenz" (vérité de fait) andererseits auf. Von der Evidenz gilt jenes Wort Kants, daß sie die Inhaltsseite nichts angeht, d. h. nichts beiträgt zu dem, was sein muß, damit das Urteil richtig sei. Blindheit des Urteils ist bloße Privation. Richtigkeit und Unrichtigkeit hängt nicht von der Evidenz ab, sonst könnte ja ein blindes Urteil niemals richtig sein, und es wäre auch unmöglich, daß ein assertorisches und ein apodiktisches Urteil über denselben Gegenstand richtig wären. Nach Aristoteles und Brentano gehört der Begriff des Evidenten nicht zum Begriff des Apodiktischen. In dieser Frage hat sich Marty von beiden entfernt. Zum Begriff des Unmöglich-Seienden gehört jetzt nach Marty der Begriff des Apodiktisch-Evidenten.

Notwendig ist, was an und für sich von einem entsprechend disponierten („idealen") Verstand begriffen werden kann; an und für sich ist also alles apodiktisch erkennbar. Der Begriff des Seienden und des Notwendig-Seienden haben für uns verschiedenen Inhalt, aber den gleichen Umfang. Derselbe Sachverhalt entspricht beiden Begriffen. Ist auch alles an und für sich apodiktisch erkennbar, d. h. notwendig, so doch nicht alles „durch sich notwendig"; gar vieles ist nur mittelbar apodiktisch erkennbar, und zwar nicht nur für uns, sondern für jeden Verstand nicht anders als mittelbar notwendig erkennbar.

Das Apodiktische fällt aber nicht, wie Kant glaubt, zusammen mit dem „Allgemein-Notwendigen". Es gibt auch apodiktisch zu Bejahendes, das nicht allgemein ist; das haben Martys Untersuchungen über den Zeitbegriff einerseits, andererseits jene über die evidenten Prädikationen der „inneren Wahr-

nehmung“ gezeigt, die sich auf Individuelles beziehen und doch apodiktisch sind.[1])

Unsere apriorischen Urteile kann man als durch die Betrachtung der Vorstellungen verursacht bezeichnen, wenn man darunter die materiale Ursache versteht, und unter Betrachten ein Analysieren, Sich-klar-machen, Deuten.

Die Urteile, die für uns apodiktisch sind, haben eine besondere Materie und eine besondere Genesis.

Die Untersuchungen dieses Kapitels sind von größter Wichtigkeit;[2]) sie führen unter anderem auch zu neuen Konsequenzen für die Lehre vom Schluß.

24. Unter der Überschrift „Beispiele von Axiomen, die uns gegeben“ folgt nun der erkenntnistheoretisch bedeutsame Entwurf einer Axiomatik. Abweichend von der Reihenfolge, die im Raummanuscript eingehalten ist, werden hier als erste Gruppe die Axiome der Äquivalenz vorangestellt.

Im Zusammenhange mit der Einsicht, daß derselbe Sachverhalt in Urteilen von verschiedener Modalität richtig beurteilt werden kann, daß es also etwas wie verschiedene Gedankenformen giebt, erschloß sich als natürliche Konsequenz die Erkenntnis, daß Axiome der Äquivalenz anerkannt werden müssen. Marty nennt sie auch Axiome mit Immanenz (Identität oder Einfachheit) des Sachverhaltes.

Sie können auch Axiome der notwendigen Verknüpfung der Richtigkeit verschiedener, denselben Sachverhalt betreffender Gedankenformen heißen.

Es seien einige wenige Beispiele der wichtigsten Typen, die Marty in formale, materiale, modale und deren Kombinationen einteilt, herausgegriffen:

„Daß A ist, ist wahr“, ist äquivalent dem Satze: „daß A nicht sei, ist falsch“, und beide dem Satze: „A ist“.

---

[1]) Obwohl die Evidenz sprachlich nicht mitteilbar ist, müßte eine szientifische Idealsprache sie durch ein Zeichen ausdrücken. Ein besonderes Kapitel bespricht die falschen Auffassungen von Evidenz und die Frage, wie Täuschungen über Evidenz möglich sind.

[2]) Man erwäge z. B., daß sich nun mit aller Klarheit ergibt, daß die Begriffe „notwendig“ und „bedingt“ zwei ganz verschiedene Begriffe sind; notwendig ist ein Reflexionsbegriff, bedingt ist durch Komperzeption gewonnen; es ist also ganz verfehlt, wenn manche, wie Schopenhauer und Kant selbst, nichts als notwendig gelten lassen wollen, was nicht bedingt ist.

„Dieses A ist B“ ist äquivalent „dieses B ist A“; „ein A B ist“ äquivalent „ein B A ist“.

„Rotes ist“ äquale: „Rotes-Farbiges ist“, äquale: „Rotes-Ausgedehntes-Farbiges ist“. „Farbiges ist“ äquale: „Etwas, was entweder rot oder gelb oder blau usw., ist“. „Urteilendes ist“ äquale „Ein Für-Aktuell- oder Inaktuell- oder Untatsächlich-Nehmendes ist“. „A ist“ äquale: „es ist an und für sich einleuchtend, daß A ist“, äquale: „es ist an und für sich apriori als notwendig (apodiktisch) einleuchtend, daß A ist“ usw.

25. Die zweite Gruppe sind die Axiome mit Transzendenz (Mehrfältigkeit) des Sachverhaltes.

A) Axiome des Ausschlusses:

a) Des kontradiktorischen Ausschlusses (Satz des Widerspruchs): Es ist unmöglich, daß A sei und zugleich nicht sei. Es ist unmöglich, daß A nicht sei und zugleich nicht nicht sei. Mit beiden Sätzen äquivalent ist der Satz des ausgeschlossenen Dritten: Eines von beiden muß wahr sein, daß A sei oder nicht sei. Hierbei lehrt Marty mit Brentano, daß der Satz „Korrelate können nicht ohne einander sein“ unter die Fälle des Satzes vom Widerspruch gehört.

b) Der Kontrarietät in der Weise der Tatsächlichkeit: Es ist unmöglich, daß A zugleich aktuell und nicht aktuell sei.

c) Sätze des konträren Ausschlusses einer unmöglichen materialen Kombination, z. B.: Etwas kann nicht zu gleicher Zeit rund und eckig sein. (NB. Äquivalent: Ein Rundes-Eckiges ist unmöglich.)

d) Axiome der notwendigen Verknüpfung, eigentlich der unmöglichen Nichtverknüpfung, z. B.: Gewisse absolute Bestimmungen können nicht sein ohne Fundament oder Träger (oder beides) für eine gewisse Relation zu sein, wie: ein Rotes und ein Grünes nicht, ohne notwendig verschieden zu sein. — Gewisse absolute Bestimmungen können nicht sein, ohne tatsächlich in Korrelation mit gewissen anderen zu stehen; z. B. Ortsspezies nicht, ohne in dem unumkehrbaren Verhältnis des Nebeneinander zu stehen. Ein Urteilen kann nicht sein, ohne einem Vorstellen, ein Interessephänomen nicht, ohne einem Vorstellen oder aber einem Urteilen superponiert zu sein. Evidenz kann nicht gegeben sein, ohne in sekundärer Inhärenz zu einem Urteilen zu sein. Ein Qualitatives kann nicht sein, ohne ein Quan-

titatives zu sein und umgekehrt; ein Qualitativ-Quantitatives nicht, ohne einen Raum zu erfüllen.

Solcher Axiome gibt es überaus zahlreiche Typen;[1]) hierher gehören z. B. auch sämtliche Wertaxiome: Gewisse Gegenstände (Sachverhalte) können nicht sein, ohne möglicher Gegenstand einer richtigen Liebe (oder eines richtigen Vorziehens) zu sein; das heißt sie können nicht sein ohne Werte zu sein.[2])

Oder auch der Satz: Zwei Zeitspezies können nicht tatsächlich sein, ohne daß sie einmal in verschiedener Weise tatsächlich sind, resp. gewesen sind oder sein werden und zwar so, daß die eine aktuell, die andere inaktuell ist.[3])

B) Axiome der notwendigen Existenz und notwendigen Verknüpfung. Hierher gehören die Einsichten über die Existenz irgendwelcher Wahrheit und der Zeit und ihrer Beschaffenheit.

Diese Axiome sind die einzigen positiven apriorischen Sätze.

Die Reflexion über das Bewußtsein führt uns in diesem einzigen Falle unmittelbar hinüber in das Reich der Tatsächlichkeit; unsere Einsicht geht hier auf etwas Einziges und Positives und ist dabei apodiktisch. Wenn es eine Wahrheit gibt, so muß die Zeit sein; nun gibt es eine Wahrheit (den Satz des ausgeschlossenen Dritten), also ist die Zeit.

Zu bemerken wäre, daß dem Satz des Widerspruchs eine gewisse Allgegenwart eignet; ebenso den Äquivalenzaxiomen.[4]) Soweit die Logik es mit den letzteren zu tun hat, kann man sie — da es sich um verschiedene Denkformen handelt — „formal“ nennen.

---

[1]) Daraus, daß es noch andere Axiome gibt außer dem Satz des Widerspruchs und des ausgeschlossenen Dritten, erklärt sich, daß es mehrere widerspruchslose Geometrien geben kann. Man abstrahiert eben von gewissen Einsichten.

[2]) Vgl. hierüber O. Kraus, Die Grundlagen der Werttheorie, in Jahrbücher der Philosophie II, 1914.

[3]) Vgl. Kants Zeitaxiome: „Verschiedene Zeiten können nicht zugleich sein.“ „Die Zeit ist nicht umkehrbar“; das letztere ist nicht bloß empirisch und das erstere nicht eine Tautologie, wie Wundt bezw. Külpe glauben.

[4]) Grundaxiom ist der Satz des Widerspruchs, wenn man ihm die Fassung gibt, daß man über denselben Sachverhalt nicht in entgegengesetzter Weise richtig urteilen kann; die Frage, ob wir apriori etwas darüber erkennen können, wann derselbe Sachverhalt gegeben ist, beantworten die Äquivalenzaxiome.

Es greifen überhaupt die verschiedenen Axiome mannigfach ineinander; selbst in den Satz des Widerspruchs und der Kontrarietät spielen mit dem Zeitmomente Axiome der dritten Klasse herein.

Die Auseinandersetzung mit Kants synthetischen Urteilen apriori muß ich, wie noch anderes, übergehen.

26. Das 3. Kapitel hätte zu handeln von der materialen Seite des Urteils; sie fällt mit der Vorstellungsseite zusammen; daher geht Marty sogleich zum II. Abschnitt über, der die Anlässe zu logisch begründeten Synsemantien auf dem Vorstellungsgebiete zum Gegenstande hat und zu diesem Zwecke eine deskriptive Psychologie des begrifflichen Vorstellens liefert.

Sind unsere Begriffe auch nicht alle aus Anschauungen[1]) im eigentlichen Sinne des Wortes geschöpft, so sind doch bei ihrer Entstehung überall irgendwie Anschauungen beteiligt. Ihre uns schon bekannten Quellen: Imperzeption, Komperzeption, Reflexion sind mannigfach miteinander verflochten. So die Imperzeption von Psychischem mit Reflexion, die Komperzeption von Verhältnissen mit Imperzeptionen. Da wir Beispiele von imperzeptiv gewonnenen Begriffen auf dem Gebiete des Physischen und Psychischen schon kennen gelernt haben, so beschäftigen wir uns gleich mit den komperzeptiven Begriffen, deren Domäne die Relationsbegriffe sind. Begriffe von Relationen oder Korrelationen sind solche, die einander fordern im Sein und im Vorstellen.[2]) Marty bespricht vorerst die früheren Einteilungsversuche der Relationen, um hernach seine eigene Theorie vorzutragen.

27. Die Verhältnisse oder Relationen lassen sich in der verschiedensten Weise, von den verschiedensten Gesichtspunkten aus einteilen.

Die Scheidung in begründete und Begründungsrelationen wurde schon erwähnt.

---

[1]) Über die Rolle, die die Anschauung als genetisch-primitivste Vorstellung in unserem Denken spielt, hat Marty eine gesonderte Abhandlung geplant.

[2]) Stellt man Begriffe von Absolutem solchen von Relativem gegenüber, so kann „absolut“ nur negativen Sinn haben und = „Nicht-relativ“ bedeuten.

Eine andere Klassifikation wäre die, ob wir es mit einem Teilverhältnis zu tun haben oder nicht.

Die Teilverhältnisse lassen sich wieder einteilen in solche, wo die Teile gegenseitig trennbar sind, oder nur einseitig oder nur gedanklich. Eine Einteilung, die mit dieser verwandt, aber doch nicht ganz gleich ist, unterscheidet: ob die Teile ein bloß äußerliches, beziehungsweises Ganzes bilden (ein Kollektiv) mit Koexistenz getrennter „Teile", oder ob sie ein innerliches Ganzes, eine sachliche Einheit bilden, wo die Teile nur distinktionell trennbar sind, („logische Teile") oder sozusagen ein Mittleres zwischen einem innerlichen und äußerlichen Ganzen bilden.

Endlich und wohl am praktischsten sind die Relationen zu scheiden nach ihrer inneren Verschiedenheit: Verhältnisse von Gleichheit und Verschiedenheit; von Grund und Folge; Teilverhältnisse mannigfacher Art; die intentionale Relation; Verhältnisse der Elemente eines primären Kontinuums untereinander und zum Ganzen; Erfüllungsrelation.

28. Es sei besonders hervorgehoben:

Das Verhältnis des Subsistierenden zu dem ihm Inhärierenden; da die Substanz das Reale unter dem Subsistierenden ist, so wird der Substanzbegriff untersucht und die gegen ihn erhobenen Einwände einer Prüfung unterzogen. Hierbei kommt Marty nochmals auf die grammatikalischen Abstrakta (die aristotelischen Formen) zurück, deren Auffassung als Fiktionen er im Kasusbuch S. 42 u. f. und schon im ersten Bande der „Untersuchungen" mit Leibniz und Brentano geteilt hatte. „Hören, Sehen" sind solche Fiktionen der Sprache, wirklich ist nur das Konkretum Hörendes, Sehendes.

Die Kantsche phänomenalistische Lehre, die auch diese Konkreta nur als Phänomene gelten läßt, wird nach dem Vorgange Brentanos ad absurdum geführt.

Die Lehre Humes, die aus unseren gleichzeitigen psychischen Tätigkeiten ein mehr oder minder loses Bündel machen will, wird ersetzt durch die Auffassung des gleichzeitigen Hörens und Sehens usw. als Koinhärenz mit Juxtaposition, während das Verhältnis des Urteils zu dem in ihm enthaltenen Vorstellen als Koinhärenz mit Superposition charakterisiert wird.

Hierbei wird dargelegt, daß die Trennbarkeit dieser koinhärenten Teile keine schlechthinige ist, und daß und warum

man hier nur von einer Trennbarkeit mit Äquivalenz reden darf.

Nur eine Trennbarkeit in Gedanken hat statt bei den sogenannten logischen Teilen; immanente logische Teile liegen vor, wenn wir z. B. einen in der Anschauung gegebenen Gegenstand einmal als Rotes oder Farbiges oder Qualitatives, das andere Mal als Vier-Fuß-Großes und überhaupt als Ausgedehntes (Quantitatives) erfassen. Diesen homokategorischen oder immanenten Teilen (wozu z. B. auch gehört: Anerkennendes-Urteilendes-Bewußtseiendes) stehen gegenüber die heterokategorischen oder konkreszenten Teile (z. B. Ausgedehntes-Qualitatives ist heterokategorisch gegenüber Farbiges-Rotes-Qualitatives, das homokategorisch ist).

Hierbei kommt Marty abermals auf die grammatikalischen Akstrakta (Farbe, Qualität usw.) zurück, die man früher wie konkreszente Teile zu behandeln pflegte.

Ich verweise auf den ersten Band der „Untersuchungen", auf das Kasusbuch S. 92 u. f. und auf S. 36 der vorliegenden Blätter.

29. Diesen Gruppen steht endlich noch das kollaterale Teilverhältnis gegenüber. Während bei den immanenten Teilen einseitige gedankliche Trennbarkeit besteht (Farbiges ist von Rotes gedanklich trennbar, aber nicht umgekehrt), und bei den heterokategorischen Teilen eine gegenseitige gedankliche Trennbarkeit, ist bei dem Verhältnis des sekundären oder inneren Bewußtseins zum primären nach Marty auch jede gedankliche Trennung unmöglich (vgl. schon Kasusbuch S. 93); jedes Bewußtsein ist notwendig ein Selbstvorstellen.

Das innere Bewußtsein ist nicht ein logischer Teil einerseits des Hörens, anderseits des Sehens, sonst würde sich nicht erklären, wie wir ein Bewußtsein davon haben, daß wir sehend und hörend sind. Es könnte nicht in ein einheitliches inneres Bewußtsein fallen; wenn aber dies, so muß das innere Bewußtsein ein logischer Teil einer Einheit sein, welche das gleichzeitige Sehen und Hören usw. umfaßt, und wenn dies ist, so muß, wenn der Einzelzustand wechselt (z. B. das Sehen), der Gesamtzustand wechseln, weil er jederzeit eine Einheit bildet. Es findet daher in uns mit dem Wechsel der Einzelzustände ein beständiger Wechsel des Gesamtzustandes statt.

Wenn z. B. das Hören fortzudauern scheint, während das Sehen aufhört, so ist das ein Schein; es dauert nicht das identische Hören fort, sondern ein Äquivalent.[1]) Es gibt hier nur einen Entfall mit Äquivalenz. Ferner ergibt sich, daß niemals ein psychischer Zustand für den anderen wirkende Ursache sein kann, da Wirkendes und Gewirktes eine Zeitlang zugleich sein müssen; psychische Zustände können zueinander nur im Verhältnisse einer materialen Ursache, eines *ἐξ οὗ*, stehen.

Marty würde heute seine diesbezügliche Kritik der Jamesschen Lehre so formulieren, daß er sagte: es fänden sich im Wechsel des menschlichen Bewußtseins niemals zwei real gleiche Akte, wohl aber völlig gleiche Beziehungsweisen innerhalb der real verschiedenen Akteinheiten.

Jenes innere oder sekundäre Bewußtsein ist, nach Marty, nicht, wie Brentano lehrt, ein Wahrnehmen im Sinne eines evidenten Urteils, sondern eine untrügliche Anschauungsvorstellung; untrüglich in dem Sinne, daß sie uns nichts vortäuscht, was im wirklichen Gegenstande nicht vorhanden ist. In diesem Sinne ist sie untrüglich und daher kann das anerkennende und prädikative Urteil,[2]) das sich auf das in dieser Anschauung gegebene bezieht, evident sein.

Es ist aber auch möglich und nach dieser Auffassung erklärlich, daß wir in bezug auf unsere psychischen Vorgänge Täuschungen unterworfen sind, wenn wir sie zu deuten versuchen.

30. In innigstem Zusammenhang mit der Lehre von Zeit und Raum, stehen die Betrachtungen, die nun angestellt werden über die Teile der eigenartigen, notwendigen und unbedingten Kontinuen. Marty nennt sie sich berührende logische Teile; — logisch darum, weil auch hier nur von gedanklichen Teilen die Rede sein kann. Streng genommen ist nur das Zeitkontinuum in seinem Bestande unbedingt; während der Raum und etwaige Topoide zwar sachlich unbedingt sind, d. h. keines anderen Kontinuums zur Entfaltung der Unendlichkeit ihrer Spezies bedürfen, aber doch ihrem Sein nach — eben von der Zeit — bedingt sind.

---

[1]) Ein psychischer Zustand ist dann äquivalent einem anderen, wenn er in bezug auf die Adäquationsmöglichkeit und Wirklichkeit dasselbe leistet.

[2]) Auch apodiktische Prädikationen, die sich auf den Gegenstand der untrüglichen Anschauungsvorstellung beziehen, sind nicht selten.

Notwendige Kontinua nennt Marty solche, deren Spezies nur als Elemente in einem Kontinuum von so viel Dimensionen existieren können, als der Gattung eigentümlich sind. Das Ganze ist hier der Natur nach früher als die Teile und diese sind nur in und mit dem Ganzen, ohne sachliche Trennbarkeit. Nicht nur Punkt, Linie, Fläche können nicht für sich existieren, auch ein begrenzts Stück Raum ist unmöglich; denn seine Grenzen wären ja solche Spezies, die nicht bloß als Elemente in einem Kontinuum existierten. Daher ist der Raum nicht nur schlechtweg unendlich, sondern auch schlechtweg ungekrümmt. Würde es ja sonst Spezies geben, die in irgendwelchen Richtungen nicht Elemente eines dreidimensionalen Kontinuums wären. Analoges gilt mutatis mutandis von der Zeit.

Ein Verhältnis besonderer Art ist hier der eigentümliche, nur mit Hilfe der Anschauung zu klärende Zusammenhang mit allen anderen in dieser Gattung überhaupt möglichen Spezies, so daß die Elemente differierende Spezies einer lückenlosen, überall dichten unendlichen Mannigfaltigkeit (nicht einer Menge!) sind.

Andere Arten von Kontinuis sind die durch Teilnahme an einem eigenartigen notwendigen Kontinuum. In Hinsicht auf die Existenz ist ein notwendiges Kontinuum durch Teilnahme alles, was ist. Daneben gibt es Kontinua durch Teilnahme, wobei diese zur Essenz der betreffenden Gegenstände gehört; so die Partizipation der körperlichen Ausdehnung am Ortskontinuum.

Bei dem Kontinuum, das zwar notwendig, aber nur durch Teilnahme an einem unbedingten ein solches ist, begegnet uns nun der Begriff eines neuen Verhältnisses, jener der Grenze und des Begrenzten, wobei Grenze = diejenigen Spezies in einem solchen Kontinuum, welche die in einer gewissen Richtung letzten sind; nicht passend nennt man so auch die Elemente eines notwendigen und unbedingten Kontinuums. (Hier ist auch der Ort, wo über den Begriff der Gestalt = ein Kontinuum von Grenzen zu reden ist.)

Es folgt nun näheres über das Verhältnis der Teilnahme oder des Bedingtseins.

Die Zeit ist — wie wir wissen — auch ihrem Bestande nach ein unbedingtes Kontinuum; ja sie ist in gewissem Sinne

das Sein oder der Bestand,[1]) an dem alles andere Teil hat. Der Raum ist seinem Sein und Bestande nach durch die Zeit bedingt.

Wo ein Kontinuum durch ein anderes bedingt ist, dort spricht man von Erfüllung. Das Erfüllende ist das Kontinuum durch Teilnahme. Wir haben hier eine Relation sui generis vor uns; ein superponiertes Kontinuum; das Erfüllende kann nicht sein ohne das Erfüllte; wohl aber dieses ohne jenes.

Ohne daß wir auf die anderen Klassen von Relationen hier näher eingehen, sei noch bemerkt, daß die Relationen Inhärentien im weiteren Sinne genannt werden können, weil ihr Verhältnis zu dem, was in Relation steht, darin dem von Akzidens zu Substanz gleicht, daß die Relation entfallen kann, während der eine oder der andere Träger verharrt.

Daß es Verhältnisse von Verhältnissen gibt und Relationen unter sich ein Kontinuum bilden können (Gestalten und Bewegungen), sei nur kurz erwähnt.

Im Anschlusse an diese Ausführungen wird noch einiges über die Axiome der notwendigen Verknüpfung nachgetragen, die sich ja großenteils auf Relationen beziehen.

31. Nach den imperzeptiven und komperzeptiven Begriffen werden die Reflexionsbegriffe untersucht. Es handelt sich um das Erfassen der Begriffe, die wir von dem gewinnen, was als Korrelat oder als relative Bestimmung unserem psychischen Verhalten gegenübersteht. Um Begriffe wie: tatsächlich, nicht-tatsächlich, aktuell, nicht-aktuell, notwendig, gut, schlecht, vorzüglich und dergleichen. Die Annahmenlehre Meinongs, seine Lehre von den Objektiven, die wir angeblich erfassen ohne Vorstellungen von ihnen zu haben, wird hier nochmals zur Sprache gebracht; auch die Einwendungen, die Brentano gegen die Inhalte vorgebracht hat, werden hier berücksichtigt, und der Vorwurf, daß sie Fiktionen und überflüssig seien, abgewehrt. Hierbei wird auf die Äquivalenzaxiome und die Zeitlehre zurückgegriffen. Nicht unwichtig ist der Hinweis auf einen vorkritischen bezw. unkritischen Seinsbegriff: während der kritische die Scheidung von Anerkannt und Anerkennenswürdig (= mit Recht anerkennbar) voraussetzt, hat das vorkritische Stadium des

---

[1]) Das Sein ist die punktuelle Gegenwart; zum Bestande gehört auch die alterierte Tatsächlichkeit.

Denkens sie noch nicht vollzogen und nennt seiend alles, was es glaubt, und wovon es gewohnheitsmäßig annimmt, daß andere es glauben. Hinsichtlich des Wertbegriffs gilt Analoges. — Alle diese Untersuchungen sind für die Urteilskritik[1]) bedeutsam.

32. Hieran reiht sich nun III. Die Fortsetzung der Lehre von der Prädikation.

Neben dem thetischen gibt es, wie wir wissen, einen synthetischen Modus des Urteilens; man spricht hier auch von kategorischen oder prädikativen Urteilen. Das Subjekt eines solchen synthetischen Urteils ist selbst ein Urteil, und zwar ein einfaches Für-Aktuell- oder Für-Inaktuellnehmen (A ist oder war).

Die Anlässe zu derartigen berechtigten synthetischen Urteilen sind die mannigfachen Teilverhältnisse: Inhärenz, Koinhärenz mit Juxtaposition und mit Superposition usw.

Ohne auf Einzelheiten einzugehen, sei lediglich zusammenfassend festgestellt: Der wahre Sinn jeder Prädikation scheint Marty darin zu liegen, daß ein Ganzes bald mehr bald weniger bestimmt und vollständig aufgefaßt und in dieser Auffassung und Setzung mit sich selbst identifiziert wird, wobei dieses Identischsetzen ebenso wie das Setzen ein Modus des Urteilens, nur beide in eigentümlicher Weise verschiedene Modi des Urteilens sind, wie denn objektiv dem einen das simple Sein, dem anderen ein So-Sein als Korrelat entspricht.

Der Sinn der Prädikation ist demzufolge immer derselbe und es gibt keine Mehrheit synthetischer Urteilsmodi. Allerdings hat Marty späterhin die Frage, ob es nicht doch etwas wie eine ordinative Synthese gebe, aufgeworfen und war geneigt, sie bejahend zu beantworten, ohne jedoch diese Antwort in das Buch zu verarbeiten. Ebenso trat die Frage, ob es neben dem Zuerkennen ein Aberkennen gibt, wieder an ihn heran, und er erwog vom Standpunkte seiner Äquivalenzlehre das Für und Wider aufs Sorgfältigste.

Endlich schien ihm die Existenz apodiktischer Prädikationen gewiß zu sein. Es ist zwar unmöglich, daß A B ist, ohne daß

---

[1]) Den Ausdruck Erkenntniskritik hielt Marty für unpassend, weil Erkenntnis als evidentes, als richtig sich kundgebendes Urteil einer Kritik nicht mehr unterworfen ist; die Urteilskritik vollzieht sich in der Evidenz des Urteils.

A ist; aber es ist ganz gut möglich, daß das B-sein von A uns mit begreifender Evidenz einleuchtet, während das Sein von A zwar als gewiß einleuchtet, aber nicht apodiktisch evident ist.[1]

33. Der IV. Abschnitt ist die Fortsetzung des II. und handelt über die prädikative oder attributive Vorstellungsverbindung; sie kann nur dadurch erläutert werden, daß man sagt, sie sei diejenige Begriffsverbindung, die bedeutet, daß von dem so Verknüpften das Eine das Andere sei.

Für derartige zusammengesetzte Begriffe, die häufig vorkommen, bildet die Sprache in der Regel einen einfachen Namen. Durch die Einfachheit des Namens irre geleitet, hat man den zusammengesetzten Charakter dieser Begriffe vielfach übersehen; außer zu anderen Irrtümern, die als solche expliziert werden, hat man sich auch zu dem Fehler verleiten lassen, bei der Angabe über die Stufenfolge in der Gewinnung allgemeiner Begriffe, das, was von der einfachen elementaren Abstraktion gilt, auf die Gewinnung von Begriffen durch Synthese und Bereicherung resp. durch Entleerung oder Weglassung von Merkmalen, mit Unrecht, zu übertragen. Bei der einfachen Abstraktion wird der weniger allgemeine Begriff, z. B. Rotes, früher gewonnen als der allgemeinere z. B. Farbiges oder Qualitatives. Wie soll dagegen der komplexe eigentliche Begriff „Pferd" oder „Hund" gewonnen werden, ehe man den relativ einfacheren Begriff „Tier" hat, da jener diesen explicite als Merkmal oder Element enthält?[2] Hier fallen auch interessante Streiflichter auf Kants Lehre vom „analytischen Urteil" und seine Fehlgriffe in der Wahl der Beispiele solcher Sätze, wo das Prädikat im Subjekte versteckt enthalten sein soll.[3]

Die Ausführungen dieses Kapitels, sowie des vorhergehenden und nachfolgenden, sind auch für die allgemeine Grammatik von Belang. Viele umlaufende Dogmen werden kritisch beleuchtet und abgetan.

34. Als letztes (V.) Kapitel wirft eine „Revision" nochmals gewisse wichtige Fragen auf: so, ob es etwa doch Vorstellungsmodi

---

[1]) Dies ist der Fall bei evidenten Prädikationen der „inneren Wahrnehmung". Daß ich mich jetzt als Urteilender erfasse, ist assertorisch gewiß; daß ich als Urteilender ein Vorstellender bin, apodiktisch. Vgl. oben S. 60.

[2]) Vgl. Untersuchungen I, S. 727.

[3]) Vgl. Alfred Kastil, Jakob Fries' Lehre von der unmittelbaren Erkenntnis. Göttingen 1912.

gebe? Ein Problem, das schon im ersten Bande berührt und negativ beantwortet wurde.

Weiterhin erstreckt sich die Revision auf die Frage, ob noch andere Unterschiede auf dem Urteilsgebiete bestünden, als die angeführten? Kants limitative Urteile werden in dieser Richtung geprüft; ebenso die hypothetischen und disjunktiven Formeln. Bei der Kritik der „problematischen" Urteile Kants kommt auch das Wahrscheinlichkeitsurteil zur Sprache.

Hier hält Marty dafür, daß die Laplacesche Definition der Wahrscheinlichkeit dahin zu interpretieren sei, daß das wissenschaftliche Wahrscheinlichkeitsurteil der Ausfluß ist, teils unseres Wissens über die objektive Sachlage, teils unseres Wissens von der Beschränktheit dieses Wissens.

Und das Wissen von der Beschränktheit dieses Wissens unter den gegebenen Umständen kann ebenso evident und darum Grundlage wissenschaftlicher Berechnungen sein wie jenes beschränkte, auf den objektiven Sachverhalt bezügliche Wissen selbst.

Bei der Bestimmung der „gleichmöglichen Fälle" bedient sich Marty der Wendung zu sagen: Gleichmöglich sind Fälle, von denen wir, soweit die Gründe uns bekannt sind, wissen, daß sie gleich begründet sind; und soweit die Gründe nicht bekannt sind oder als nicht bekannt vorausgesetzt werden, es sicher ist, daß wir sie auch in gleicher Weise nicht in Rechnung ziehen.

Schließlich wird die Frage aufgeworfen, ob es außer der prädikativen Synthese noch andere Einheitsfunktionen auf dem Urteilsgebiete gebe. Hier hätte sich wohl eine nachträgliche Änderung als nötig erwiesen; denn in seinen letzten Aufzeichnungen und Unterredungen über dieses Problem neigte Marty dazu, neben der attributiven Synthese eine ordinative[1]) anzuerkennen; während jene beifügt, fügt diese hinzu.

Nach meinen Aufzeichnungen ist er, einer Aporie Rechnung tragend, zu der Ansicht gelangt, daß wir wohl den Begriff des

---

[1]) Es sei mir hier gestattet, daran zu erinnern, daß Marty und vor ihm Brentano das synthetische Urteil gegenüber dem schlicht thetischen mit dem vorziehenden Werten gegenüber dem schlichten Werten zu vergleichen pflegen. Dieser Vergleich scheint mir erst bei der ordinativen Synthese vollkommen zuzutreffen; wie durch das Vorziehen der Begriff des Mehrwertes (Vorzugs) gewonnen wird, so durch das Mehrurteil (das Hinzufügen) wohl der Begriff des arithmetischen Plus. Vgl. Untersuchungen I, S. 446.

Kollektivs oder der Menge durch Komperzeption gewinnen, aber nicht den Begriff der geordneten Menge. Hier sei vielmehr eine besondere Gedankenform im Spiel; Kant habe da etwas Richtiges gesehen (was aber gerade vielfach abgelehnt wird): jene Art der Ordnung brauche ein Prinzip, und dieses sei das Zählen. Die Sprache habe hier ganz das Richtige gefunden, indem sie das Erste und Früheste identifiziert. Das Kollektiv ist ungeordnet; einer Ordnung des Kollektivs können wir nicht anders habhaft werden als durch das Zählen, das mit der Zeit zusammenhängt. Die Ordnungszahlen sind das Mittel, um die Kardinalzahlen zu bestimmen. $12 = 7 + 5$ ist in der Tat nicht bloß auf den Satz des Widerspruchs zurückzuführen. Axiome der Äquivalenz und der notwendigen Verknüpfung spielen herein.

35. Wie schon erwähnt, hat sich Marty schon seit der Abfassung des ersten Bandes in manchen fundamentalen Fragen von den Theorien seines Lehrers Brentano entfernt.

Bei einigen Fragen wäre es richtiger zu sagen, daß Brentano selbst von seinen früheren Auffassungen abgekommen ist und Marty an diesen festhaltend den Neuerungen sich nicht anzuschließen vermochte.

Es sind dies vor allem jene Sätze, von denen Brentano in seiner 1911 erschienenen Schrift „Von der Klassifikation der psychischen Phänomene“ erklärt, daß sie zwar nach seiner Überzeugung nicht psychologistisch seien, aber daß doch für manche die Versuchung vorliegt irrtümlich zu glauben, sie müßten in ihren Folgerungen zum Psychologismus führen, ich meine die Leugnung der Inhalte, der ewigen Wahrheiten, der entia rationis, und die Behauptung, daß es nur Reales gebe, daß außerhalb des Geistes nichts den Worten Nichtsein, Unmöglichkeit, Gewesensein, Zukünftigsein usw. entspreche.

Und so könnte noch mancher wichtige Punkt namhaft gemacht werden, in welchem Brentano frühere Lehren änderte, ohne daß ihm Marty hier Gefolgschaft geleistet hat. Einiges hiervon wurde oben gestreift.

In anderen Fragen wiederum hat Marty seinerseits im Laufe der Zeit andere Antworten gefunden als die, welche er früher mit Brentano für richtig hielt. So besonders in der Urteilslehre, wo er im Zusammenhang mit seiner neuen Lehre vom Zeitbewußtsein nicht zwei, sondern drei Modi lehrt, und

noch in manchen anderen Teilen der Lehre von der Entstehung der Begriffe, der Axiomatik usw.

Überhaupt ist zum Verständnis des Verhältnisses zwischen Brentano und Marty zu beachten, daß Marty sein ganzes Leben lang in stetem Gedankenaustausch mit Brentano gestanden ist; es ist nur natürlich, daß er in früheren Jahren im wesentlichen der empfangende Teil gewesen ist.

Obwohl aber Marty in Brentano jederzeit den überlegenen Denker anerkannt hat, ist es dennoch im Laufe der Zeit zu wesentlichen Differenzen in wissenschaftlichen Fragen gekommen, die in jahrelangem, mitunter höchst intensivem Briefwechsel diskutiert wurden. Den Standpunkt, zu dem Brentano gelangt ist, hat er in dem Anhange zur „Klassifikation der psychischen Phänomene" und in gewissen Äußerungen des Werkes „Aristoteles und seine Weltanschauung" der Öffentlichkeit, wenn auch nur sehr skizzenhaft, vorgelegt. Zum guten Teil ist er aus der Polemik Martys zu entnehmen.

Die Veröffentlichung zahlreicher ungedruckter Abhandlungen Brentanos und des regen Briefwechsels, der die strittigen Fragen erörtert, würde der philosophischen Wissenschaft einen unschätzbaren Dienst erweisen.

Martys Lebenswerk ist unlöslich mit dem Brentanos verknüpft; wo er ihm zustimmte, hat er die Positionen seines Lehrers mit neuen Gründen zu stützen, gegen Angriffe der Gegner zu verteidigen verstanden; wo er von ihm abwich, hat er mit doppelter Sorgfalt jede Einzelheit erwogen, die für die Sätze seines Lehrers und Freundes sprechen, und hat es sich, wie Husserl[1]) bemerkt, zur Maxime gemacht, nur „im äußersten Notfalle" von ihm abzuweichen.

Marty hat gerne zugegeben, daß er so vorgegangen ist und ein anderes Vorgehen für ein leichtsinniges Aufgeben eines bewährten Lehrgutes gehalten hätte.

Trotzdem kam es zu wissenschaftlichen Unstimmigkeiten. Die wesentlichste Differenz ist mit einer entsprechenden Verschiebung des Streitpunktes die gleiche wie zwischen Platon und Aristoteles: nur daß hier der Lehrer es ist, der gegen den einstigen Schüler den Vorwurf einer unhaltbaren Hypostasierung und Substanziierung — eines platonischen Realismus — erhebt.

---

[1]) Deutsche Literaturztg. 1910, Nr. 18.

Es gibt nach Brentano keinen leeren Raum, keine leere Zeit; die Worte Sein und Nichtsein, Unmöglichkeit, Notwendigkeit bedeuten ihm nunmehr keine Begriffe, sondern Fiktionen. Es gibt keine ewigen Wahrheiten im Sinne von ewigen Sachverhalten oder Inhalten, keine entia rationis.

Und auch darin darf ich das Verhältnis der beiden Forscher jenem ihrer großen antiken Vorbilder ähnlich nennen, daß es in keiner Weise dadurch getrübt wurde, daß die Wahrheit jedem von ihnen die teuerste Freundin geblieben ist. Das Band, das sie einte, war die gemeinsame Liebe zur Philosophie, deren erhabenste Wahrheiten ihnen zur unerschütterlichen Überzeugung geworden sind: Die Notwendigkeit alles Seins und Geschehens; die aus der empirisch feststellbaren Existenz von bedingt-notwendigen Realitäten gesicherte Existenz eines realen unbedingt-notwendigen Prinzips, dessen unendlich vollkommene Wesenheit als Folge seines schöpferischen Charakters sich ergibt. Im Zusammenhang damit eine optimistische Weltanschauung, die den Determinations- und Entwicklungsprozeß des Universums als Fortschritt über jedes endliche Maß des Guten hinaus betrachten darf. Die Eingliederung der psychischen, dem Gesetze der allgemeinen Notwendigkeit und der Unzerstörbarkeit unterworfenen Substanz in diesen unendlichen Prozeß. Die Existenz und die Erreichbarkeit objektiver Werte und Vorzüge, die, wie Vorstellungsbereicherung, Erkenntnis, edle Gemütstätigkeit, sämtlich dem Gebiete des Bewußtseins angehören und der Forderung, das Beste unter dem Erreichbaren anzustreben, ihren materiellen Inhalt verleihen, so das Streben jedes Einzelnen rechtfertigend, selbst einen möglichst wertvollen werktätigen Anteil an dem unendlichen Entwicklungsgang des Universums zu nehmen und durch Festigung edelgerichteter seelischer Dispositionen über dieses Leben hinaus, für die Bahn eines künftigen mitbestimmend zu werden.

I.

Was ist Philosophie?

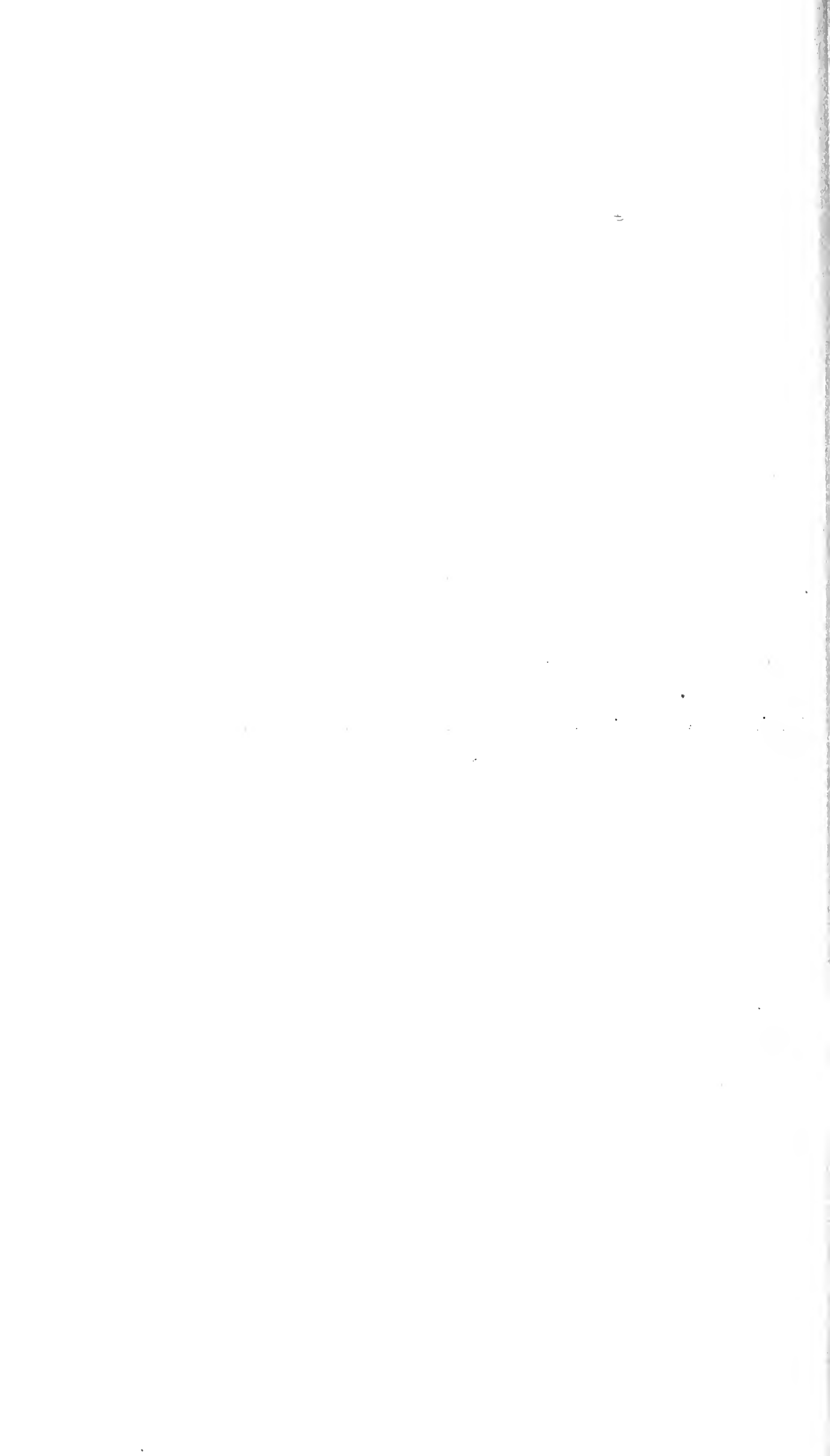
Inaugurationsrede,

gehalten in der Aula Carolina zu Prag

beim

Antritt des Rektorates der k. k. deutschen Karl-Ferdinands-Universität

am 16. November 1896.



Hochansehnliche Versammlung!

Kant bemerkt als auffällig, daß auch solche, die in Ansehung aller anderen Wissenschaften, in denen sie nicht fachmännisch unterrichtet sind, ein behutsames Stillschweigen beobachten, auf dem Felde der Philosophie meisterlich mitsprechen und ganz zuversichtlich entscheiden.[1])

Der Fachmann könnte zum Unwillen darüber geneigt sein, und gewiß hat sich ja manche üble Folge daran geknüpft. Aber wenn man statt nur auf die Folgen zu achten, auch nach den Ursachen forscht, so findet man ganz nach dem Satze: Tout comprendre c'est tout pardonner, auch hier etwas, was milder stimmt,[2]) ja man stößt auf etwas, was geradezu erfreulich ist. Denn diese eigentümlich andere Behandlung, welche das Gebiet erfährt, begreift sich nur daraus vollständig, daß es vor allen

---

[1]) Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik usw., Vorrede, ed. B. Erdmann S. 12: „Da alle, die in Ansehung aller anderen Wissenschaften ein behutsames Stillschweigen beobachten, in Fragen der Metaphysik meisterhaft mitsprechen und dreist entscheiden . . .“ Vgl. ähnlich a. a. O. S. 4. Kant spricht hier, wie man sieht, nur von einer, der meistumstrittenen, philosophischen Disziplin. Allein das Gesagte läßt sich, wie die Erfahrung zeigt, ganz wohl auf die Psychologie, Ethik, Ästhetik, kurz fast auf das ganze Gebiet der Philosophie ausdehnen.

[2]) Für einen Teil der Tatsache, nämlich die Dreistigkeit des Mitsprechens, gibt Kant sofort selbst die Erklärung, indem er an der vorhin angeführten Stelle S. 12 fortfährt, „weil ihre Unwissenheit hier freilich nicht gegen Anderer Wissenschaft deutlich absticht“. Ähnlich fügt er, wo S. 4 von der Metaphysik als einem Gebiete die Rede ist, „wo jedermann, der sonst in allen übrigen Dingen unwissend ist, sich ein entscheidendes Urteil anmaßt“, hinzu: „weil in diesem Lande in der Tat noch kein sicheres Maß und Gewicht vorhanden ist, um Gründlichkeit von seichtem Geschwätze zu unterscheiden“.

Allein wenn sich daraus die ausnahmsweise Zuversichtlichkeit des Laienurteiles in Sachen der Philosophie begreift, so doch nicht die besondere

anderen Gegenstand allgemeiner, lebendiger Teilnahme ist. Es geht bei der Philosophie fast wie bei der Politik. Wenn hier auch nicht jeder des Aristoteles acht Bücher vom Staate, Spinozas Tractatus theologico-politicus oder Montesquieus „Geist der Gesetze" liest, so hält er doch seine Zeitung, sucht sich die Geschehnisse zurecht zu legen und bekennt sich zu gewissen Prinzipien und Parteien. Ähnlich in der Philosophie.[1]) Gar manchen, der wenig von all den Systemen weiß, die, seit Thales die Welt aus dem Wasser entstehen ließ, aus den wogenden Gedanken hervorragender Geister auftauchten, haben doch die philosophischen Probleme nicht ganz unberührt gelassen. Auch ihn haben die großen Rätsel des Menschenlebens und Weltzusammenhangs beunruhigt und, nach der Lösung suchend, hat er sich Meinungen gebildet, die dann lange Zeit gehegt, vielleicht auch von anderen in seiner Umgebung geteilt, sich schließlich für ihn mit der ganzen Macht der Gewohnheit und des Gefühls umkleideten und wie etwas selbstverständlich Evidentes in seinem Kopfe festgesetzt haben.

Was ist denn nun aber die Philosophie, für die sich so viele interessieren, wenn sie auch ihre Schwierigkeit und das Erfordernis sorgsamer Vorbereitung nicht immer genügend würdigen? Wir sprachen eben davon, wie auf diesem Gebiete fast jeder leichthin und kühnlich zu urteilen wage. Seltsam darum, wenigstens für den Augenblick, daß doch die scheinbar einfache und elementare Frage, was die Philosophie sei, die Leute gemeiniglich in eine nicht geringe Verlegenheit bringt. Wenden wir uns aber damit statt an die philosophischen Dilettanten an die Berufsphilosophen, so hat von diesen zwar gewiß jeder eine Antwort bereit, aber fast jeder eine andere. Bei Aristoteles liest man, die Philosophie (im eigentlichsten Sinne, *πρώτη φιλοσοφία*) sei die Lehre von den letzten Gründen und Ursachen

---

Neigung gerade hier mitzureden. Und an den Grund hierfür rührt eher ein anderes Wort Kants, S. 5 derselben Schrift, wo von der Metaphysik gesagt wird, daß, obwohl es überall noch keine solche gebe, „sich die Nachfrage nach ihr doch auch niemals verlieren kann, weil das Interesse der allgemeinen Menschenvernunft mit ihr gar zu innigst verflochten ist".

[1]) Als Zeichen für die besondere Verbreitung des Interesses für die Philosophie kann wohl auch die Tatsache gelten, daß Darstellungen ihrer Geschichte einen viel größeren Leserkreis und infolgedessen auch viel häufigere Bearbeitung finden als die Geschichte irgendeiner anderen Wissenschaft.

der Dinge. Die Stoiker dagegen bestimmten sie als das Streben nach der Tugend und Epikur als die Fähigkeit und Kunst glückselig zu leben. Und die Philosophen der Neuzeit stimmen weder mit einer dieser Schulen noch untereinander überein. Während für Spinoza die Philosophie Betrachtung der Dinge sub specie aeternitatis, für Schelling die Wissenschaft von den ewigen Urbildern der Dinge oder die Wissenschaft alles Wissens, und für Hegel gar das Denken der absoluten Wahrheit, die sich selbst als alles Sein begreifende Vernunft ist, hatte sie Wolff, dessen Lehrbücher und Lehrweise im vorigen Jahrhundert durch lange Dezennien die Universitäten Deutschlands beherrschten, schwunglos als scientia possibilium quatenus esse possunt bestimmt und Herbart ebenso nüchtern als Bearbeitung der Begriffe bezeichnet. Der gleichzeitige Schopenhauer dagegen nennt sie, wieder weit mehr versprechend, die Lehre vom Wesen der Welt und vom menschlichen Geiste (doctrina de essentia mundi et mente humana). Endlich sei noch der oft gehörte Versuch erwähnt, der die Philosophie zu bestimmen sucht, indem er sie in eigentümlichen Gegensatz zur Spezialforschung bringt, sei es, daß dabei der Gedanke vorschwebt, sie handle von denselben Fragen wie die Spezialfächer, nur suche sie dieselben nach anderer Methode zu beantworten, oder ihre Probleme seien zwar eigenartig, aber von solcher Universalität, daß sie sich gemeinsam auf alle Gegenstände, die unter anderen Gesichtspunkten Objekt ganz verschiedener Spezialwissenschaften sind, beziehen.

Der Anblick dieser Diskrepanz ist befremdlich. Wenn die Philosophen uneins sind, wie sie die Aufgaben ihrer Wissenschaft zu lösen haben, so erscheint dies bei der Schwierigkeit der Fragen und Methoden noch begreiflich. Mit weit mehr Recht fragt man sich, wie es möglich sei, daß sie auch darüber nicht einig scheinen, welch eine Art Aufgabe ihnen überhaupt vorliege.

Alles Befremdliche regt zum Nachdenken an. Und so hoffe ich, Sie werden, wenn ich auf seine Untersuchung eingehe, ihr mit einigem Interesse folgen, um so mehr als es sich ja um die Klärung eines Begriffs handelt, unter den, wie wir sahen, Bestrebungen gehören, auf denen fast jeder sich gelegentlich überrascht und zu denen die Neigung in keinem denkenden Menschen ganz austilgbar ist.

Die Philosophie geht darauf aus, Erkenntnisse zu gewinnen. Um eindeutig unter demselben Namen zusammengefaßt zu werden, müssen dieselben etwas Gemeinsames haben; sie müssen eine einheitliche Klasse bilden. Und die Frage, was Philosophie sei, kann nichts Anderes sein als die: welches diese Klasse von Erkenntnissen sei, auf deren Erforschung und Sicherung sie ausgehe. Wenn wir nun aber die Disziplinen überblicken, welche man im engeren Sinne die philosophischen nennt (denn es gibt einen viel weiter greifenden, heute wenigstens noch in England üblichen Gebrauch des Namens, wonach man auch die gesamte abstrakte Naturwissenschaft dazu rechnet),[1] so sehen wir eine recht bunte Mannigfaltigkeit vor uns. Da ist vor allem die Metaphysik. Sie beschäftigt sich mit den einfachsten und allgemeinsten Begriffen, wie mit dem des Seienden, der Ursache, und forscht nach den ersten und unabhängigsten Prinzipien, nach dem Göttlichen, das etwa für alles Andere den Grund des Daseins bildet. Aber daneben finden wir die Psychologie, die es mit den verwickeltsten und abhängigsten Erscheinungen zu tun hat. Der psychische Verlauf ist ja — wie heute allgemein zugestanden wird — von physiologischen Vorgängen abhängig. Diese aber zeigen physikalische und chemische Gesetze in so

[1] Der Name „natural philosophy“ ist bekanntlich nicht mit „Naturphilosophie“, etwa in dem Sinne wie Schelling und Hegel davon sprachen, sondern einfach mit „Naturwissenschaft“ zu übersetzen. Locke dehnt den Namen Philosophie gelegentlich (vgl. Essay conc. H. U., Epistle to the Reader) sogar auf jede richtige Erkenntnis aus.

Auch bei Aristoteles hat der Terminus, schlechtweg gebraucht, einen anderen Sinn als den heute bei uns üblichen. „Philosophie“ kurzhin, ohne den Zusatz *πρώτη* oder *δευτέρα*, scheint ihm soviel wie „theoretische Wissenschaft“ überhaupt bedeutet zu haben, Wissenschaft aber nannte er die Erkenntnis aus dem Grunde, d. h. ein Begreifen von etwas als Fall allgemeinster, letzter Gesetze (vgl. Anal. post. I, 9 p. 76, a, 16). (Nebenbei bemerkt hat somit auch dieser Name seit Aristoteles die Bedeutung geändert. Der Stagirite hätte nach seiner Begriffsbestimmung die historischen Erkenntnisse nicht „Wissen“ und „Wissenschaft“ nennen können, was heute doch allgemein geschieht.)

Uns interessiert hier weniger solcher Wandel der Bedeutung des Wortes „Philosophie“ als vielmehr die Frage, ob der heute auf dem Kontinent übliche Bedeutungsumfang, wonach außer der Metaphysik nur noch Psychologie, Logik, Ästhetik und Ethik (samt Rechtsphilosphie und Politik), sowie die Geschichte aller dieser Zweige als philosophische Disziplinen gelten, einheitlich zu begreifen sei.

komplizierten Verschlingungen wirksam, daß die Verwickelung der Kraftwirkungen beim Einfluß, den in der unübersehbaren Welt der Gestirne die Körper aufeinander üben, im Vergleich damit einfach und leicht berechenbar erscheint. Schon hier also ein starker Gegensatz. Und er wird nicht geringer, wenn man auch die übrigen Disziplinen in Betracht zieht. Waren Metaphysik und Psychologie wenigstens darin einander gleich, daß sie, ähnlich der Mathematik, Physik, Chemie, Physiologie, zu den theoretischen Wissenschaften zählen, so erscheint dagegen die Ethik im eminenten Sinne praktisch. Sie will, eine vitae dux, wie schon die Alten sie nannten, uns für die ganze Lebensführung das Ziel vorhalten und den Weg weisen, und wie sie für das Ganze unserer Lebensbestrebungen Vorschriften geben will, so die Logik im besonderen für die Betätigung des Urteils zur Prüfung und Auffindung des Wahren, die Ästhetik für die künstlerische und kunstkritische Tätigkeit, für die Erzeugung und Würdigung des Schönen.

Bei solcher Verschiedenheit der Gruppen scheint für den ersten Blick kein gemeinsamer Zug erfindlich, der sie als eine wahre Klasse zusammenfassen ließe; der Charakter der verschiedenen Fächer droht sich als durchaus heterogen zu erweisen. Und dann natürlich, bei mangelnder Einheit der Sache, ist auch eine einheitliche Definition, die alle Anwendungen des Namens gleichmäßig berücksichtigt, ein Ding der Unmöglichkeit. Wagt aber einer eine solche, so wird es ihm notwendig begegnen, daß sie einseitig ist, und je nachdem er der einen oder anderen Disziplin besonderes Augenmerk zuwendet, muß die Bestimmung eine wesentlich verschiedene sein. Die aristotelische Definition z. B. paßt auf die Metaphysik, also auf eine der theoretischen Disziplinen, diejenigen von Zeno und Epikur dagegen tragen der Ethik, also einer praktischen, vorzugsweise Rechnung. Und so ließen sich noch eine Reihe von Fällen anführen, wo die Definition bald nur der einen, bald nur der anderen Gruppe von Untersuchungen gerecht wird, die gegenwärtig unter dem Namen Philosophie zusammengefaßt werden.[1] Somit scheint die Un-

[1]) Auch die Bestimmung von Wundt (Logik I, S. 7): die (theoretische) Philosophie suche die den einzelnen Wissenschaften gemeinsamen Probleme zu lösen, paßt am ehesten auf eine der Disziplinen, nämlich die Metaphysik (und Erkenntnistheorie). Der Autor selbst glaubt freilich damit auch noch

einigkeit der Philosophen in der Deutung des Begriffs der Philosophie sich zum Teil jedenfalls auf einen Mangel an Einheit der Erkenntnisse, um die es sich handelt, auf den Mangel einer wahren Klasse, der sie sämtlich angehören, zurückzuführen. Und so wäre denn „Philosophie“ auch im heute auf dem Kontinent üblichen Gebrauch, wenn nicht ein Wort ohne Sinn, doch wenigstens ohne eindeutigen Sinn, ein äquivoker Ausdruck, der notwendig jedes einheitlichen Bestimmungsversuchs spotten müßte.

Allein wenn unter dieser Annahme die Erscheinung jener Uneinigkeit leicht und vollkommen begreiflich wird, so ist dies doch noch kein genügender Grund ihr sofort beizupflichten. Wie es überhaupt für die Klassifikation derselben Gegenstände verschiedene Standpunkte gibt, so kann auch eine Gruppenbildung für unsere Erkenntnisse, eine Zusammenfassung vieler zu einer Wissenschaft, unter sehr verschiedenen Gesichtspunkten vollzogen werden. Unter dem rein theoretischen Gesichtspunkte, der nur die naturgemäßeste Übersicht des Erforschten im Auge hat, stellt man solche Wahrheiten, die als Wahrheiten innerlich verwandt sind, zu Einer Wissenschaft zusammen. Da treten die Erzählung historischer Einzelgeschehnisse und die Lehre allgemeiner Gesetze, und wiederum unter den Gesetzen die, welche in verschiedenen Gattungen und Arten von Gegenständen herrschend sind, in verschiedenen Disziplinen auseinander.

Unter einem praktischen Gesichtspunkt dagegen können Sätze, die unter sich heterogen sind, verbunden werden um eines Zweckes willen, der vielleicht ganz außerhalb des Erkenntnis-

---

das Gebiet der Logik umschrieben zu haben, die er neben der Metaphysik als die andere Hälfte der theoretischen Philosophie bezeichnet. Zum Teil erklärt sich dies daraus, daß er die Erkenntnistheorie (welche „die Grundlagen unseres Wissens zu untersuchen und seine Grenzen zu bestimmen hat“) in die Logik aufgenommen wissen will. Allein da er dieser letzteren daneben doch auch die gemeinüblichen Aufgaben zuschreibt und sie (a. a. O. S. 1) selbst als „eine normative Wissenschaft ähnlich der Ethik“ hinstellt („wie diese die Gefühle und Willensbestimmungen, deren Verhalten die Psychologie schildert, nach ihrem sittlichen Werte prüft, um Normen zu finden für das praktische Handeln, so scheidet die Logik usw.“), so scheint es mir nicht konsequent, wenn er sie S. 8 doch mit der Metaphysik auf eine Linie stellt und durch die obige Begriffsbestimmung der „theoretischen Philosophie“ mit definiert glaubt.

gebietes liegt. So ist es ohne Zweifel bei der Baukunde. Umfaßt sie doch neben gewissen mathematischen und physikalischen Kenntnissen, die dem Baumeister unentbehrlich sind, auch solche von ganz anderer Gattung wie ästhetisches und mancherlei Wissen, das sich auf Hygiene und auf die Bedürfnisse und Bequemlichkeiten des sozialen Lebens bezieht u. dgl. m. Aber auch die Medizin, als Inbegriff der dem Arzte nötigen Kenntnisse, scheint mir ein deutliches Beispiel der Vereinigung heterogener Erkenntnisse zu einer durch einen praktischen Zweck begründeten Einheit. Denn wenn auch die Anatomie und Physiologie des gesunden und kranken Menschen den Kern des medizinischen Wissens bilden, so gehören doch dazu notwendig auch gewisse botanische, mineralogische, chemische, ja auch klimatologische und ganz spezielle Kenntnisse wie die von der chemischen Zusammensetzung gewisser Heilquellen, mancherlei Wissen, das den chirurgischen Fertigkeiten zugrunde liegt, u. s. f. Auch hier läßt eine einheitliche praktische Rücksicht vieles eindeutig unter einen wahren Klassennamen zusammenfassen, was rein theoretisch, in bezug auf den Gegenstand, wovon es eine Erkenntnis ist, sich ferne steht. Nun sind aber der möglichen praktischen Gesichtspunkte gar viele, und so erscheint es nicht so rasch und leicht auszuschließen, daß nicht unter irgendeinem von ihnen die einheitliche Zusammenfassung von all dem, was man heute philosophische Disziplin nennt, doch wahrhaft gerechtfertigt erscheine.

Wenn die in verschiedenen philosophischen Disziplinen behandelten Wahrheiten von keinem, einem praktischen so wenig als theoretischen, Gesichtspunkte aus eine wahre Klasse bildeten, warum hätte man sie als philosophisch zusammengefaßt? Wäre dies zufällig, wie könnte es so allgemein geschehen? Denn wir finden einmal in Hinsicht auf den Unterricht überall die betreffenden Fächer für dasselbe Lehramt zusammengeordnet, nicht bloß allgemein an allen deutschen Hochschulen, sondern ebenso bei Völkern ganz verschiedener Zunge. Und auch was die Forschung betrifft, zeigt sich, daß die verschiedenen Gebiete, die man philosophisch nennt, von demselben Denker angebaut zu werden pflegen, nicht bloß in der Gegenwart, sondern auch schon in vergangenen Zeiten. Diese Tatsache verlangt eine Erklärung, und mit ihr wird sich dann wohl auch für unsere Frage das Dunkel hellen. Ja, ich glaube nicht zu irren, wenn

ich sage, daß in der letzten Bemerkung uns geradezu der Weg zur Lösung derselben gewiesen wird.

Wenn man immer und immer wieder gewisse Disziplinen von demselben Lehrer zur Darstellung bringen läßt, so geschieht es wohl aus der praktischen Rücksicht, weil man gerade ihn für die ganze Gruppe als Lehrer geeignet denkt. Und wenn gewisse Untersuchungen im Unterschied von anderen konstant und allgemein in der Hand der gleichen Forscher vereinigt werden, so muß man daraus schließen, daß diese Zusammenfassung wohl dem praktischen Interesse der Arbeitsteilung bei der Forschung am besten entspricht.

Die Unterschiede, welche bei der übersichtlichen Ordnung der Wahrheiten nach ihrer natürlichen Verwandtschaft vornehmlich maßgebend werden, sind hier, für die Organisation der Arbeit, durchaus nicht von jener tief greifenden Bedeutung, die vielleicht mancher, der die Sache nicht eingehend erwägt, ihnen zuschreiben möchte.

Nicht der Unterschied von konkret-historischen und abstrakt-gesetzlichen — die Chemie handelt von allgemeinen Gesetzen, die Geschichte der Chemie von historischen Einzelereignissen, und doch kann nur der Chemiker die Geschichte der Chemie entsprechend zur Darstellung bringen.[1]) Nicht der Unterschied von theoretisch und praktisch — die Chemie ist eine theoretische Disziplin, und doch hat nur der große Chemiker Liebig in die praktische Wissenschaft der Agrikultur jene gewaltigen Fortschritte bringen können, die der Ackerbau ihm dankt, und ist ein anderer Vertreter desselben Faches, Pasteur, durch seine Untersuchungen über die Gärungserscheinungen zum mächtigen

---

[1]) Ein anderes Beispiel; Die Wahrheiten der Astronomie sind zum guten Teile konkreter Natur — eine Kosmographie und Geographie des Himmels —, während die mathematische Forschung sich zu den höchsten Graden der Abstraktion erhebt und ihre Betrachtungen ganz allgemein auf Größenverhältnisse jeder Gattung, auf Mannigfaltigkeiten von beliebigen Dimensionen ausdehnt, gleichviel ob es dafür in der Welt des Wirklichen ein Beispiel geben möge oder nicht. Nichtsdestoweniger waren es vielfach große Mathematiker, welche bedeutende Fortschritte in der Astronomie begründet und auch ganz spezielle Tatsachen, wie die elliptische Gestalt der Planetenbahnen, durch die Hilfsmittel der Rechnung eruiert haben. Und so können überhaupt mannigfach gewisse Erkenntnisse der unentbehrliche methodisch-praktische Behelf zur Lösung ganz anderer Fragen sein, die vom Standpunkte der rein systematischen Anordnung mit ihnen nicht zusammengehören.

Förderer der Pathologie und Therapie und zum großen Wohltäter der Menschheit geworden. So hat auch Helmholtz, der als Physiker und Physiologe theoretische Wissenszweige kultivierte, den für die praktische Augenheilkunde so wichtigen Augenspiegel geschaffen, und sind überhaupt eine Menge eminent praktischer Instrumente, wie das Fernrohr, das Thermometer, die Pendeluhr, der elektrische Telegraph u. a. aus der Hand theoretischer Forscher hervorgegangen.

So ist es denn auch mit der Zusammengehörigkeit der philosophischen Disziplinen vom Standpunkte der zweckmäßigsten Arbeitsteilung vollkommen vereinbar, wenn wir in der Psychologie den Philosophen theoretische Forschung betreiben, in der Ethik, Logik, Ästhetik aber für das praktische Verhalten Vorschriften geben sehen, wenn wir in der Metaphysik allgemeingesetzlichen Problemen, in der Geschichte der Philosophie dagegen historisch-erzählenden Arbeiten begegnen.

Was zunächst jene praktischen Disziplinen betrifft, so hängen sie in Wahrheit unter dem Gesichtspunkte der richtigen Organisation der Arbeit mit der Psychologie so innig zusammen, wie die Medizin mit der theoretischen Biologie, die Agrikulturwissenschaft mit der Chemie. Das Urteil und seine Evidenz, welches den Logiker — das Wählen oder Bevorzugen und das Kriterium seiner Berechtigung, was den Ethiker beschäftigt — endlich die Vorstellungstätigkeit und das ästhetische Wohlgefallen, welches sich unter gewissen Bedingungen an sie knüpft: Alles das weist ja ersichtlich auf das Studium der psychischen Vorgänge zurück.

Eher könnte man die Frage erheben: Wie kommt die Metaphysik in die Gesellschaft dieser, der Gruppe der biologisch-medizinischen Fächer analogen Vereinigung der theoretischen Psychologie und der auf sie gebauten medicina et diaetetica mentis? Dies scheint der schwierigere Teil des Problems zu sein, der denn auch tatsächlich mehr dem Zweifel und Irrtum ausgesetzt war. Aber eine nähere Betrachtung ergibt, daß auch Metaphysik und Psychologie trotz der Differenz ihrer Gegenstände vom heuristischen Gesichtspunkt eng zusammengehören, und daß gerade der Psychologe es ist, welcher vor jedem anderen Forscher zur Stellung und Lösung metaphysischer Probleme geeignet erscheint. Schon wenn mit Kant gefragt wird, ob wir außer analytischen auch synthetische Urteile apriori besitzen,

und ob die letzteren nicht etwa zwar ebenso wie die ersteren zum wissenschaftlichen Fortschritte überall notwendig, aber im Gegensatz zu ihnen mit dem Verlassen des phänomenalen Gebietes aller Gültigkeit bar und verlustig seien, so ist klar, daß nur psychologische Forschung darüber entscheiden kann. Dies aber ist eine Frage, von deren entsprechender Beantwortung jede ontologische und kosmologische Untersuchung vorbedingt ist.[1]) Psychologische Erfahrung und Analyse sodann ist es auch, die allein auf die Quelle und den wahren Sinn der wichtigsten

---

[1]) Die Unentbehrlichkeit psychologischer Untersuchnngen für die Frage nach den Quellen und Grenzen unseres Erkennens hat auch C. Stumpf mit spezieller Rücksicht auf die sogenannte neukantische Schule, die hier das wahre Verhältnis verkennt, hervorgehoben in seiner Abhandlung „Psychologie und Erkenntnistheorie“ (aus den Abhandlungen der k. bayer. Akademie der Wissenschaften I. Kl., XIX. Bd., II. Abt.).

Implizite wenigstens ist die Anerkennung des richtigen Sachverhaltes auch schon in dem ausgesprochen, was J. Locke und D. Hume betont haben, daß nämlich einer der wichtigsten Umstände, wodurch die eigentümliche Tragweite und Beschränkung unseres Erkenntnisvermögens bedingt ist, in der ein für allemal gegebenen Zahl und Art der letzten Elemente unserer Anschauungen liege. Denn sie waren sich vollkommen klar darüber, daß die mikroskopische Zergliederung und Beschreibung derselben eine der Aufgaben des Psychologen bildet.

Auf diese Weise des Forschens nach den Bedingungen und Grenzen unserer Erkenntnis, wie wir sie bei jenen Vorgängern von Kants kritischem Unternehmen antreffen, ist man aber definitiv zurückgewiesen, wenn sich der Versuch des letzteren, die Wissenschaft auf synthetische Urteile apriori und angeborene „Formen“ zu bauen, als illusorisch erweist. Es tritt dann eben D. Humes These in Kraft, daß, wo einer mit Begriffen zu operieren vorgibt, deren Merkmale nicht in irgendwelcher Erfahrung ihren legitimen Ursprung dokumentieren können, man sicher sein darf, einen ungehörigen Eindringling im Gebiete der Gedanken, ein sinnloses Wort, vor sich zu haben. Wohl ist wahr: wir sind nicht in der Weise an das von der Erfahrung Gebotene gefesselt, daß wir nicht dessen Elemente mannigfach neu zu kombinieren vermöchten, und solche durch Synthese gewonnene Vorstellungen können für das gesetzmäßige Begreifen der Wirklichkeit wertvoll, ja unentbehrlich sein. Allein auch das originalste und scheinbar freieste jener Vorstellungsgebilde enthält schließlich lauter Bestandteile, die — wie bemerkt — aus der äußeren oder inneren Erfahrung abstrahiert sind, und in diesem Sinne ist all unser Vorstellen und damit auch all unser Erkennen (denn wovon wir keinerlei Vorstellung oder Begriff haben, darüber ist auch kein Urteil möglich) an die Anschauungen gebunden und durch sie beschränkt. Die psychologische Analyse der Inhalte unserer inneren und äußeren Erfahrung ist also die selbstverständliche Grundlage dieses — wie ich glaube — haltbareren Verfahrens zur Ausmessung der wahren Grenzen unserer Erkenntnis.

metaphysischen Begriffe wie den der Kausalität, der Substanz führen kann. Und was jenes Problem betrifft, das einen Aristoteles, Cartesius, Leibniz so intensiv beschäftigt hat, die Frage: ob ein Analogon eines Verstandes und planvollen Willens die letzte verborgene Ursache alles Seins und Geschehens bilde, so ist offenbar, daß sie auch nicht einmal aufzuwerfen wäre, außer auf psychologischer Basis. Sind doch die Begriffe Verstand und Wille selbst dem psychischen Gebiet entnommen. Es bewährt sich hier durchaus das Wort des Aristoteles, daß was der Natur nach das Erste und Früheste ist, für unser Erkennen das Letzte sei,[1]) indem das Gebiet der Psychologie, bei dessen Prozessen die größte Komplikation und Abhängigkeit besteht, für uns den Ausgangspunkt bildet für die Forschung nach dem Einfachsten und Unabhängigsten.

Wir finden somit in Wahrheit, daß der methodisch-praktische Gesichtspunkt der Arbeitsteilung es ist, der die Vereinigung sämtlicher philosophischen Disziplinen rechtfertigt und sie als natürlich einheitliche, wenn auch weitreichende Gruppe begreifen läßt.[2])

---

[1]) Analyt. post. I, 2 p. 71, b, 33. „Von einem Früheren und Erkennbareren kann man im doppelten Sinne sprechen. Denn nicht dasselbe ist das der Natur nach Frühere und das für uns Frühere, noch das der Natur nach Erkennbarere und das für uns Erkennbarere.“ Vgl. auch Top. VI, 4 p. 141, b, 5 und Metaph. VII (Z), 4 p. 1029, b, 3. „So geht, heißt es am letzteren Orte, für alle der Weg der Erkenntnis von dem der Natur nach weniger Erkennbaren“ (d. h. demjenigen, welches in der natürlichen Ordnung der Wahrheiten ein Bedingtes und Abgeleitetes ist) „zu dem der Natur nach Erkennbareren“ (d. h. demjenigen, welches sachlich den Grund des Anderen bildet).

Für diese Wahrheit bietet nicht bloß die Metaphysik, sondern jede auf Beobachtung und Induktion gebaute Wissenschaft, die Physik und Astronomie nicht ausgenommen, sprechende Belege. Wenn die Keplerschen Gesetze, die eine Folge des allgemeinen Gravitationsgesetzes sind, früher erkannt wurden als dieses selbst, so ist dies etwas, was sich auch anderwärts täglich wiederholt. Und diesem vielfach herrschenden Gegensatz zwischen der Ordnung der Wahrheiten in bezug auf ihre innere Abhängigkeit und dem tatsächlichen Gang ihrer Entdeckung durch uns galt ohne Zweifel auch das Wort Galileis, daß ganz andere seien die Pfade, auf welchen die Natur die Ereignisse herbeiführe, und andere die Umwege, die wir wandeln müssen, um uns ihre Entstehung irgendwie begreiflich zu machen.

[2]) Wie wichtig es vom heuristischen Standpunkte für die gesamten metaphysischen Untersuchungen sei, sie mit den psychologischen zusammen anzubauen, hat in neuerer Zeit namentlich Fr. Brentano (schon in den s. Z. in Würzburg gehaltenen Vorlesungen) betont. Eben derselbe hat auch (Psychologie vom empir. Standp. S. 26 ff. und 342) die praktische Bedeutung der

Und so können wir denn die Philosophie definieren als jenes Wissensgebiet, welches die Psychologie und alle mit

---

Psychologie als Grundlage für das planmäßige Streben nach idealer Gestaltung des Seelenlebens und Heilung seiner Gebrechen hervorgehoben. Dies letztere, der Zusammenhang der theoretischen Geisteswissenschaft mit den praktischen Disziplinen der Ethik, Logik und Ästhetik (Th. Lipps will diese geradezu mit als „psychologische Disziplinen" bezeichnet wissen) ist übrigens auch von anderen vielfach anerkannt worden.

Damit ist der Gedanke gegeben, daß, wenn keine andere, jedenfalls die praktische Rücksicht der richtigen Organisation der Arbeit allen Disziplinen, welche heute bei uns philosophisch genannt werden, eine mehr als zufällige Einheit gebe und sie zu einer natürlichen Klasse verbinde.

Daß vom rein theoretischen und systematischen Standpunkte die Wahrheiten der Psychologie und Metaphysik nicht naturverwandt sind, hat man in neuerer Zeit mehrfach erkannt. Aber indem manche dabei jene andere Möglichkeit einer praktischen Zusammengehörigkeit derselben übersahen, kamen sie dazu, die Frage, ob „philosophische Disziplin" der Name einer wahren Klasse sei, völlig in negativem Sinne zu beantworten. So sind z. B. Stimmen laut geworden, welche, um dem Terminus eine einheitliche Bedeutung zu sichern, ihn nur der Metaphysik (samt der Erkenntnislehre) vindizieren, die Psychologie davon ausschließen wollen. Aber dann müßte man konsequentermaßen auch aufhören, von Moral- und Rechtsphilosophie zu sprechen und dürfte selbst die Logik (im Sinne der Anweisung zum richtigen Urteilen, der Art de penser, wie sie nicht bloß die Cartesianische Schule, sondern auch Aristoteles und neuere bedeutende Logiker faßten) nicht mehr dem Namen unterstellen, außer es meinte einer, diese praktischen Disziplinen auf die Metaphysik bauen zu können, was bezüglich der Logik heute kaum noch jemand versuchen wird, aber bezüglich der Ethik ebensowenig tunlich ist.

Für die Richtigkeit dessen, was wir durch die obigen Ausführungen analytisch dargetan zu haben glauben, riefen wir auch durch ein kurzes Wort das Zeugnis der Geschichte an. Gegen diese Berufung könnte man einwenden, daß z. B. Aristoteles und ebenso die großen Schulen der Stoiker und Epikuräer nicht bloß die heute philosophisch genannten Fächer, sondern auch die ganze Naturwissenschaft zur Philosophie rechneten. Ferner, daß nicht bloß Anaxagoras und Demokrit, Pythagoras und Empedokles teils Ärzte, teils Astronomen und Mathematiker waren, sondern auch der Stagirite tatsächlich den naturwissenschaftlichen, insbesondere biologischen Forschungen mit nicht geringerem Eifer oblag als psychologischen und ontologischen, und daß auch Descartes, Hobbes, Leibniz, Schelling, Hegel u. a. die Grenzen des von uns dem Philosophen abgesteckten Arbeitsgebietes keineswegs eingehalten hätten.

Allein ich kann in dem Bemerkten doch keine entscheidende Instanz gegen unsere Aufstellung erblicken. Vor allem ist zu erinnern, daß nicht das Resultat der Reflexion dieses oder jenes Philosophen über die Zusammengehörigkeit gewisser Wahrheiten zu Einer Gruppe oder ihr Auseinanderfallen in mehrere dasjenige ist, worauf wir als Verifikation unserer Betrachtungen Gewicht legen. Denn eine solche Theorie und Klassifikation konnte und kann

ja von ganz anderen Gesichtspunkten ausgehen als demjenigen der methodischen Arbeitsteilung und muß dann notwendig zu ganz anderen Ergebnissen führen. So war es tatsächlich bei den Stoikern und Epikuräern und bei Aristoteles. Der letztere z. B. unterschied in Hinsicht *auf die Naturverwandtschaft* der Wahrheiten, entsprechend dem dreifachen Grade der Abstraktion von der Materie, drei theoretische Wissenschaften (ἐπιστῆμαι), nämlich Physik, Mathematik und πρώτη φιλοσοφία (von Späteren Metaphysik genannt), und es ist nicht unwahrscheinlich, daß er unter dem Namen δευτέρα φιλοσοφία Mathematik und Physik vereinigt dachte. (Die Psychologie zerfiel ihm in einen physischen und metaphysischen Teil, entsprechend dem immateriellen, noëtischen und dem sensitiven — als „Form“ dem organischen Körper immanenten — Teil der Seele.) Jedenfalls gebraucht er die Termini „erste“ und „zweite Philosophie“ als Klassennamen in der Einteilung der Erkenntnisse unter *theoretischem* Gesichtspunkte, und spricht also seine Klassifikation und Begriffsbestimmung, weil von einer ganz anderen Rücksicht beherrscht, nicht gegen das von uns Behauptete.

Aber auch wenn manche Philosophen, gerade auf den praktischen Gesichtspunkt der Organisation der Arbeit reflektierend, eine von der unserigen abweichende Einteilung gegeben hätten, würden wir dies nicht als das Entscheidende ansehen können. Die zweckmäßigste Scheidung und Vereinigung der wissenschaftlichen Arbeit ist eine Sache der auf den gesamten Gang der Forschung angewandten Methodologie und Logik. Im Großen wie im Kleinen aber ist die logische Praxis in der Regel früher als die logische Theorie. Die Methoden der Prüfung und Entdeckung der Wahrheiten werden spontan geübt, ehe die Reflexion sich in abstracto von ihnen Rechenschaft gibt. Und so erscheint uns denn auch in bezug auf die heuristisch ersprießliche Einteilung der Wissenszweige die tatsächliche Praxis der Forscher, wie sie sich allmählich historisch herausgebildet hat, ein entscheidenderes Zeugnis des Richtigen als die Versuche zur Besinnung und Orientierung darüber.

Was aber den Einwand betrifft, daß eben auch der Lauf der Dinge selbst nicht völlig dem von uns geforderten Schema entspreche, indem sich eine ganze Reihe von Philosophen anführen ließen, die mehr oder weniger weit über den Rahmen des heute vom Namen „Philosophie“ umspannten Arbeitsgebietes hinausgegriffen, so ist zu sagen, daß es sich nicht darum handeln kann, ob der eine oder andere Forscher — namentlich wenn besondere Gründe hierfür vorlagen — mit den heute zur Philosophie gerechneten Gebieten auch noch andere zusammen angebaut habe, sondern *was in dieser Beziehung die Regel* war und annähernd allgemein stattgefunden hat. Vor allem kommen hier Männer nicht in Betracht, für die vermöge ihrer außerordentlich vielseitigen Talente und umfassenden Arbeitskraft eine Konzentration und Teilung der Arbeit *unnötig* war, und ist somit abzusehen von einem Polyhistor wie Aristoteles und von Leibniz, der nach einem Worte Friedrichs des Großen für sich allein eine ganze Akademie der Wissenschaften repräsentierte. Andererseits entfällt auch der Hinweis auf den zur Zeit der

umfaßt; von theoretischen Wissenschaften die Metaphysik (und Erkenntnistheorie), von praktischen die Ethik, Rechts-

---

Jonier, Eleaten und Pythagoräer herrschenden Zustand, indem damals wegen des geringen Umfanges der wissenschaftlichen Arbeit eine Teilung derselben noch gar nicht eingetreten war. Einem Analogon zu jenen Anfängen der Forschung begegnen wir aber auch beim Beginn der modernen Ära, als man, mit der Tradition völlig brechend, sich wiederum unmittelbar und ausschließlich zum Studium der Natur wendete. Freilich waren Männer, die mit dieser Vielseitigkeit zugleich glücklichen Blick auf den heterogenen Gebieten verbanden und etwa wie Cartesius zugleich die Mathematik, Physik und Philosophie (im engeren Sinn) mit bleibenden Entdeckungen bereicherten und der Medizin wertvollere Anregungen gaben, in dieser zweiten Jugendzeit der Wissenschaft selten.

Endlich kann auch das nicht gegen uns geltend gemacht werden, wenn in gewissen Zeiten des Verfalles der Philosophie von ihren Bearbeitern — und wenn es auch die Großzahl derselben war — das von uns umschriebene Feld überschritten wurde. Indem sie nach unnatürlich-willkürlicher Methode verfuhren (vgl. dazu Fr. Brentano, Die vier Phasen der Philosophie, Stuttgart 1895), gebrach es ihnen an jedem inneren Maßstab und Grund für Einhaltung der Grenzen natürlicher Arbeitsteilung. Nur zufällige äußere Umstände hätten darin für sie bestimmend sein können. In derselben luftigen und sophistischen oder phantastischen Weise, mit der sie über psychologische und metaphysische Fragen absprachen, meinten sie eben auch die Fragen der Naturforschung und Geschichte behandeln und ohne umständliche Vorstudien und Hilfsmittel lösen zu können. Und so sehen wir allerdings Männer wie Schelling und Hegel und ihre Schüler zuversichtlich „Naturphilosophie“ betreiben, eine „Zeitschrift für spekulative Physik“ (1800—1801) und „Jahrbücher der Medizin als Wissenschaft“ (1806—1808) herausgeben und sich in kühner Weise auf Astronomie und Chemie, auf Biologie und Weltgeschichte einlassen.

Nebenbei bemerkt, erklärt sich aus der einseitigen Achtsamkeit auf diese Erscheinungen in der Geschichte der Philosophie eine der früher erwähnten Definitionen des Faches und zwar eine von denen, welche wir am allerwenigsten billigen konnten. Im Hinblick darauf meinte man nämlich, es sei der Philosophie wesentlich, alle möglichen Fragen in kühnem Flug nach einer spekulativen oder apriorischen Methode zu behandeln, während die „Spezialforschung“, die man ihr entgegenstellte, sie auf langwierigerem, empirischem Wege zu entscheiden suche, und man ging dann dazu fort, „Philosophie“ geradezu zum Namen einer falschen Forschungsmethode zu machen. Das letztere war sofern konsequent, als, wenn überhaupt Empirie die ersprießliche Quelle zur Lösung gewisser Probleme ist, apriorische Spekulation nur ein Irrweg sein kann. Allein es war ungerecht, aus der einseitigen Betrachtung gewisser Phasen in der Geschichte der Philosophie ein Urteil über das Ganze ihrer Bestrebungen zu gestalten. Wie nach einem Worte Platons ein schlechter Arzt eigentlich kein Arzt ist, und man kein Recht hat, die voreiligen und phantastischen Theorien, die etwa zeitweilig in der Medizin geherrscht haben,

philosophie und Politik (samt Soziologie und Philosophie der Geschichte), ferner die Logik und die Ästhetik und

---

zum Wesen dieses Faches zu rechnen, so muß das Analoge auch bezüglich der Philosophie gelten.

Übrigens hatten jene unglücklichen Streifzüge gewisser Philosophen ins Gebiet der Naturforschung, Geschichte usw. auch glückliche Folgen für die Philosophie. Denn das unausbleibliche und offenkundige Mißlingen ihrer Bestrebungen auf diesen Gebieten, wo ein sicherer Maßstab für wirkliche Leistungen dem Haltlosen bald unerbittlich das Urteil sprach, mußte ihren Sturz auch auf dem Felde der Psychologie, Ethik usw. und die Erkenntnis vorbereiten, daß hier wie dort die gepriesene „intellektuelle Anschauung" und das Zaubermittel der „dialektischen Methode" bloß zu Scheinresultaten führen und nur ein schrittweis bedächtiges Vorgehen durch die Mittel der Beobachtung und des Experiments, der Induktion und soliden Demonstration, gesunde Früchte tragen könne.

Aber wenn in solchen Verfallszeiten die tatsächliche Ausdehnung der sogenannten philosophischen Bestrebungen nicht als Zeugnis gelten kann für die natürlichen Schranken des Gebietes, so genügt doch, indem für die Forscher in anderen Fächern die Gründe natürlicher Arbeitsteilung nicht weggefallen sind, ein Blick auf die Praxis der letzteren, um auch da, wenigstens von außen, jene Grenzen hervortreten zu lassen, und zwar in um so schärferer Zeichnung, je mehr unter solchen Umständen der Gegensatz in der Behandlungsweise der Probleme hier und dort in die Augen fallen muß.

Wir gaben zu, daß auch sehr ernst zu nehmende philosophische Forscher auf das Feld der Naturwissenschaft, Mathematik usw. übergriffen und sie durch bedeutende Beiträge bereicherten. Auch das Umgekehrte hat stattgefunden, und insbesondere haben wiederholt hervorragende Naturforscher mit mehr oder weniger Bewußtsein, daß sie beim Philosophieren angelangt waren, psychologische und kosmologische, ja selbst logische und ästhetische Fragen mit Erfolg zum Gegenstand ihres Nachdenkens gemacht. Wir verdanken, wie bekannt, einem Newton u. a. bemerkenswerte Reflexionen zur Logik, einem Johannes Müller, Fechner, Helmholtz, Hering, Mach, Fick u. a. sehr dankenswerte Beiträge zur experimentellen Psychologie und Anderen Anderes, was ohne Zweifel eine philosophische Leistung ist. Allein man wird zugeben, daß auch hier solches Übergreifen nicht die Regel, sondern die Ausnahme bildet, und so genügt auch von dieser Seite, was wir historisch gegeben finden, recht wohl als Verifikation der Resultate unserer aus der Natur der Sache geschöpften Betrachtung.

Endlich möchten wir noch einem möglichen Mißverständnis kurz begegnen. Indem wir im Vorausgehenden für alle heute philosophisch genannten Gruppen von Wahrheiten und Disziplinen eine logisch-praktische Zusammengehörigkeit hinsichtlich ihrer Erforschung und Lehre behaupten, wollen wir damit für sie keineswegs eine weitere Gliederung der Arbeit in jedem Sinne und für alle Zeiten ausschließen. Überblicken wir das ganze Gebiet, so erweist es sich als kaum weniger ausgebreitet wie dasjenige der Naturwissenschaft, und wie hier einst die mäßige Zahl der in Angriff genommenen

endlich [1]) — wie wir noch hinzufügen müssen, um dem Wahne zu wehren, als sei eine Geschichte der Psychologie von einem anderen als einem Psychologen, eine Geschichte der Ästhetik

---

Fragen und der geringe Umfang des Erforschten es erlaubte, eine Reihe von theoretischen und praktischen Fächern im strengen Sinne demselben Forscher und Lehrer zuzuweisen, während wir sie heute an eine ganze Anzahl verschiedener wissenschaftlicher Institute und Lehrkanzeln verteilt finden, so kann und muß ein analoger Wandel sich allmählich auch in der Philosophie vollziehen. Einstweilen haben wir bezüglich ihrer — oder hatten wenigstens bis in die jüngste Zeit — noch Zustände ähnlich denjenigen, die etwa in der Biologie und Medizin vor hundert und mehr Jahren herrschten, als der Kliniker zugleich Anatomie und Physiologie, ja vielleicht wie Boerhave auch Botanik und Chemie zu betreiben und zu lehren hatte. Da ist dieses Verhältnis allmählich einem anderen gewichen, das von manchen sogar als Zersplitterung beklagt werden will. Doch zu klagen wäre nur bei ungebührlicher Ablösung der einzelnen Zweige vom Zentrum, von Anatomie und Physiologie. Unter den philosophischen Disziplinen nimmt, wie wir sahen, die Psychologie eine analoge zentrale Stellung ein, und darum müßte allerdings ein Ethiker oder Ästhetiker ohne tüchtige Kenntnis der Psychologie ebenso als Pfuscher gelten wie ein Arzt, der in Anatomie und Physiologie ein Fremdling wäre. Allein wenn mit jenem Herzen der Philosophie der Kontakt gewahrt bleibt, mögen im übrigen die einzelnen Organe ein relativ selbständiges Leben führen. Kurz: die Arbeitsteilung, welche Philosophie und Naturwissenschaft als weite Gruppen einander gegenüberstellt, braucht nach diesem ersten Schritte nicht schlechtweg haltzumachen, und es ist kein Widerspruch, wenn sie, was sie in Hauptklassen vereinigt, bei fortschreitender Ausdehnung und Vertiefung der Forschung, nun in untergeordnete Klassen scheidet, falls nur diese Teilung nicht den Charakter der Zusammenarbeit verliert. Gewiß aber wird die Praxis zeigen, daß der naturforschende Spezialist öfter beim Spezialisten anderer naturwissenschaftlicher Fächer sich Rats erholen muß als beim philosophischen und umgekehrt.

[1]) Vielleicht vermißt man die Erwähnung der Pädagogik. Doch scheint mir diese, soweit sie im vollen und strengen Sinne zur Philosophie gehört, in den aufgezählten Disziplinen bereits mit gegeben. Denn sie ist in dieser Begrenzung nichts als ein Ausschnitt aus den drei bekannten praktischen Geistesdisziplinen, ein Stück kommunikativer Logik, Ethik und Ästhetik in spezieller Anwendung auf das unreife Alter. Ich sagte: soweit sie im strengsten Sinne philosophisch ist. Denn dies ist sie nur, sofern sie die Erziehung der Seele zum Gegenstande hat und somit vornehmlich aus der Psychologie schöpft. Als Lehre von der Hygiene und Erziehung des Körpers ist sie mit einer speziellen Partie der Medizin identisch und stützt sich wie diese auf die Resultate der biologischen Forschung. Doch wird, indem man die physische Tüchtigkeit nicht als Selbstzweck, sondern als Vorbedingung für die psychische betrachtet (mens sana in corpore sano), gewöhnlich der physiologisch-medizinische Teil der Pädagogik dem psychologischen untergeordnet und stillschweigend in ihn einbezogen.

von einem anderen als einem tüchtigen Ästhetiker mit Erfolg zu schreiben — von konkret-historischen Disziplinen die Geschichte der Philosophie und aller einzelnen zu ihr gehörigen Zweige.*)

Daß auch die Nationalökonomie von ihren Begründern als eine philosophische Disziplin angesehen wurde, ist bekannt. Adam Smith behandelt sie ausdrücklich als einen Teil seines Systems der Moralphilosophie, und in neuerer Zeit ist von der sogenannten österreichischen Schule ihr Zusammenhang mit der Psychologie besonders dringlich betont worden. Ohne hier die Frage entscheiden zu wollen, wie weit schon heute ein ausgiebigeres Hereinziehen der Psychologie in die Studien des Nationalökonomen von Nutzen sei, müssen doch auch wir das Fach zur Gruppe der philosophischen rechnen und haben es bloß darum nicht ausdrücklich aufgezählt, weil es uns nur als ein spezieller Teil der Politik (im alten aristotelischen Sinne des Wortes) erscheint.

Daß aber diese aufs innigste mit der Ethik zusammenhängt und ohne Zurückgehen auf das Letzte und Prinzipielle in der Frage nach den Werten und menschlichen Aufgaben jedes Leitsterns entbehrte, ist von den bedeutendsten Förderern der Disziplin, von Aristoteles bis Bentham, einmütig anerkannt worden. Bentham meint, staatliche Legislation und Moral hätten dasselbe Ziel im Auge, nur in verschiedener Ausdehnung. Und bei Aristoteles erscheinen Politik und Ethik so innig verknüpft, daß diese nur wie ein erster und grundlegender Teil von jener sich darstellt.

Daß im übrigen gerade in bezug auf die politische Ökonomie — und dasselbe gilt zum Teil auch von der Pädagogik — jene relative Verselbständigung und engere Arbeitsteilung, die wir als mit der Zusammengehörigkeit zur Philosophie als weiterer heuristisch-praktischer Gruppe für wohl vereinbar erklärten, bereits eingetreten ist, kann nicht wundernehmen. Beide, und insbesondere die Nationalökonomie, bedürfen, um zu fruchtbaren und zuverlässigen Generalisationen zu gelangen, ein ausgebreitetes empirisches, historisch-statistisches Material, zu dessen Sammlung uud Sichtung auch besondere Befähigung, Blick für das Konkrete und Praktische und methodische Schulung in Ordnung und Benutzung historischer Tatsachen nötig ist — Eigenschaften, die der bloße Psychologe nicht ohne weiteres zu besitzen braucht. Ja, es kann auch geschehen, daß man in einem solchen Forschungszweige zu gewisser Zeit überhaupt vorwiegend auf Sicherung eines reichen Tatsachenmaterials ausgeht, ohne daß doch die Arbeit den wissenschaftlichen Charakter einbüßt. Ist sie doch dabei überall von der Absicht geleitet, die Gewinnung allgemeiner Gesetze durch Induktion anzubahnen und vorzubereiten. Wer aber die Prämissen beschafft, von dem kann man in gewissem Sinne sagen, daß er den Schluß schon beginne.

---

*) E. Adickes hat der Rektoratsrede Martys eine Besprechung (Deutsche Literaturztg. 1899, S. 855—857) gewidmet, in welcher er gegen die oben gegebene Begriffsbestimmung der Philosophie hauptsächlich den Vorwurf des „Psychologismus" erhebt. — Marty hat noch selbst die erhobenen Einwände gründlich widerlegt in seinen „Untersuchungen zur Grundlegung der allgemeinen Grammatik und Sprachphilosophie", Halle 1908, Bd. I, S. 6—18. [E.]

Wenn wir dieses weite Feld überschauen, ausgedehnt nicht minder als das der Naturwissenschaft, die der Philosophie schwesterlich zur Seite steht, so begreifen sich eine Reihe von Eigenheiten wohl, die man an dem Fache bemerkt hat.

Vorab seine Schwierigkeit. Vom Einfachsten zum Komplizierteren in der Natur fortschreitend, gelangen wir zu allerletzt zur Psychologie, bei deren Gegenstand sich physikalische mit chemischen, physiologisch unbewußte mit bewußten Vorgängen aufs mannigfaltigste verflechten und komplizieren. Und wenn es der Philosoph in der Psychologie mit den verwickeltsten Geschehnissen zu tun hat, so in der Metaphysik mit demjenigen, was zwar der Natur nach das Erste und Einfachste, für unsere beschränkten Erkenntniskräfte aber das Letzte ist.

Mit der Schwierigkeit und Abhängigkeit aber hängt der zurückgebliebene Zustand zusammen.[1]) Keine exakte Erkenntnis der Gesetze des psychischen Verlaufs ohne Physiologie. Wenn diese aber überhaupt die jüngste unter den Naturwissenschaften ist, so gilt dies ganz besonders von der Physiologie des Gehirns. Ihre bedeutenderen Fortschritte gehören erst den allerletzten Dezennien an, und trotz derselben stehen wir hier noch auf sehr schwankem Boden. Das Gesetz der scheinbar so verworrenen Planetenbahnen haben wir längst entdeckt; um die Enträtselung der Bahnen der Gehirnmoleküle, an die das wechselnde Spiel unserer Gedanken und das Sehnen und Hoffen, das Langen und Bangen unseres Gemüts geknüpft ist, werden sich noch späte Generationen mühen müssen.

---

[1]) Und natürlich auch die irrigen Ansichten über das, was hier der Forschung überhaupt erreichbar ist, und das zeitweilige gänzliche Fehlgreifen in der Methode. Wenn wir uns überzeugten, daß die Diskrepanz zwischen den von verschiedenen Philosophen aufgestellten Definitionen zum Teil damit zusammenhängt, daß die Philosophie in verschiedenen Teilen von recht verschiedenen Gegenständen handelt, so ist Anderes doch auch darauf zurückzuführen, daß die Begriffsbestimmung des Faches naturgemäß mit den fundamentalen Anschauungen über die Tragweite unserer Verstandeskräfte und das richtige Verfahren bei der Forschung zusammenhängt. Nur im Vertrauen auf seine vermeintliche absolute Methode konnte Hegel die Philosophie als Wissenschaft der absoluten Wahrheit definieren. Aber auch die Definition, die in der Kantschen Schule üblich war (die Philosophie sei das System der Erkenntnisse aus bloßen Begriffen), ist auf die dort herrschende besondere Theorie über die Natur und die Bedingungen unserer Erkenntnis zurückzuführen.

Allein wie schwierig auch die philosophischen Fragen sein mögen und wie unvollkommen ihre Lösungen; sie haben doch stets in besonderem Maße die allgemeine Teilnahme erregt, was sich ja — wie wir sahen — schon in jenem allzukühnen Mitreden wenig Vorbereiteter offenbart. Und auch diese Eigentümlichkeit, das mächtige Interesse, das selbst mit demjenigen der Naturwissenschaft erfolgreich wetteifert, ist wohl begreiflich. Wenn die Naturwissenschaft uns Erde und Himmel erkennen lehrt, so die Philosophie unser eigenes Innere; und das Gewissen in uns, so meinte schon Kant, sei nicht minder als der gestirnte Himmel über uns geeignet, das Gemüt mit immer neuer Bewunderung und Ehrfurcht zu erfüllen. Die Naturwissenschaft macht uns mit mancherlei Mitteln bekannt, die Kultur auf der Erde zu verbreiten. Die Philosophie sagt uns, worin die eigentlichen und wesentlichen Güter der Kultur bestehen. Nur sie spricht uns von Freud und Leid der Menschenseele, nur sie von Erkenntnis im Gegensatz zum Irrtum, von Tugend im Gegensatz zum Laster, kurz von dem, was dem Leben allein Wert verleiht.

Die Entdeckungen des Naturforschers haben unsere Körperkraft und technische Geschicklichkeit fast ins Unbegrenzte gesteigert. Allein auch von der Kenntnis der Gesetze des Psychischen gilt Bacons Wort: „Wissen ist Macht“, und nur dieses Wissen, von dem die Kultur der Seele bedingt ist, vermag zu verhüten, daß die vermehrte materielle Macht, gleich dem Messer in der Hand des Kindes, zum Verderben benützt wird, statt zum Nutzen und Heile zu werden. Tieferblickende Soziologen, wie J. St. Mill, haben darauf hingewiesen — und die soziale Frage zeigt es dem Denkenden deutlich —, welche Gefahr für die Menschheit besteht, wenn ein einseitiger Fortschritt der Naturwissenschaft die technischen Machtmittel steigert, ohne daß ein entsprechender philosophischer Fortschritt und eine darauf gebaute Steigerung der moralischen Bildung und Disziplin sie zum Segen zu verwenden lehrt.

Diese Innerlichkeit und dieser Ernst der philosophischen Fragen, ihre unmittelbare Verknüpfung mit den höchsten und teuersten Interessen des Menschen, hatte denn auch praktisch die eigentümliche Folge, daß die Beschäftigung mit ihnen sich besonders geeignet erwies, veredelnd auf Geist und Gemüt zu wirken, selbst wenn der Versuch zu ihrer wissenschaftlichen

Lösung zunächst erfolglos endete. So manche Denker, von deren Leben und Sinnen die Geschichte der Philosophie berichtet, Sokrates, Plato, Spinoza u. a., sie werden mit Bezug auf ihre ethische Haltung stets als Idealgestalten durch die Jahrtausende leuchten, wenn auch das System des letzteren an mannigfachen Mängeln leidet, wenn das ethische Nachdenken von Sokrates bei geringfügigen Anfängen stehen blieb und Platons Ideen- und Zahlenlehre vor dem Auge der nüchternen Kritik als Ein großer Irrtum sich erweist. Das Streben allein schon, unentwegt dem Erhabensten geweiht, erhebt und adelt den Strebenden. Es wächst der Mensch mit seinen höheren Zwecken, oder mit einem Manne zu sprechen, den die Hingabe an die höchsten Probleme ebenfalls, und zwar nach einer, wie es scheint, von stürmischer Sinnlichkeit bewegten Jugend emporgeführt, ja zur heldenmütigen Resignation eines Märtyrers für seine Überzeugung erhoben hat — ich meine Giordano Brunos Wort:

> Ob auch das Sehnen nicht sein Ziel erreiche,
> Und in dem mächtigen Drange sich verzehre
> Die Seele, und der Körper bleiche,
> Wenn nur, die in uns brennt, die Flamme, eine hehre![1])

In bezug auf das äußere Los der Philosophie freilich bemerkt ein alter Spruch, indem er die verschiedenen Fächer, welche die Universitas litterarum umschließt, miteinander vergleicht:

> Reichtum bietet Galen, Justinian spendet dir Ehren,
> Genus und Spezies muß ärmlich wandern zu Fuß.[2])

Immerhin gesellt sich oft auch ein äußeres Glück zu dem inneren Werte der Philosophie, ja Güter, die vor Anderen beseligende genannt werden dürfen. Kaum wird ja Jemand widersprechen, wenn Aristoteles die Freundschaft unter die höchsten Güter zählt, indem er meint: ohne Freunde würde Niemand zu leben wünschen, auch wenn er mit allen anderen Glücksgaben überreich gesegnet wäre.[3]) Nun scheint aber die gemeinsame Beschäftigung mit den tiefernsten Fragen der Philosophie ein

---

[1]) Eh bench'il fin bramato non consegua,
E'n tanto studio l'alma si dilegua,
Basta che sia si nobilmente accesa.
(In der Schrift: De gl'heroici furori.)

[2]) Dat Galenus opes, dat Justinianus honores;
At genus et species cogitur ire pedes.

[3]) Eth. Nicom. VIII, 1, p. 1155 a, 5.

ganz besonders günstiger Boden zu sein für diese köstliche Frucht, und ist nach dem Zeugnisse der Geschichte das edle Gut der Freundschaft besonders reichlich den philosophischen Denkern zuteil geworden. Mit welcher Liebe hat der Eleate Zeno an seinem Lehrer Parmenides, hat ein Plato an Sokrates, ein Theophrast an Aristoteles gehangen, und um viele andere zu übergehen, sei mir nur eines Beispieles aus neuerer Zeit zu erwähnen gestattet, da es unserer nächsten Nähe angehörte. Ich meine die herzliche Verehrung, mit welcher an dem edlen Bernard Bolzano[1]) sein zahlreicher Schülerkreis hing, eine Anhänglichkeit, die das kurze Leben des viel verkannten Mannes weit überdauerte und mehr als 40 Jahre nach seinem Tode noch dazu geführt hat, daß eine Reihe von Männern geistlichen wie weltlichen Standes in treuem Gedenken an den unvergessenen Lehrer sich zur Errichtung einer Bolzanostiftung an unserer und der tschechischen Universität vereinigten.

Doch nach diesem Worte über die praktischen Eigentümlichkeiten der Philosophie lassen Sie mich noch einen Augenblick zu den theoretischen zurückkehren. Wir sahen, daß die Philosophie in gewissem Sinne von allen anderen Wissenschaften abhängig ist. „Nachdem wir über den Mond spekuliert", hat ein geistvoller Forscher gesagt, „können wir an die Psychologie gehen."[2]) Allein wenn sie von fast allen anderen lernt, so

---

[1]) B. Bolzano, geboren 1781 in Prag, für Mathematik und Philosophie in gleicher Weise begabt und mit vorzüglicher Lehrgabe ausgerüstet, war bekanntlich durch eine Reihe von Jahren Professor der philosophischen Religionswissenschaft an der Prager Universität, wo er durch Lehre und Beispiel einen wohltätigen, auf Verinnerlichung und ethische Vertiefung des religiösen Bewußtseins gerichteten Einfluß auf die Studierenden ausübte. Die 1813 veröffentlichten Erbauungsreden an die akademische Jugend und allerlei Gerüchte, daß seine Vorträge für Staat und Kirche verderbliche Neuerungen enthielten, erweckten das Mißtrauen seiner Vorgesetzten, und da er den Widerruf seiner Lehren verweigerte, wurde er nach fünfzehnjähriger aufopfernder Lehrtätigkeit seines Amtes entsetzt. Er zog sich aufs Land zurück und hat dort als fruchtbarer Schriftsteller bis 1848 gewirkt.

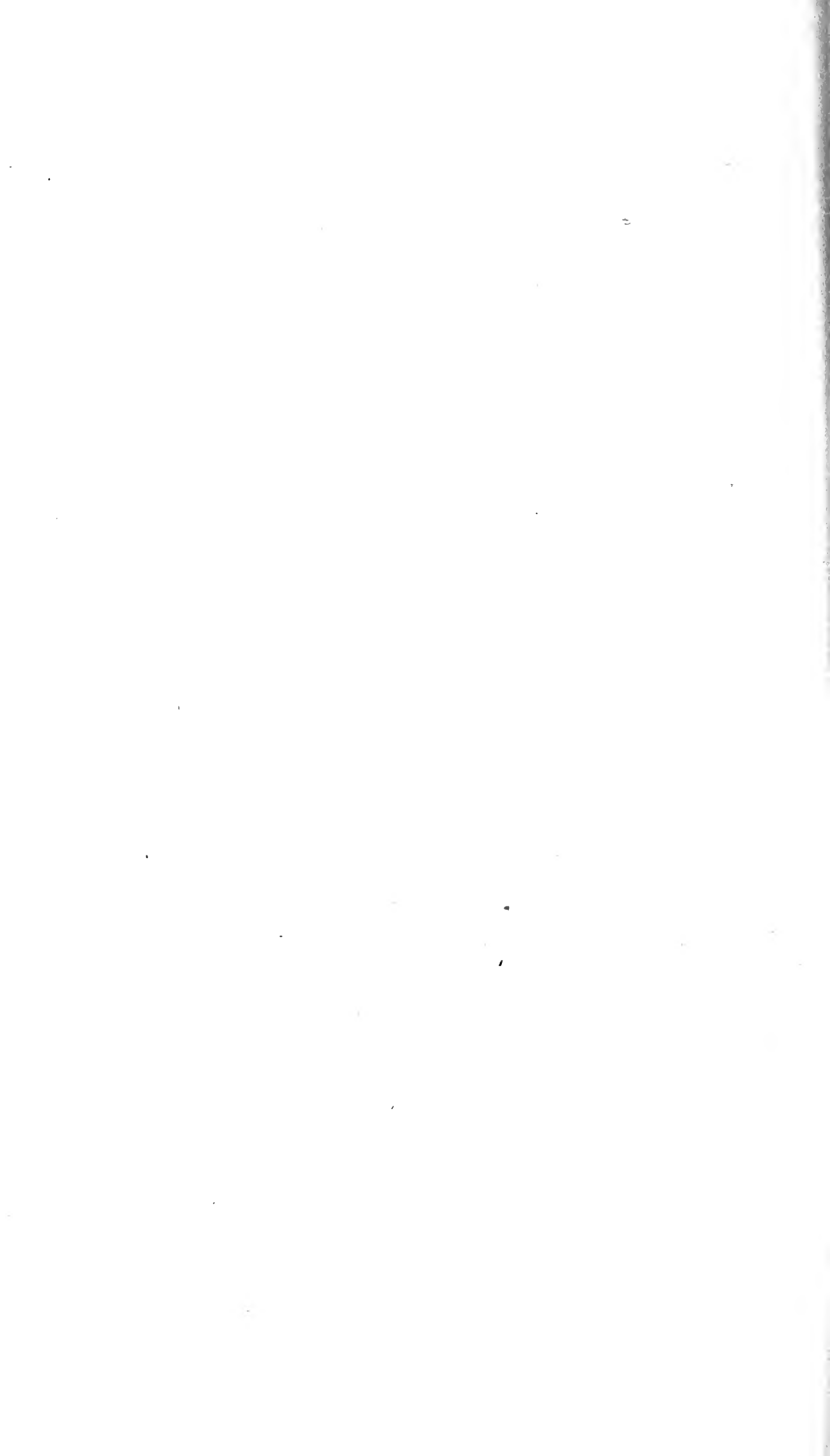
Die bedeutendsten seiner philosophischen und theologischen Schriften sind von seinen Schülern herausgegeben worden. So die „Wissenschaftslehre", Sulzbach 1837, die „Paradoxien des Unendlichen", Leipzig 1851, das „Lehrbuch der Religionswissenschaft", Sulzbach 1834. Auch die Urheber der obenerwähnten Stiftung gedachten zunächst die bezüglichen Geldmittel auf eine Neuauflage der Werke ihres Lehrers zu verwenden.

[2]) E. Mach, Populär-wissenschaftliche Vorlesungen. Leipzig 1896, S. 101.

vergilt sie es doch auch vielen wieder. Wenn sie von Geschichte, Philologie, Linguistik und Rechtswissenschaft das Material für ihre weitgreifenden geisteswissenschaftlichen Induktionen empfängt, so stehen die Resultate dieser ihrer Generalisationen jenen konkret-historischen Disziplinen auch wieder wie als Lohn und Erfüllung gegenüber. Denn um die in der bunten Mannigfaltigkeit geschichtlicher Ereignisse waltenden allgemeinen Gesetze zu erkennen, unterziehen wir uns ja der Mühsal, ihre Details zu eruieren und zu sichern. Und wenn von anderer Seite die Physiologie und mit ihr direkt oder indirekt alle anderen Naturwissenschaften den unentbehrlichen Unterbau für die Untersuchungen des Psychologen und Metaphysikers bilden, so erscheint hinwiederum sein Forschen nach den Gesetzen der psychischen als der kompliziertesten Erscheinungen im Naturganzen, und nach den letzten Gründen des Realen wie der krönende Abschluß für jene Lehre von den einfacheren Naturvorgängen und den spezielleren Ursachen des Seins und Geschehens. Ja, die erkenntniskritischen Unternehmungen des Philosophen haben geradezu eine Prüfung und Rechtfertigung alles wissenschaftlichen Bemühens, die Sicherung der Quellen und Grenzen alles wahren Erkennens zum Ziele. So ist das philosophische Nachdenken durch tausenderlei Fäden mit fast allen anderen Disziplinen verknüpft; die Auflösung seiner Probleme erscheint als die wichtigste Aufgabe der Vernunft und als das Interesse aller wissenschaftlichen Forschung. Und auch um dieses Verhältnisses willen, nicht bloß pro domo redend, durfte ich wohl in dieser feierlichen Stunde und von dieser Stelle aus, von der abwechselnd die verschiedenen Fakultäten unserer Alma mater zu Ihnen sprechen, den Begriff der Philosophie zu klären und ein wärmeres Wort über ihre Bedeutung zu sagen unternehmen.

Immer gehörte es zu den schönsten Eigentümlichkeiten der deutschen Universitäten, an diesen inneren Zusammenhang alles Wissens zu erinnern und bei ihren Angehörigen den Blick dafür offen zu erhalten, und in dem Gedanken an diesen Zusammenhang möge denn auch unsere heutige Betrachtung ausklingen. In seinem Lichte schwindet ja auch notwendig jede kleinliche Eitelkeit und Eifersucht; dagegen entfacht sich der edle Wettstreit im Streben nach dem gemeinsamen Ziele, das jeder unserer Bemühungen, ob sie höher oder niedriger stehe in der Stufenleiter der Wissensdisziplinen, ihre wahre Weihe und Würde gibt.

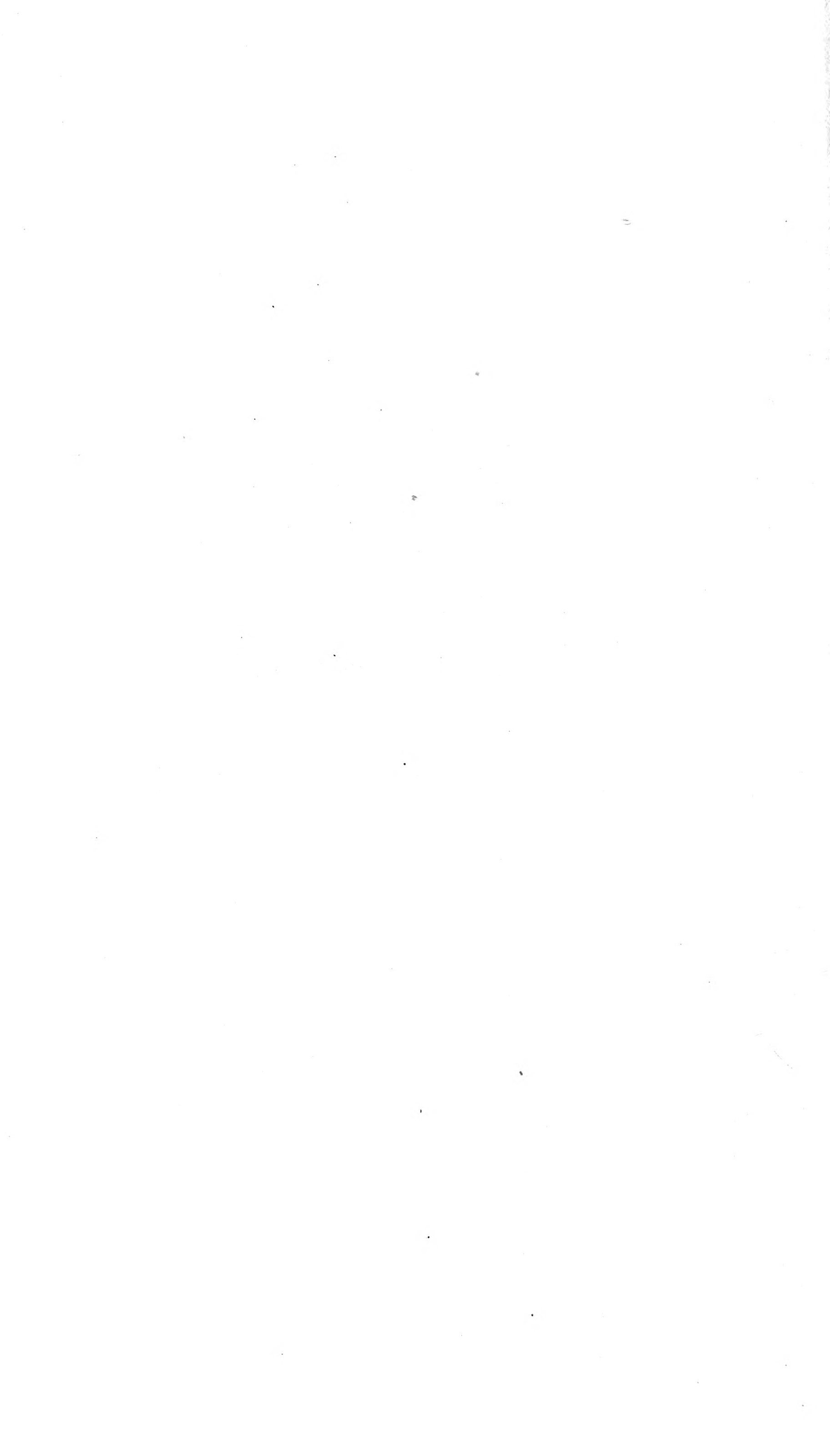
Enge ist die Lebensfrist — die Fülle des zu Erforschenden aber unermeßlich. Wohl uns, daß es im Dienste dieses großen Werkes nicht zunächst auf das Was und Wieviel des Erreichten ankommt, sondern auf das edle Wollen und Wirken selbst an dem Punkte, zu dem besondere Neigung und Begabung jeden von uns beruft. Dieses interesselose Sich-Mühen ist in sich selbst von unzerstörbarem Werte, sobald es, wie auch immer zunächst auf das Kleine und Einzelne gerichtet, doch das Große und Ganze mit im Auge hat. Denn unerschütterlich bleibt das Wort John Lockes: „Die Wahrheit um der Wahrheit selbst willen lieben ist der wichtigste Teil menschlicher Vollkommenheit hier in der Welt und die Pflanzschule aller anderen Tugenden.“



II.

Franz Brentano.

Eine biographische Skizze.



Franz Brentano ist am 16. Januar 1838 zu Marienberg bei Boppard geboren, als Sohn des durch vielfältige gemeinnützig-praktische wie durch schriftstellerische Tätigkeit bekannten Christian Brentano und Neffe des Dichters Klemens Brentano und der Dichterin Bettina von Arnim. Er widmete sich in Berlin (bei Trendelenburg) und München philosophischen und theologischen Studien und wurde 1864 zum Priester geweiht. 1866 habilitierte er sich als Privatdozent der Philosophie an der Universität Würzburg und wurde 1872 daselbst zum Professor ernannt, legte aber 1873 als Gegner des Vatikanums das Amt nieder.

1874 an die Universität Wien berufen, lehrte er dort bis zum Jahre 1895 Philosophie, zuerst als ordentlicher Professor, dann, nachdem er 1880 auf die Professur verzichtet hatte, als Privatdozent. Die Gründe, welche ihn bestimmten auch diese Stellung aufzugeben, sind in seiner Schrift „Meine letzten Wünsche für Österreich" (Stuttgart 1895) dargelegt. Nach dem Rücktritt von seiner Lehrtätigkeit siedelte er nach Florenz über.

Brentano betrachtet als seinen eigentlichen Lehrer in der Philosophie vor allem Aristoteles, und ein Zeugnis des umfassendsten Studiums und tiefgehendsten Verständnisses der aristotelischen Philosophie sind denn auch seine beiden ersten Publikationen: „Von der mannigfachen Bedeutung des Seienden nach Aristoteles" (Freiburg i. Br. 1862) und „Die Psychologie des Aristoteles, insbesondere seine Lehre vom νοῦς ποιητικός" (Mainz 1867).

Mit dem Stagiriten ist er eins, insbesondere in der Hochhaltung und Übung der empirischen Methode als der einzigen, welche, wie in den naturwissenschaftlichen, so auch in den philosophischen Fragen, in schrittweisem, vorsichtigem Gange zur Erkenntnis führen könne. Was speziell die psychologische Forschung betrifft, so hat er diese methodischen Grundsätze dargelegt und geübt in seinem ersten systematischen Werke, der

„Psychologie vom empirischen Standpunkte“ (Bd. I, Leipzig 1874), und die Wertschätzung dieser Forschungsweise war es auch, was ihm frühe eine besondere Sympathie für die vornehmsten Erscheinungen der neueren englischen Philosophie, nicht nur für Locke und Hume, sondern auch für Bentham, J. St. Mill und Jevons, einflößte. Er berücksichtigte infolgedessen schon in seinen Würzburger Vorlesungen die psychologische Arbeit Englands in eingehender Weise und wies auch sonst auf sie als eine Quelle der Belehrung und Anregung hin zu einer Zeit, wo andere hervorragende Vertreter der Philosophie in Deutschland dies ungern sahen, in der Meinung, daß durch solchen Kontakt die Eigentümlichkeit des deutschen Geistes Einbuße erleiden könnte.

Wie angedeutet, ist von der „Psychologie vom empirischen Standpunkte“ nur der I. Band erschienen, und es scheint nicht zu erwarten, daß das Werk in dieser Form eine Fortsetzung erfahre. Sicher hängt dies zum guten Teile damit zusammen, daß weitergehende methodische Erwägungen den Verfasser zu der Überzeugung geführt haben, wie es für die Untersuchung und Darstellung der psychologischen Fragen in hohem Grade zweckmäßig sei, den deskriptiven Teil, d. h. die Aufgabe einer möglichst genauen Beschreibung und Analyse der psychischen Vorkommnisse und ihrer Inhalte auf Grund innerer Erfahrung und Beobachtung von den genetischen Problemen, d. h. der schwierigeren und notwendig halb-physiologischen Charakter tragenden Forschung nach den Entstehungsgesetzen der Erscheinungen zu trennen und zunächst vor allem das erstere Unternehmen, als das der Natur nach frühere und leichtere, soweit immer möglich, der Vollendung zuzuführen.

In Wahrheit füllten solche „psychognostische“ Untersuchungen, obwohl nicht prinzipiell getrennt von den genetischen, auch schon zum größeren Teil den vorerwähnten I. Band der Psychologie vom empirischen Standpunkt, dessen vornehmster Inhalt ja durch die fundamentale Berichtigung der Klassifikation der psychischen Phänomene, ihre Scheidung in die Grundklassen des Vorstellens, Urteilens und diejenige des Liebens und Hassens, und insbesondere durch eine neue und zutreffende Charakteristik des Urteils gebildet wird.

Daß die alte Lehre, das Urteilen bestehe wesentlich in einer Verbindung von Vorstellungen, nicht genüge, hatte in

England schon D. Hume und neuestens namentlich energisch J. St. Mill betont, wenn auch der eine wie der andere nicht zu voller Klarheit über die wahre Natur des Phänomens durchzudringen vermochte. Immerhin hatte die Verwandtschaft von Brentanos Urteilslehre mit derjenigen Mills zu einem wissenschaftlichen Briefwechsel zwischen ihnen und dieser zur Verabredung einer persönlichen Zusammenkunft geführt, die jedoch in letzter Stunde durch den Tod des großen englischen Forschers vereitelt wurde.

Für Brentano bildete seine neue Beschreibung des Urteils und seiner wesentlichen Eigenschaften die Grundlage für eine Reform der Logik auch in ihren elementarsten Gebieten, welche in dem schon erwähnten Werke in ihren Grundzügen angedeutet und auch in der hier übersetzten Schrift*) gestreift ist. Daß jene naturgemäßere Bestimmung des Urteilsphänomens auch lichtbringend ist für eine auf die wahren und tiefgreifendsten Unterschiede gegründete Beschreibung und Klassifikation der sprachlichen Ausdrucksmittel nach der Seite ihrer Funktion oder Bedeutung (eine Aufgabe, die bekanntlich im Vergleiche zur Lautforschung noch sehr zurück ist) haben hervorragende Sprachforscher, wie Fr. Miklosich, der Führer auf dem Gebiete der slavischen Sprachvergleichung, anerkannt. Mit einer bezüglichen Schrift desselben befaßt sich ein Anhang dieser Publikation.

Indem aber Brentano ein analoges eindringliches Studium wie der Klasse der Urteilsphänomene späterhin auch der oben genannten dritten Grundklasse der psychischen Vorgänge nach ihren deskriptiven Eigentümlichkeiten zuwendete, wurde er zur Entdeckung der Prinzipien ethischer Erkenntnis geführt, welche den Gegenstand des hier gebotenen Vortrages bilden. Ein auf diese Prinzipien[1]) gegründetes, allseitig gebildetes System

[1]) Die hier entwickelten prinzipiellen Darlegungen haben im Laufe der Jahre nur in zwei praktisch zwar wenig wichtigen, doch theoretisch bemerkenswerten Punkten eine Berichtigung erfahren, welche mit seiner Erlaubnis hier kurz angedeutet sein mögen: 1. Im Vortrag S. 17 (15 der Übers.) ist gesagt, wie

*) Die vorliegende biographische Skizze ist einer englischen Übersetzung von Brentanos „Ursprung sittlicher Erkenntnis“ (Westminster 1902) beigegeben. Wir haben es vorgezogen, statt eine Rückübersetzung vorzunehmen, ein vorgefundenes deutsches Manuskript abzudrucken, das einige kleine Verschiedenheiten vom englischen Texte aufweist. [Kr.]

ethischer Unterweisungen hat unser Philosoph durch die langen Jahre seiner Wirksamkeit an der Wiener Universität in jedem Wintersemester vor Zuhörern aller Fakultäten, insbesondere Rechtshörern gehalten. Leider sind dieselben noch nicht zur Veröffentlichung gelangt. Und dasselbe gilt von vielen seiner psychognostischen Untersuchungen, z. B. denjenigen über die Beschaffenheit der Sinnesempfindungen nach ihrer qualitativen und räumlichen Seite,*) denjenigen über das Wesen des Kontinuums, des Zeitphänomens usw., welche bisher nur den Hörern seiner Vorlesungen oder Teilnehmern an privaten Gesprächen bekannt geworden sind.

Ein Abschnitt aus seiner Lehre von den Sinnesempfindungen ist der Vortrag „Zur Lehre von der Empfindung“, der auf dem 3. Internationalen Kongreß für Psychologie in München 1896 gehalten und in dem betreffenden Berichte 1897 gedruckt worden ist, und als ein Splitter aus dem oberwähnten System ethischer

---

Jegliches entweder anerkannt oder geleugnet werden könne und wenn die bezügliche Anerkennung richtig sei, die Leugnung als unrichtig gelten müsse und umgekehrt, so treffe das Analoge hinsichtlich des Liebens und Hassens zu. Dies behauptet Brentano heute nicht mehr, sondern weist vielmehr darauf hin, daß während ein Ganzes zu leugnen ist, wenn auch nur irgendein Teil nicht wahr ist, eine Summe von Gutem und Schlechtem derart sein kann, daß sie als Ganzes gleichwohl liebenswürdig, aber auch so beschaffen sein kann, daß Gutes und Übles sich in ihr die Wage halten. 2. Im Vortrag S. 24 (23) und in der zugehörigen Anmerkung Nr. 35 (36) S. 94 (87) ist gesagt, nicht daraus, daß unsere Bevorzugung als richtig charakterisiert sei, schöpften wir im Falle, wo z. B. zu einem Gut ein anderes gefügt ist, die Erkenntnis der Vorzüglichkeit der Summe gegenüber den Summanden, sondern analytische Urteile bildeten hier das Mittel des Erkenntnisfortschrittes, und die betreffenden Bevorzugungen seien darum als richtig charakterisiert, weil die (analytisch gegebene) Erkenntnis der Vorzüglichkeit dabei maßgebend werde. Hierbei ist übersehen, daß wir ohne die Erfahrung von Akten des Vorziehens diesen Begriff und so auch den des Vorzüglichen nicht hätten und haben könnten. Und so kann es in Wahrheit auch nicht analytisch einleuchten, daß ein Gut plus einem anderen Gut vorzüglicher sei, als jedes einzelne für sich. Es fehlt auch hier die volle Analogie zum Gebiete des Wahren. Ein Wahres zu einem anderen gefügt, ergibt nicht ein Wahreres. Dagegen ergibt ein Gut plus ein anderes Gut ein Besseres. Aber daß dies der Fall ist, kann nur in einer besonderen, diesem Gebiete eigentümlich angehörigen Erfahrung erfaßt werden, eben in der Erfahrung von Akten des Vorziehens, die als richtig charakterisiert sind.

---

*) Seither sind erschienen „Untersuchungen zur Sinnespsychologie“, Leipzig 1907. [Kr.]

Untersuchungen, speziell aus der darin enthaltenen ausführlichen Güterlehre, kann der (Leipzig 1892) erschienene Vortrag: „Über das Schlechte als Gegenstand dichterischer Darstellung" bezeichnet werden, wo aus der Frage nach dem Werte und der relativen Vorzüglichkeit der vom Künstler zu bietenden Vorstellungen eine wichtige Seite herausgegriffen und beantwortet ist.

Von psychogenetischen Problemen hat Brentano außer der Frage nach dem Sinne und der Geltung von Fechners psychophysischem Gesetz (womit sich der I. Band der Psychologie beschäftigt) und derjenigen nach der Geistigkeit und Unsterblichkeit der Seele (welche wiederholt den Gegenstand seiner Vorlesungen an der Wiener Universität bildete) insbesondere die Gesetze der Ideenassoziation beschäftigt.

Eine Frucht dieser Studien ist sein im Jahre 1892 erschienener Vortrag „Das Genie", welcher den Versuch macht, die geniale künstlerische Produktion, welche so oft wie etwas ganz Eigenartiges, ja Unerklärliches angestaunt wird, als eine Steigerung von Vorkommnissen zu begreifen, welche allgemein unser Phantasieleben beherrschen.

Was wir von den ausführlichen ethischen Untersuchungen Brentanos sagten, daß sie nämlich bisher nur dem Kreise seiner Schüler zugänglich waren, das gilt auch von den metaphysischen. Diesem Kreise aber ist bekannt, wie auch hier die deskriptive Psychologie oder „Psychognosie" sich ihm fruchtbar erwies, indem sie ihn zur erfahrungsmäßigen Analyse und Klärung der wichtigsten metaphysischen Begriffe, wie Existenz, Kausalität, Substanz, Notwendigkeit, Unmöglichkeit usw. führte, Begriffe, die so Mancher — an dem von D. Hume mit Recht postulierten Unternehmen, ihren Ursprung in der Anschauung und Empirie nachzuweisen, verzweifelnd — kurzweg für apriorische „Kategorien" oder angeborene „Kategorialfunktionen" erklärt hat.

Im übrigen ist Brentano in der Metaphysik entschiedener Theist. Er ist Anhänger der Deszendenztheorie, bestreitet aber, daß zufällige Variation und natürliche Auslese für sich allein die Erscheinungen der Evolution und der Zweckmäßigkeit im Gebiete der Organismen begreiflich mache, und stützt seine Opposition u. a. auf den Hinweis, daß dieser Erklärungsversuch einesteils das Entstehen der ersten Anfänge eines Organs unerklärt läßt und daß er anderseits nicht genügend berücksichtigt, wie mit der zunehmenden Vollkommenheit und Komplikation

der Organe die Wahrscheinlichkeit in kolossaler Progression abnimmt, daß eine zufällige Variation zu einer Verbesserung gegenüber dem bereits Bestehenden führe. Und doch müssen, wenn ein Fortschritt zustande kommen soll, die Abkömmlinge, die sich im Kampfe ums Dasein erhalten, nicht bloß vollkommener sein als diejenigen, welche zugrunde gehen, sondern auch vollkommener als die Gebilde, von denen sie selbst abstammen.

Seine Gedanken über die Entwicklung der philosophischen Forschung in der Geschichte und deren bewegende Ursachen, über den gegenwärtigen Stand der Philosophie und ihre Aussichten für die Zukunft hat Brentano in mehreren Publikationen zum Ausdruck gebracht. So in einer von Gams in Möhlers Kirchengeschichte, II. Bd., eingefügten Abhandlung über die Geschichte der Philosophie im Mittelalter (1868) und in der Vorlesung: „Über die Gründe der Entmutigung auf philosophischem Gebiete" (Wien 1874), womit er sein Lehramt an der Universität antrat, in dem Vortrag: „Was für ein Philosoph manchmal Epoche macht" (Leipzig 1876), in der Schrift: „Über die Zukunft der Philosophie" (Wien 1893) und in dem Vortrag: „Die vier Phasen der Philosophie und ihr augenblicklicher Stand" (Stuttgart 1895). In den letztgenannten Blättern ist in gedrängter Kürze ein Überblick über den gesamten Gang der Geschichte der Philosophie geboten und gezeigt, wie in den drei Perioden, die man mit Recht auseinanderzuhalten pflegt (der griechischen, mittelalterlichen und modernen), jedesmal ein analoger Wechsel eines aufsteigenden oder Blütestadiums und dreier Verfallsstadien (wovon das folgende stets die psychologisch notwendige Folge des vorausgehenden ist) sich abspielt. Daß er hierbei die neueste Phase der deutschen Philosophie (die sogenannte idealistische Richtung von Kant bis Hegel), bei aller Anerkennung für die Talente, die dabei auf den Plan getreten sind, dem dritten (mystischen) Verfallsstadium zuweist, hat natürlich heftigen Widerspruch erregt, aber eine wirkliche Widerlegung nicht erfahren.

Es wurde bereits erwähnt, daß Brentanos früheste Bemühungen auf geschichtliche Forschungen und ganz besonders auf eine Darstellung der aristotelischen Psychologie und auf wichtige Abschnitte seiner Metaphysik gerichtet waren. Die Ergebnisse dieser Untersuchungen, die in vieler Hinsicht von den herkömmlichen Anschauungen abwichen, verfehlten nicht, die Aufmerksamkeit anderer Gelehrter zu erwecken. Ihre Haltung

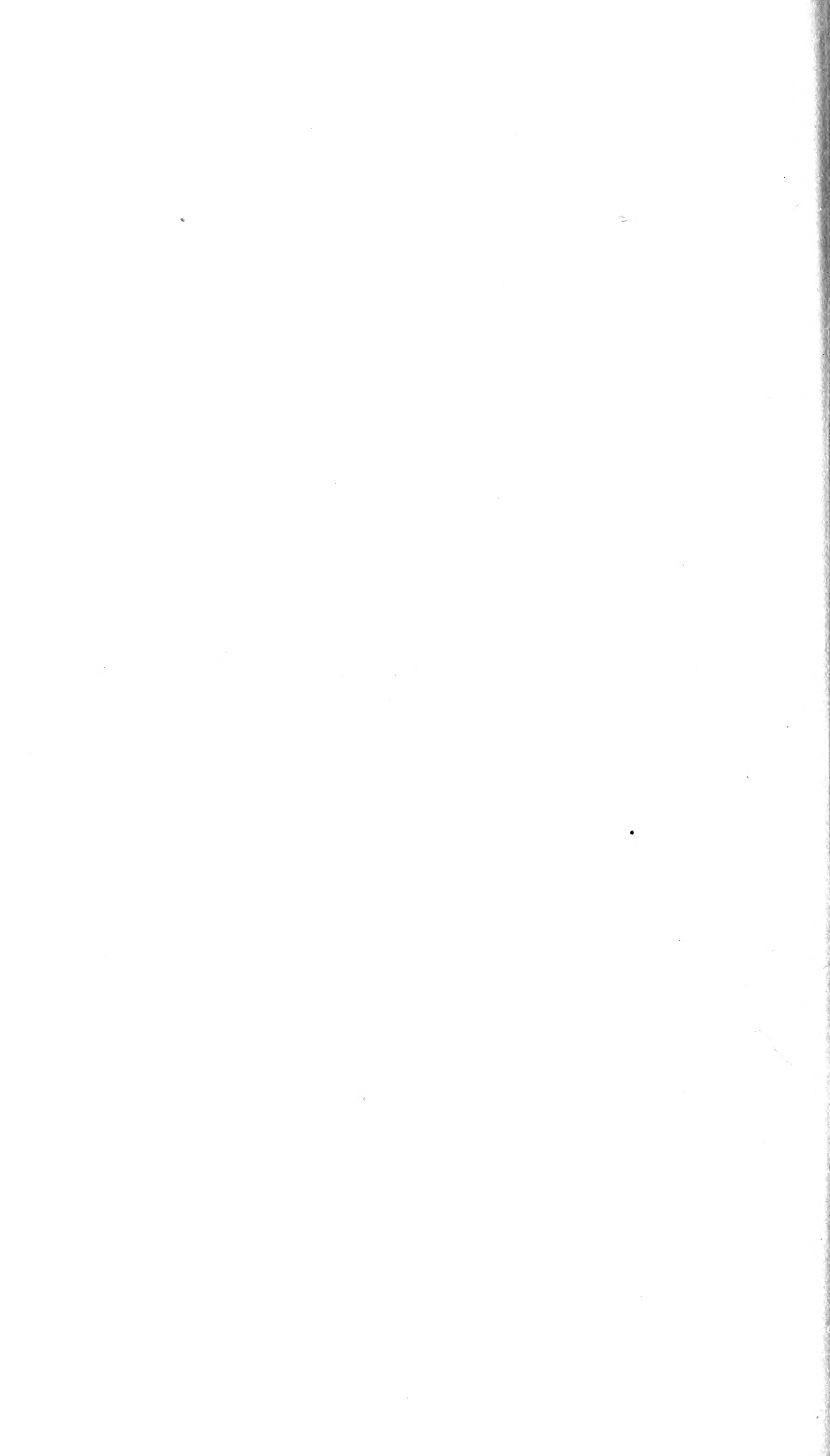
freilich war (mit wenigen Ausnahmen wie die Trendelenburgs und zum Teile auch Grotes) im ganzen gegnerisch und polemisch. So ganz besonders Eduard Zeller in der späteren Ausgabe seiner Griechischen Philosophie, und in Rücksicht auf das hohe Ansehen, dessen sich dieses Werk erfreute, hielt es Brentano für notwendig, gegen Zellers Angriffe eine Verteidigung seines eigenen Standpunktes wenigstens in bezug auf einen Punkt zu liefern, in welchem die Fäden der Metaphysik und der Psychologie innig verknüpft sind, und wo gleichzeitig der Gegensatz zwischen den entgegenstehenden Anschauungen dieser beiden Schriftsteller in der psychologischen und metaphysischen Sphäre in gleicher Weise gipfelt. Und so erschien 1882 in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie der Wissenschaften Brentanos Aufsatz: „Über den Kreatianismus des Aristoteles", worauf Zeller in demselben Jahre in den Abhandlungen der Berliner Akademie eine ausführliche Antwort veröffentlichte unter dem Titel: „Über die Lehre des Aristoteles von der Ewigkeit des Geistes."

Der Vorwurf, den Zeller hier gegen Brentano erhob, daß er nämlich seine Deutung des Aristoteles ohne genügende Belege und mit allzugroßer Zuversicht vortrage, wurde von Brentano überzeugend zurückgewiesen in seinem „Offenen Brief an Eduard Zeller" (Leipzig 1883), und die Proben, welche da für die Art und Weise vorgebracht werden, in welcher Zeller seinerseits seine eigenen Erklärungsversuche und seine Vorwürfe gegen Brentano begründet, zeigen deutlich, daß, wenn einer der beiden Gegner den Vorwurf des allzu großen Selbstvertrauens verdient, es keinesfalls Brentano ist.*)

*) Es erschienen, seitdem Marty diese Skizze geschrieben hat, außer den S. 100 erwähnten Untersuchungen zur Sinnespsychologie, noch folgende Schriften Brentanos: Von der Klassifikation der psychischen Phänomene. Neue durch Nachträge stark vermehrte Ausgabe der betreffenden Kapitel der Psychologie vom empirischen Standpunkt, Leipzig 1911 (mit sehr bemerkenswerten Zusätzen!). — Aristoteles' Lehre vom Ursprung des menschlichen Geistes, Leipzig 1911 (bringt die Polemik gegen Zeller zum Abschluß). — Aristoteles und seine Weltanschauung, Leipzig 1911 (ein genialer Versuch, den aristotelischen Torso nach Cuvierscher Methode wiederherzustellen). — Änigmatias. Neue Rätsel, zweite stark vermehrte Auflage, München 1909. — Unerwähnt blieb „Zur eherechtlichen Frage in Österreich", Berlin 1896, und eine Reihe von kleineren Abhandlungen. [Kr.]

III.

Anzeige von William James' Werk: „The Principles of Psychology."



Das vorliegende Werk enthält 28 teils größere, teils kleinere Kapitel, von denen manche ein mehr oder weniger veränderter Abdruck von Abhandlungen sind, die früher in Zeitschriften erschienen waren. Der Autor erzählt: das Buch, dessen außergewöhnliche Länge er selbst bedaure, sei wesentlich im Zusammenhang mit seinen Universitätsvorlesungen entstanden. Jene sukzessive Veröffentlichung einzelner Stücke aber sei die Folge seiner langsamen Entstehung gewesen. Ohne diese Bemerkung der Vorrede hätte der Leser leicht auf die Vermutung kommen können, daß von Anfang nicht eine Behandlung der gesamten Psychologie im Plane des Autors gelegen, und er vielmehr eine Reihe mehr oder weniger unabhängig voneinander entstandener Aufsätze nachträglich gesammelt, ergänzt und zu einem ziemlich alle Fragen des Gebietes umfassenden Ganzen redigiert habe.

J.'s Werk macht nämlich in mehrfacher Beziehung den Eindruck, als ob es nicht aus einem Gusse sei. Vor allem ist kein völlig systematischer Aufbau weder nach einem mehr didaktischen noch nach einem streng wissenschaftlichen Plane darin erkennbar. Die Folge der Materien in den Kapiteln (und die Kapiteleinteilung ist die einzige, die äußerlich zutage tritt) erscheint als eine ziemlich lockere. Ja, sie verblüfft nicht bloß den Leser, sondern bringt auch den Autor selbst zuweilen sichtlich in Verlegenheit. Einheitlich ist das Werk sodann auch in dem Sinne nicht, daß die verschiedenen Fragen der Psychologie nicht durchgängig eine ihrer Wichtigkeit und dem heutigen Stand der Forschung entsprechende und gleichmäßig ausführliche Berücksichtigung finden. (Und damit meine ich nicht bloß, was der Verfasser selbst in der Vorrede zugesteht, daß dem Gebiete der Gefühle [Lust und Schmerz] keine irgendwie eingehendere Behandlung zu teil wird.) Endlich läßt das Werk auch insofern einen einheitlichen Charakter vermissen, als die Höhe seiner wissenschaftlichen Haltung nicht in jeder Richtung und in allen

Teilen dieselbe ist und es in diesem Sinne nicht überall für ein und dasselbe Publikum geeignet erscheint. Des Verfassers gründliche Gelehrsamkeit und eindringender Scharfsinn einerseits und sein entschiedenes Talent für anschaulich-populäre Darstellung haben sich nicht zu einer harmonischen Ehe gefunden. Sie führen vielfach einen getrennten Hausstand nebeneinander, und so erfahren manche Fragen eine nach meiner Meinung allzu populäre und ans Feuilleton streifende Art der Behandlung. Mit Partien, die in vortrefflicher Weise das in Bezug auf ein Problem bisher Geleistete resumieren und eine beachtenswerte selbständige Diskussion bieten, wechseln andere, die zwar den phantasievollen und sprachgewaltigen Essayisten, aber weniger den Forscher James zeigen. Doch genug von diesen Mängeln! Sie hindern nicht, daß das Buch Gutes, ja mitunter Vorzügliches enthalte, und was der Verfasser bewahrheitet sehen möchte: Wer vieles bringt, wird vielen etwas bringen — das darf er mit Recht von ihm erwarten.

Zwar für den Anfänger und zur ersten Einführung in das wissenschaftliche Studium der Psychologie scheint es mir nicht passend, aus Gründen, die zum Teil in dem bereits Gesagten liegen, zum Teil noch aus späteren Erörterungen sich von selbst ergeben werden. Dagegen müssen manche Ausführungen des Buches den Fachmann interessieren. Andere werden demjenigen eine anregende und genußreiche Lektüre sein, der eine mehr populäre Behandlung psychologischer Fragen wünscht. Den letzteren möchte ich besonders auf solche Partien aufmerksam machen, wo der Autor mit edler Wärme und mit einer anschaulichen Kraft des Ausdrucks, die einem Dichter nicht Unehre machen würde, wissenschaftliche Lehrsätze in ihrer Anwendung auf Ethik und Pädagogik darstellt.

Wir geben im folgenden erst eine Inhaltsübersicht der Kapitel, wo wir uns freilich erlauben, bei manchen Materien etwas mehr zu verweilen als bei anderen; nachher müssen gewisse methodische Grundanschauungen des Buches, die, weittragend in ihren Folgen, vor anderen für seine Art die Probleme zu stellen und zu lösen bestimmend sind, kritisch zur Sprache kommen.

I.

Das I., verhältnismäßig recht kurze Kapitel handelt von den Aufgaben der Psychologie, ein Punkt, auf den wir

zurückkommen werden. Das II. und III. geben eine gute, nur für die Zwecke des Buches wohl zu ausführliche Übersicht über den gegenwärtigen Stand der Gehirnphysiologie. Das IV. Kapitel, von der Gewöhnung, enthält neben hübschen Winken für die Ethik und Pädagogik vornehmlich eine physiologische Theorie des Gegenstands. Das V. (Automaton-Theory) hat jene Anschauung im Auge, wonach alle Kräfte und aller kausale Verlauf in uns rein mechanisch wäre, so daß das Psychische nur die Rolle eines Epiphänomenon (eines Schattens oder müßigen Zuschauers) spielte, dem jedes Vermögen zum Wirken abginge. Der Verfasser entscheidet sich gegen sie, nachdem er die Gründe für und wider (nur die letzteren vielleicht nicht in erschöpfender Weise) aufgeführt hat. Das VI. Kapitel (The Mind-stuff Theory) bringt inzidentell alles Namhafte zur Sprache, was zu gunsten der Annahme unbewußter psychischer Zustände vorgebracht worden ist, und lehnt sie seinerseits entschieden ab. Das Hauptaugenmerk ist aber gegen den Versuch gerichtet, unser einheitliches Bewußtsein als ein Kollektiv aus „kleineren Einheiten" aufzufassen und aus einer realen Vielheit von Bewußtseinsstäubchen (seien diese nun bewußt oder unbewußt) zu konstruieren. Die falschen Analogien, die dabei beliebt sind (wie die vom Kräfteparallelogramm), und andere Unklarheiten — wie, wenn man dabei das Gehirn je nach Bedarf bald als eine Vielheit von Realitäten, bald als eine Einheit auffaßt (um dann von seiner Tätigkeit wie derjenigen Eines Dings sprechen zu können) — erfahren eine scharfe Beleuchtung. Etwas unsanft werden die bezüglichen Seiten der Spencerschen Evolutionsphilosophie mitgenommen, denen freilich auch der objektivste Kritiker einen lockeren und vagen Charakter nicht absprechen kann. Was J.'s eigene positive Anschauung über den Träger unseres Bewußtseins betrifft, so ist mit den Ausführungen des VI. auch eine Partie des X. Kapitels zu vergleichen. Das vorliegende verweist, nachdem es sowohl die Annahme abgelehnt hat, daß das Gehirn, als Ganzes betrachtet, der einheitliche „Denker" sein könne, als diejenige, daß einer einzelnen Zelle oder einem Atom desselben diese Funktion zukomme (letzteres erscheint ihm mit Rücksicht auf anatomische und pathologische Erfahrungen nicht annehmbar), auf die Lehre von einer immateriellen Seele, als eine Hypothese, welcher von dieser Seite eine respektable logische Position zukomme. Das X. Kapitel

findet jedoch, die Annahme einer geistigen Seelensubstanz erkläre nichts (d. h. wohl — wenn der Widerspruch vermieden werden soll — nichts Weiteres). Sie sei überdies eine metaphysische Angelegenheit, die den Psychologen als solchen nichts angehe. Der letztere müsse auf dem empirisch-phänomenalen Standpunkte bleiben, und da könne nur der jeweilig gegenwärtige Bewußtseinszustand selber als Bewußtseinsträger gelten. The passing Thought itself is the only verifiable Thinker (I, S. 346). Auf den Inhalt des kurzen VI. Kapitels (Methode und Schwierigkeiten der Psychologie), das seinen Gegenstand keineswegs erschöpft, kommen wir teilweise unten noch zu sprechen; hier sei nur erwähnt, daß J. die Möglichkeit, ein gegenwärtiges psychisches Phänomen zum Gegenstand der Beobachtung zu machen, schlechterdings in Abrede stellt. Jede Beobachtung finde nachträglich und in der Erinnerung statt. Ja, der Verfasser geht so weit, zu erklären: „Kein Bewußtseinszustand ist, während er gegenwärtig ist, sein eigenes Objekt; sein Objekt ist immer etwas Anderes.“ Doch haben wir dies wohl nur als einen, dem Eifer des Gefechtes entsprungenen ungenauen Ausdruck anzusehen. Denn kurz zuvor hatte J. — wenn ich nicht alles mißverstehe — Brentanos wichtige Unterscheidung zwischen innerer Beobachtung und einfacher Wahrnehmung anerkannt. Auch stände jener Satz, wörtlich verstanden, in direktem Widerspruch mit seiner Bekämpfung der Annahme von unbewußten psychischen Zuständen (oder sind damit nicht eben Zustände gemeint, die bloß ein Bewußtsein von etwas Anderem und nicht zugleich ein Selbstbewußtsein wären?). Allein auch die Behauptung, daß wir uns beobachtend niemals einem gegenwärtigen psychischen Phänomen zuwenden könnten, hat J. nicht bewiesen, und mit den Tatsachen dürfte es besser stimmen, wenn man die Möglichkeit einer Beobachtung gegenwärtiger psychischer Zustände nicht so unbedingt und ohne jede Einschränkung leugnet.

Das VIII. Kapitel führt die Aufschrift: Relationen des Geistes (mind) zu anderen Dingen. Doch wird statt dessen sofort auch gesagt: zu anderen Objekten. Und die Äquivokation, die in diesem Worte liegt, indem es bald eine vom Bewußtsein unabhängige Wirklickeit, bald ein Korrelat des Bewußtseins (den Inhalt desselben) bezeichnet,*) ermöglicht es

*) Martys späterem Standpunkte würde es entsprechen, wenn an Stelle dieser Zeile stünde: „bald das sogenannte, dem Bewußtsein immanente

dem Verfasser, unter dem obigen Titel eine Reihe von Problemen zu behandeln, die man sonst nicht beisammen suchen würde: nämlich neben der Frage nach der Zahl der fundamental verschiedenen Weisen unseres bewußten Verhaltens zu Objekten auch die ganz andere (die aber von der vorigen nicht klar geschieden wird — vgl. auch Kap. X, S. 271 ff.), ob unser Bewußtsein Wirkung und Zeichen sogenannter äußerer Realitäten (anderer Geister und materieller Dinge) sei, und weiter die: in welchem Verhältnis unsere Seelenzustände zum Raum (Seelensitz) und zur Zeit stehen (m. a. W., ob das Bewußtsein jemals eine völlige Unterbrechung erfahre). Das IX. Kapitel (The Stream of Thought) will mit dem Studium der Seele „von innen" den Anfang machen, und zwar zunächst etwas wie eine Kohlenskizze des inneren Lebens bieten, welche nur die Züge, die dem Strom des Bewußtseins als Ganzem charakteristisch sind, hervorheben soll. Unter diesen Eigentümlichkeiten betont J. insbesondere, weil sie vielfach verkannt worden seien, den beständigen Wechsel im Bewußtsein und seine Kontinuität, und im Zusammenhang mit der Lehre von der Kontinuität stellt er eine ganz neue Scheidung der psychischen Zustände in substantive und transitive states auf. Beide Punkte müssen uns später eingehender beschäftigen.

Das X. Kapitel (Vom Selbstbewußtsein) enthält außer einer strengeren Untersuchung über das „reine Selbst oder das innere Prinzip der persönlichen Identität" (wo neben der „assoziationistischen Theorie" D. Humes und der „transzendentalistischen" Kants die Lehre von einer immateriellen Seele nochmals zur Sprache kommt — vgl. Kap. VI) eine ganze Reihe mehr populärer Ausführungen über das sogenannte materielle, soziale und geistige Selbst, über Selbstgefühle (Befriedigung und Unbefriedigung), Selbstliebe und Selbsterhaltung usw. Unter anderem wird hier auch die Frage aufgeworfen, was das self of all the other selves sei, und dahin entschieden, es sei dies das „zentrale aktive Selbst", wobei unter Aktivität oder Spontaneität das zustimmende und verwerfende Verhalten der Seele zu den vorgestellten Objekten verstanden wird — aber in doppeltem Sinne, nämlich sowohl in

---

Objekt" bezeichnet, vgl. Untersuchungen I, S. 416. „Ein Gegenstand ist als vorgestellt in mir" oder „mir immanent" heißt: es existiert ein diesen Gegenstand Vorstellendes, d. h. ein ihm, wenn er existiert, ideell Verähnlichtes. [E.]

dem des urteilenden Anerkennens und Leugnens, als in dem des Vorziehens und Ablehnens durch Gemüt und Wille. Diese ganze Unterscheidung zwischen einem zentralen und weniger zentralen Selbst hat meines Erachtens geringen wissenschaftlichen Wert. Und wenn J. die weitere Frage, wie der „zentrale Teil des Selbst" wahrgenommen werde, in ähnlicher Weise wie Wundt dahin zu beantworten geneigt ist, daß das Gefühl dieses innersten Selbst, sorgfältig untersucht, sich als eine Summe von Bewegungsempfindungen im Kopf und zwischen Kopf und Kehle erweise, so sehen wir ihn offenbar auf bestem Wege, gänzlich zu ignorieren, daß es noch andere Anschauungen gibt als solche von physischen Phänomenen; ein Versehen, das freilich auch anderwärts noch recht auffällig bei ihm zutage tritt. (Vgl. z. B. II, S. 7 und 8; 455 u. ö.) Die volle Konsequenz davon zieht er freilich so wenig wie Wundt. Sie wäre keine geringere, als ehrlich und ein für allemal alles Gerede von consenting und abnegating, welcome und reject, wish, desire, interest usw. als sinnlos aufzugeben. Aus Anschauungen physischer Phänomene (Bewegungsgefühlen u. dgl.) haben wir diese Begriffe sicher nicht gewonnen. Und wenn es keine anderen Anschauungen gibt, woher sollen wir sie denn, und mit ihnen den Begriff des aktiveren Selbst, wie er uns anfänglich von J. vorgeführt wurde, überhaupt haben? — Schließlich bespricht das (über 100 Seiten) ausgedehnte Kapitel auch noch eingehend die mannigfachen „Alterationen des Ich" und die namentlich von französischen und amerikanischen Forschern neuester Zeit beigebrachten Tatsachen über sogenanntes doppeltes und mehrfaches Bewußtsein. Das XI. Kapitel handelt von der Natur und den Gesetzen der Aufmerksamkeit (vgl. damit auch Partien des XIII., XXI. und XXVI. Kapitels). Der Autor sieht das Wesen dieses Vorganges in der Adaptation der Sinnesorgane für einen Eindruck und in einer gewissen Vorbereitung der bezüglichen „ideationalen Zentren", d. h. in einer antizipatorischen, dem Eindruck „entgegenkommenden", ihn „erhöhenden" Phantasietätigkeit (Inward reproduction I, 504. Formation of a separate image 503. The image in the Mind is the attention I, 442). Diese Beschreibung dünkt mich einseitig; sie hat offenbar ausschließlich die sogenannte sinnliche Aufmerksamkeit im Auge. Auch die „Relationsgefühle" und Begriffe aber, die J. (wie wir noch hören werden) zu allen sinnlichen Bildern als etwas wesentlich davon Verschiedenes in

Gegensatz bringt, können doch von Aufmerksamkeit begleitet sein? Und wie, wenn er später geradezu den Willen, ja auch das Glauben oder Urteilen mit der Aufmerksamkeit identifiziert? Soll jedes Wollen und jedes „Glauben“ in einer preperception, in der Bildung eines separaten sinnlichen Bildes (image) von dem Gegenstand bestehen? Das XII. Kapitel (Conception) bekämpft den Nominalismus des Berkeley, der beiden Mill u. a., ohne freilich etwas Befriedigendes an die Stelle zu setzen, wie wir noch sehen werden. Auch klingen die Schilderungen, die der Verfasser selbst hier und anderwärts (vgl. z. B. I, S. 265 ff.) von den Denkvorgängen gibt, oft nominalistisch genug. Das XIII. Kapitel, eine Erörterung des Wesens und der Gesetze der Unterscheidung und Vergleichung, dürfte mancherlei Widerspruch finden. Hier nur die Erwähnung, daß u. a. auch Webers Gesetz (für welches J. eine rein physiologische Deutung als die wahrscheinlichste ansieht) und die Aufstellungen zur Sprache kommen, welche Fechner darauf gegründet hat. Dabei setzt uns in Erstaunen, daß der Verfasser, der die psychologische Forschung heute schon durchgängig — und damit wohl in weiterem Umfange, als der Stand der Dinge verträgt — psychophysisch machen möchte, doch gerade diejenige Literatur, welche der Streit um Fechners „psychophysisches Gesetz“ mit sich brachte, „schrecklich“ (dreadful) findet und jene Fechnersche Formel selbst, die doch wohl als ein erlaubter Versuch, eine den Tatsachen genügende Hypothese zu finden, gelten darf, zu den idola specus, wenn es je deren gegeben habe, rechnen will. Das XIV. Kapitel (Assoziation) enthält historisch und sachlich Treffliches. Doch nicht, ohne daß die historische Darstellung ungerechte Vorwürfe gegen die sogenannte Assoziationspsychologie enthielte (vgl. auch Kap. X, XII und XIII). Wir werden darauf zurückkommen. In sachlicher Beziehung ist namentlich beachtenswert, daß J. das sogenannte Gesetz der Ähnlichkeit als besonderes Gesetz streichen will und den eigentlichen Grund aller Ideenassoziation in dem Gesetz der Gewohnheit sucht. Wir sind in der Hauptsache mit diesem Gedanken, der schon bei Aristoteles angedeutet und in neuerer Zeit von Fr. Brentano klar ausgesprochen worden ist,[1]) einverstanden, obschon uns die Art, wie

---

[1]) Vgl. dessen im Jahre 1880 gehaltenen Vortrag über „Das Genie“, Leipzig 1892.

J. die Fälle der „Assoziation nach Ähnlichkeit" auf sein allgemeines Prinzip zurückführen will, nicht völlig befriedigt. Wenn er weiter betont, daß die Grundgesetze der Ideenassoziation psychophysische seien, so sind wir auch darin mit ihm einig. Aber was er selbst als etwas Derartiges bietet, scheint mir wenig Anderes zu sein, als eine Übersetzung der auf dem Wege psychologischer Beobachtung gefundenen empirischen Generalisationen in die Sprache einer noch recht vagen Gehirnphysiologie.

Das XV. Kapitel („Zeitwahrnehmung") gibt sich Mühe, dem Leser den Unterschied zwischen der eigentlichen (unzweifelhaft sehr engen) Zeitanschauung (duration intuitively felt; specious present) und den uneigentlichen Vorstellungen einzuschärfen, die wir uns von größeren Zeitstrecken bilden. Doch scheint mir der Verfasser weder die wahre Natur der ersteren völlig richtig zu erfassen, noch ihre Grenze genügend in die Enge zu ziehen. Letzteres nicht bloß, weil er auch ein Stück Zukunft dazu zu rechnen scheint[1]) (wovon wir in Wahrheit sicher keine Anschauung haben), sondern weil er überhaupt — aus den Versuchen Wundts und anderer über den Umfang unseres Bewußtseins für sukzessive Eindrücke voreilige Schlüsse ziehend — den Betrag der „unmittelbar wahrgenommenen" Dauer erheblich zu hoch, nämlich bis auf ca. 12 Sekunden schätzt. Das XVI. Kapitel handelt vom Gedächtnis. Im XVII. Kapitel (über die „Sensationen") finden die Farbenempfindungen die ausführlichste Erörterung, insbesondere die Kontroverse über die Natur des simultanen Kontrastes, die auf Grund von Herings eingehenden Untersuchungen und in seinem Sinne entschieden wird. Ein Versuch zu einer exakten Klassifikation der Empfindungen vom deskriptiven Gesichtspunkte wird nicht gemacht, ja eigentlich als unmöglich angesehen. Es gibt nach J.'s Grundsätzen keine introspektive Analyse von Empfindungen. Sie sind phänomenal alle gleich einfach. Zusammensetzung hat nur genetisch einen Sinn. Wir müssen hierauf zurückkommen. — Das XVIII. Kapitel (Imagination) legt das größte Gewicht auf den Nachweis, daß die „Phantasie" bei verschiedenen Individuen durchaus nicht etwas Gleichartiges, sondern ihr bildlicher oder anschaulicher Gehalt sowohl graduell als qualitativ (Vorherrschen des visuellen, audiblen Typus usw.) sehr verschieden beschaffen sei. Von

---

[1]) Vgl. I, S. 606.

den Halluzinationen handelt merkwürdigerweise das folgende XIX. Kapitel (The perception of things). Der Verfasser versteht unter perception dasselbe, was deutsche Psychologen (äußere) „Wahrnehmung“ im Gegensatz zu Empfindung genannt haben, nämlich ein zusammengesetztes Produkt von Erfahrungen.[1]) Daß es sich dabei um unbewußte Schlüsse handle, lehnt er mit Recht ab und betont statt dessen die Wirksamkeit der Assoziation. Doch scheidet er meines Erachtens — und dies gilt namentlich auch von den verwandten Ausführungen des folgenden Kapitels — nicht genügend zwischen dem, was bei dem Einfluß früherer Erfahrungen auf die „Perzeption“ gegenwärtiger Eindrücke wirklich als eine Umbildung der anschaulichen Vorstellung, und dem, was bloß als Sache veränderter Beurteilung zu fassen ist. Der wahren Natur und Tragweite der letzteren Vorgänge scheint mir J. nicht gerecht zu werden. Von den Sinnestäuschungen, die in diesem Abschnitt auch zur Sprache kommen, werden mehrere Typen unterschieden. Das XX., sehr ausführliche (II, S. 134—282) und von großer literarischer und sachlicher Detailkenntnis zeugende Kapitel über die Raumwahrnehmung gibt zum Schlusse eine gute Übersicht über den Streit um die psychologische Natur und den Ursprung der Raumvorstellung seit Berkeley; insbesondere über die Diskussion zwischen den Lagern der sogenannten Nativisten und Empiristen. J. macht dabei die richtige Bemerkung, daß wohl bei manchem, der dem Kern der Erörterung ferner steht und selbständigen Urteils ermangelt, diese beiden Namen, wovon der eine fortschrittlich, der andere etwas rückschrittlich klingt, präjudizierend wirken. Wozu noch komme, daß man den Nativismus gerne mit Apriorismus und speziell mit Kants Anschauung verwechsele, während in der Tat Kant mit seiner Scheidung des Ursprungs von Raum und Qualität dem Nativismus, wie ihn etwa Hering und Stumpf vertreten, ganz ferne steht. J. selbst ist Nativist und erklärt, in der Bildung seiner bezüglichen Anschauungen namentlich durch die ebengenannten Forscher gefördert worden zu sein. Wie sie, erklärt er Raum und Qualität für gleich ursprüngliche und unzertrennliche Empfindungsinhalte, will aber damit nicht leugnen, daß trotzdem die Erfahrung bei

---

[1]) Doch ist die „Zusammensetzung“ nach ihm nur uneigentlich zu verstehen, wie wir noch hören werden.

unserer Auffassung der räumlichen Verhältnisse eine große Rolle spiele. Hier kann nun freilich, auch wer im Prinzip ganz mit dem Autor einig ist, anders darüber denken, wieviel an dem, was wir populär unsere „Raumanschauungen" nennen, tatsächlich Sache anschaulicher Vorstellung ist — sei es ursprünglich („Empfindung"), sei es infolge wirklicher Umbildung der Empfindung durch die „Phantasie" —, und wieviel bloß Sache uneigentlicher Vorstellung und wechselnder Beurteilung. J. möchte doch die beiden ersteren Momente (sensations und imagined sensations) zu hoch angeschlagen haben. Mancher wird sich vielleicht auch an mißverständliche und weniger glückliche Ausdrucksweisen stoßen, wie wenn (S. 145 ff.) von Raum ohne Ordnung die Rede ist und öfter (S. 154, 158, 164) gesagt wird, ein Raumpunkt für sich allein habe keine Position; seine Position werde geschaffen durch die Existenz anderer Punkte, zu denen er in Beziehung stehe! Heißt dies: Die Orte seien nichts Anderes als Relationen (also Relationen ohne das Fundament absoluter Bestimmungen!)? Oder soll bloß gesagt sein, ein Punkt könne nur im Zusammenhang mit unzähligen anderen (mit einem Kontinuum) sein und vorgestellt werden; so daß mit einer absoluten örtlichen Bestimmung immer notwendig eine Vielheit solcher und somit auch örtliche Relationen gegeben sind? II, S. 171 wird die angeschaute Bewegung für eine elementare und spezifische Empfindungsqualität (a primitive form of sensibility) erklärt, die sich nicht aus dem „Sinn für Position" und dem Sinn für Zeitfolge (welche beide viel weniger fein seien, als „der Sinn für Bewegung") ableiten ließe. Aber die Argumente, die dafür angeführt werden, sind keineswegs beweisend. Die Täuschung, in der uns hier der Verfasser befangen scheint, hängt zum guten Teil mit dem Mangel an Klarheit über die wahre Natur des „Zeitsinns" zusammen. Doch wir müssen abbrechen.

Das XXI. Kapitel (Perception of reality), das ich zu den schwächsten des Buches zählen muß, will die Natur des Urteilens oder Glaubens (belief) und die Gesetze seines Entstehens untersuchen. Doch gelingt weder das eine noch das andere in irgend befriedigender Weise. Vorab muß die Beschreibung und Charakteristik des Phänomens eine schier chaotische genannt werden. II, S. 286, 87 bezeichnet J. dasselbe — unter beifälligem Hinweis auf Brentanos Opposition

gegen die bisherige Urteilslehre — als einen Bewußtseinszustand sui generis. Doch das sui generis scheint nur dem Vorstellen (conception) gegenüber gemeint. Denn anderwärts nimmt der Verfasser keinen Anstand, den Glauben bald für eine Emotion zu erklären, bald vollständig mit dem Willen zu identifizieren (320 ff.). Ja, auch daran hindert ihn obiger Ausspruch nicht, zu finden, Hume habe wesentlich das Richtige getroffen, indem er sagte: that belief in anything was simply the having the idea of it in a lively and active manner (295). Und wiederum werden sowohl Hume wie Brentano verlassen, wenn S. 287 wie als etwas Selbstverständliches und nie Angefochtenes das alte Dogma erneuert wird, daß zu jedem Urteilen oder Glauben wesentlich eine Verbindung von Vorstellungen (Subjekt und Prädikat) gehöre. Danach wird man sich nicht wundern, wenn J. auch darin ohne jedes Bedenken wieder der Tradition folgt, daß er — trotz Brentanos überzeugendem Nachweis, wie der Begriff der Existenz gleich dem der Wahrheit durch Reflexion auf das (richtige und bejahende) Urteil entstehe — ihn umgekehrt und vermöge eines offenkundigen Hysteron-proteron zur Definition jenes Phänomens verwendet. Sieht man zu, was denn nach unserem Autor der Gehalt des viel mißhandelten Begriffes sein soll, so bemerkt man sofort, daß er ihn mit dem ganz anderen Begriffe des Realen verwechselt.[1]) Reality und existence bedeutet ihm völlig permiscue bald das Existierende (d. h. richtig verstanden: alles, was mit Recht anerkannt wird, im Gegensatz zum Falschen), bald das Reale (d. h. das Sachhaltige im Gegensatz zu etwas, was ein bloßer Mangel, eine bloße Möglichkeit, ein bloß Vorgestelltes usw. ist). Die Folge davon ist sofort, daß er den Umstand, ob das mit Recht Anerkennbare ein Reales oder Nichtreales (z. B. ein Pferd oder ein bloß vorgestelltes Pferd) ist, und die Unterschiede des Realen untereinander als Differenzen in der Weise der Existenz faßt. Doch dies hat er mit vielen gemein. Aber etwas Anderes ist ihm eigentümlich: er vermengt die Begriffe real und existierend nicht bloß untereinander, sondern auch noch mit einem Dritten und Vierten. Nennt er doch real

---

[1]) Vgl. über beide Begriffe Brentano, „Vom Ursprung sittlicher Erkenntnis", S. 64, und meinen II. Artikel „Über subjektlose Sätze usw." in der Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie VIII, S. 169 ff. (wieder abgedruckt im zweiten Bande dieser „Gesammelten Schriften").

und existierend auch alles, was tatsächlich — wenn auch ganz unberechtigt — von irgend jemand anerkannt wird, so lange es Gegenstand des Fürwahrhaltens oder (was dasselbe sein soll) der Aufmerksamkeit ist; ja — denn das soll nach J. abermals identisch sein — alles, was tatsächlich jemandes Interesse erregt, so lange es dies tut. Dadurch bekommt er neue und schließlich unzählige „Weisen der Existenz". Es gibt nämlich, wie sich herausstellt, nach ihm vor allem so viele Welten, each with its own special and separate style of existence, als man vom deskriptiven und genetischen Gesichtspunkte allgemeinere und speziellere, ja speziellste und nur in Einem Individuum verwirklichte Klassen des Glaubens und Wahns und des Geglaubten und Gewähnten unterscheiden kann; von den „Welten" der idola tribus und denjenigen eines ganzen Zeiten und Völkern gemeinsamen religiösen Glaubens angefangen bis zu den unzähligen Welten der individuellen Meinungen und des Irrsinns. Alles ist „real", nur jedes after his own fashion. Das Interesse, das J. mit dem Glauben identifiziert, trägt dann mit all seinen Differenzen (ästhetisches, praktisches usw.) überdies zur Vermehrung der „Existenzweisen" bei. Und indem der Verfasser beim Interesse mit Recht, bei der Überzeugung mit weniger Berechtigung etwas wie Intensitätsgrade unterscheidet, kommt er dazu, auch noch allen Ernstes von einem Unterschied zwischen mehr und weniger „real" oder existierend zu sprechen. Ein Anfänger muß diesem Knäuel von Äquivokationen und dem damit verbundenen, alle Begriffe verwirrenden Subjektivismus völlig ratlos gegenüberstehen. Daß auf Grund einer so unexakten Beschreibung des Urteils die Untersuchung der genetischen Gesetze nicht befriedigend ausfallen kann, ist selbstverständlich. Es stände wahrlich schlimm um den endlichen Sieg der Wahrheit, auf den wir alle hoffen, wenn alles zuträfe, was J. über die Genesis unserer Überzeugungen lehrt. Aber zum Glück ist eben Glauben und Interesse und Mißachten und Nichtglauben doch nicht, wie er meint, ein und dasselbe.

Das XXII. Kapitel handelt vom Schließen (Reasoning) und vom Unterschied zwischen menschlichem und tierischem Verstand. Wenn J. die Wurzel dieses Unterschieds in der Unvollkommenheit sucht, womit die Tiere nach Ähnlichkeit assoziieren, so fragt sich, ob nicht eben dieses Faktum psychologisch noch einer weiteren Analyse bedürftig und fähig

ist.[1]) Das kurze XXIII. Kapitel, über die Erzeugung der Bewegungen, ist fast ganz physiologisch. Reichhaltig an eigenen und fremden Beobachtungen ist das XXIV. Kapitel über die Instinkte. Ebenso das XXV. Kapitel über die Emotionen, das sich vornehmlich mit den die Gemütsbewegungen begleitenden körperlichen Veränderungen und Ausdrucksbewegungen beschäftigt. Nach J. ist nämlich, was man sich gewöhnlich unter Emotion denkt, in den meisten Fällen eine Fiktion. Richtige Beobachtungen ins Ungebührliche überspannend, lehrt er, vom Zorn, von der Furcht, dem Staunen, und überhaupt von den meisten Emotionen bleibe nach Abzug der Empfindungen und Lust- und Unlustgefühle, welche die bezügliche körperliche Alteration begleiten, nichts übrig außer einem kalten, farblosen und neutralen intellektuellen Zustand. „Die körperlichen Veränderungen folgen direkt auf die Wahrnehmung der uns erregenden Lage, und das Innewerden (feeling) dieser Veränderungen ist die Emotion", II, S. 449. Den Ursprung der sogenannten Ausdrucksbewegungen behandelt der Verfasser, indem er Darwin zu ergänzen sucht. Dieser soll ein Prinzip, welches J. dasjenige „einer ähnlichen Reaktionsweise gegenüber analogen Reizen" nennen möchte, nicht genügend beachtet haben. Die vom Verfasser dafür angeführten Beispiele sind aber in Wahrheit nichts anderes als Fälle des Darwinschen „Prinzips zweckmäßiger assoziierter Gewohnheiten", und es ist ein allgemeiner Zug der Gewohnheit, daß sie nicht bloß unter gleichen, sondern auch unter bloß ähnlichen und analogen Umständen wirksam ist.[2]) Dagegen hat Darwin übersehen, daß manche unserer Ausdrucksbewegungen auf einer Analogie der Gebärde zu dem, was durch sie ausgedrückt wird, beruhen, wie z. B. das Kopfnicken auf einer Analogie zwischen der körperlichen Hinwendung zu etwas und dem seelischen Verhalten des Beistimmenden, der (wie auch die Sprache metaphorisch sagt) sich zu der Ansicht „hinneigt". Diese eigentümliche Quelle von Ausdrucksbewegungen verkennt aber auch J., und doch wäre sie mit mehr Recht als ein neues

---

[1]) Vgl. darüber unseren VI. Artikel „Über Sprachreflex, Nativismus und absichtliche Sprachbildung" in der Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie XIV, S. 74 ff. (wieder abgedruckt im I. Bande dieser „Gesammelten Schriften").

[2]) Vgl. unseren VII. Artikel „Über Sprachreflex usw.", Vierteljahrsschrift usw. XIV, S. 456 ff. (wieder abgedruckt im I. Bande dieser „Gesammelten Schriften").

Prinzip der „Analogie“ oder des „symbolischen“ Ausdrucks zu Darwins Prinzipien hinzuzufügen.[1])

Das XXVI. Kapitel, vom Willen, enthält u. a. eine eingehende Erörterung der Streitfrage um die Existenz der sogenannten Innervationsempfindungen und entscheidet sich gegen dieselbe. Was die Erörterung der Natur und wesentlichen Momente des Willensphänomens betrifft, so kann ich nicht verhehlen, daß sie mir an analogen Mängeln zu leiden scheint, wie die Charakteristik des Glaubens oder Urteils. Sie verwechselt die fragliche Erscheinung mit anderem, was als Bedingung oder Folge damit zusammenhängt, und enthält neben Äquivokationen schwer oder ganz unvereinbare Angaben. Vor allem vermengt J. (ähnlich wie Wundt)[2]) beständig Wille und Willenshandlung, was beides bei ihm will und volition heißt, und faßt überdies, wo er vom Verhältnis des Willens zu dem Gedanken (idea, thought) spricht, den letzteren Ausdruck konfus bald im Sinne des Gedachten, bald im Sinne des Denkens. Nur so kann ich es einigermaßen verstehen, wenn er aufs ausdrücklichste will oder volition mit der Aufmerksamkeit identifiziert (II, S. 561, 562, 564, 571 u. ö.; I, S. 447: volition is nothing but attention); nur so, wenn er erklärt, dasjenige, dem sich der Wille zuwende, sei stets eine Vorstellung und das Wesen des Wollens wie der Aufmerksamkeit bestehe darin, daß der Geist eine Vorstellung, die sonst entschlüpfen würde, festhalte und sich mit ihr erfülle (II, S. 559 ff., 564, 567).[3]) Damit kann — wir sagten ähnlich schon Wundt gegenüber — vernünftigerweise bloß gemeint sein, daß auch der äußeren Willenshandlung stets eine innere, auf ein Vorstellen gerichtete, vorausgehen müsse. Und wenn J. dann doch anderwärts (S. 568) selbst bemerkt, manchmal müsse zur „Aufmerksamkeit“, obschon sie das Erste und Fundamentale beim „Wollen“ sei, noch „die ausdrückliche Billigung der Wirklichkeit dessen hinzukommen, worauf die Aufmerksamkeit gerichtet“ sei, so scheint mir vielmehr, daß, wo das zu Verwirklichende eben nicht ein bloßes Vorstellen, sondern etwas Anderes, z. B. eine äußere Bewegung ist, jene von der „Aufmerksamkeit“ (d. h. nach J.: dem

---

[1]) Vgl. darüber meinen „Ursprung der Sprache“ 1875, S. 93 ff.

[2]) Vgl. darüber unseren III. und IV. Artikel „Über Sprachreflex usw.“ a. a. O. X, S. 357—364 und XIII, S. 195—220 (wieder abgedruckt im I. Bande dieser „Gesammelten Schriften“).

[3]) The point, to which the will is directly applied, is always an idea.

Festhalten der Vorstellung) verschiedene „Billigung" tatsächlich jedesmal vorhanden sein müsse, damit man in Wahrheit nicht bloß von einer inneren, sondern auch von einer äußeren Willenshandlung und einem auf etwas Äußeres gerichteten Wollen sprechen könne.[1]) Daß der Wille oder jene Billigung (consent) auch dann auf ein Vorgestelltes gerichtet und in diesem Sinne Wollen immer eine relation between the mind and its ideas sei, wird außer Schopenhauer niemand leugnen. — Nach dem Gesagten wird man sich nicht wundern, daß ich auch damit nicht einverstanden bin, wenn J. in bezug auf unsere (äußeren) Handlungen zwei Fälle unterscheidet, nämlich den, wo einer Bewegung bloß die Vorstellung der Folgen, welche dieselbe für unser Empfinden haben wird, vorausgehe, und andere Fälle, wo hierzu noch ein anderes psychisches Antezedens hinzutrete in der Form eines Fiat, eines Befehls, einer Entschließung, Billigung (consense), und wenn er doch beide Arten von Vorgängen für Willenshandlungen, ja die erste, die ideomotorische, Aktion sogar als den eigentlichen Typus des „Willensprozesses" bezeichnet (S. 522). Meines Erachtens sind diese Aktionen, wo die Vorstellung der Bewegung ihr einziges psychisches Antezedens bildet, keine Willenshandlungen. Zum Wesen der Willenshandlung gehört immer und überall jenes Fiat, das Moment der Billigung (the element of consent);[2]) nur braucht ihm nicht Überlegung und zauderndes Schwanken vorauszugehen, wie manche Stellen bei James (z. B. S. 522, 528 ff.) zu sagen scheinen. Das hieße, Wollen mit überlegtem Wählen verwechseln. — Den Schluß des Kapitels bilden die Abschnitte über die Freiheit und die Erziehung des Willens. In ersterer Beziehung bekennt sich J. als Anhänger des Indeterminismus; doch aus ethischen Gründen, von denen der Psychologe ein Recht habe abzusehen und ihrer ungeachtet für seine wissenschaftlichen Zwecke den Determinismus zu postulieren. (Die ethischen Überzeugungen J.'s sind also wohl nicht auf Einsicht gegründet? Oder kann Einsicht der Einsicht

[1]) Ich verstehe aber selbst von J.'s Standpunkte nicht, wie es mit seinem obigen Zugeständnisse zu vereinigen ist, wenn er anderwärts (z. B. II, S. 571) Aufmerksamkeit und Billigung (consent) geradezu identifiziert.

[2]) So sagt der Verf. selbst ganz richtig S. 501 (The fiat, the element of consent ... constitutes the essence of the voluntariness of the act). Und ich begreife schlechterdings nicht, wie er wenige Zeilen darauf doch wieder behaupten kann, nur in einigen Fällen, nicht immer, brauche dieses Fiat unseren Willenshandlungen (voluntary acts) vorauszugehen.

widerstreiten?) Das XXVII. Kapitel gibt eine treffliche und von besonnener Kritik getragene Übersicht über die Erscheinungen und Theorien des Hypnotismus. Das XXVIII. Kapitel (Die notwendigen Wahrheiten und die Wirkungen der Erfahrung) bringt mehr zur Sprache, als der Titel vermuten läßt, nämlich außer dem, was man erwarten würde, auch das ganze Gebiet der sogenannten Psychogenesis, in bezug auf welches J. aber mit Recht noch mehr des Dunkels als des Lichtes gewahren will.

II.

Schon dieser Überblick über J.'s Werk hat den Leser erkennen lassen, daß zwar darin fast alle Fragen, denen sich heute der Psychologe zuwenden kann, irgendwie zur Behandlung kommen, aber nicht alle mit gleicher Sorgfalt und mit gleichem Erfolg. Und sofern dieser Umstand, der natürlich den eigentümlichen Charakter und Wert des Buches mitbestimmt, aus gewissen Grundanschauungen des Verfassers über die Aufgaben und Methoden der Psychologie und speziell auch über die Möglichkeit und Grenzen psychologischer Analyse fließt, können wir nicht umhin, darauf noch eigens einen Blick zu werfen.

1. Was die Aufgabe der psychologischen Forschung betrifft, so ruht nach der Meinung von J. das Hauptgewicht auf der Erforschung der genetischen Gesetze.[1]) Die Beschreibung und Klassifikation bildet eine niedere Stufe der Untersuchung und hat zurückzutreten, sobald genetische Fragen formuliert sind. Lange habe die deskriptive Arbeit die Hauptbeschäftigung der Psychologen gebildet; heute aber sei reichlich die Zeit gekommen zum Aufsteigen auf jene höhere Stufe, und J. begrüßt es, daß dementsprechend auch in der Methode der Forschung ein Umschwung nach der experimentellen und physiologischen Seite eingetreten sei. Man sehe heute, namentlich in Deutschland, eine Schar von Arbeitern mit Chronograph und Pendel an die Stelle der früheren treten, welche bloß mit den stumpfen Waffen der inneren Beobachtung dem schwierigen Gegenstand beikommen wollten, und diejenige Psychologie, der die Zukunft gehöre, gehe auch ernstlich ans Studium der Gehirnphysiologie.

---

[1]) Ich verstehe unter diesem kurzen Ausdruck im folgenden immer die Gesetze der Aufeinanderfolge und Verursachung unserer Bewußtseinszustände; nicht etwa, was man im Zusammenhang mit der Evolutionsphilosophie Psychogenesis genannt hat.

Demgegenüber wollen wir nun weder bestreiten, daß die Forschung nach den genetischen Gesetzen die höhere Stufe und ihre Kenntnis das wünschenswerteste Ziel der Psychologie sei, noch daß diese Gesetze in letzter Instanz psychophysische sein müssen. Allein wir sind der Meinung, daß es heute noch verfrüht wäre, durchgängig dieses höchste Ziel anzustreben. Ehe der Psychologe durchweg direkt auf die Erforschung der kausalen Zusammenhänge, und insbesondere der exakten Grundgesetze des psychischen Geschehens, losgehen kann, sind noch wichtige Vorarbeiten zu erledigen. Vor allem möchte für die Erreichung der letztgenannten, im strengsten Sinne wissenschaftlichen, Stufe psychologischer Einsicht der Stand der Gehirnphysiologie noch keineswegs reif sein. Wie unexakt und vorläufig darum auch die durch bloße psychologische Beobachtung gefundenen empirischen Gesetze des Verlaufs unserer Bewußtseinsvorgänge sein mögen, so dürften die Regeln gesunder Methode doch den Tausch nicht rechtfertigen, den derjenige einginge, der auf das, was wir von solchen empirischen Generalisationen besitzen und auf analogem Wege noch ferner zu gewinnen hoffen können, verzichten wollte zugunsten jener luftigen Hypothesen, wie sie heute noch vielfach — in Ermangelung sicherer Kenntnisse — für eine Theorie spezieller und speziellster Zusammenhänge von Psychischem und Physiologischem ausgeboten werden. Aber nicht bloß, daß unsere wirkliche Einsicht in den höchsten Zweigen der Physiologie noch recht mangelhaft ist, hindert die exakte Ergründung der genetischen psychischen Gesetze. Es bedarf dazu noch einer anderen Vorbereitung, nämlich einer exakten beschreibenden Analyse der Tatsachen des Bewußtseins. J. spricht gelegentlich von einer mikroskopischen Psychologie, die heute in Bildung begriffen sei. Ich adoptiere diesen Ausdruck, wenn ich ihn auch etwas anders deute. Wir bedürfen in der Tat mikroskopischer Arbeit auf dem Gebiete der Psychologie, aber vor allem noch in deskriptiver Beziehung. Eine mikroskopische Analyse des Bewußtseins tut not, eine lückenlose Angabe seiner einfachsten Elemente und ihrer elementaren Verbindungsweisen. Wo die Grenzen solcher genauen Beschreibung liegen, da liegen für uns auch die Grenzen strenger psychologischer Forschung überhaupt. Demgemäß kann ich es gar nicht billigen, wenn J. gelegentlich (II, S. 454) von den klassifikatorischen und deskriptiven Untersuchungen als von

einer oberflächlichen Stufe der Forschung spricht, der die genetische als tiefergehende gegenüberstände. Nur exakte und in diesem Sinne tiefdringende Analyse und Charakteristik der Erscheinungen kann die Grundlage einer exakten und fruchtbaren Formulierung genetischer Fragen werden. Und man würde sehr irren, wenn man glaubte, daß solche deskriptive Arbeit schon genügend getan sei. Manches, was in dieser Richtung Klärendes von einzelnen geboten wurde, ist noch nicht hinreichend gewürdigt und allgemein anerkannt; vieles Andere aber harrt auch erst der Aufhellung und exakten Erledigung. Und in den Dienst dieser mikroskopischen Arbeit müssen meines Erachtens heute auch das Experiment und die Messung noch vorwiegend gestellt werden, wo immer dergleichen möglich ist. Damit ist schon gesagt, daß wir die Förderung keineswegs verkennen, welche die Aufgabe der Beschreibung ihrerseits von den genetischen psychologischen Kenntnissen (die ja allein eine experimentelle Beherrschung der Erscheinungen möglich machen) erfahren kann. Aber im großen und ganzen muß doch die Beschreibung das Frühere sein; die genetische Untersuchung kann nicht methodisch und exakt werden, ehe man sich deskriptiv klar ist, was man vor sich hat, und ob es — so, wie es erscheint und erfahren wird — einfach oder zusammengesetzt und mit anderem bereits Bekanntem gleichartig oder ungleichartig ist.

Der theoretische Irrtum des Verfassers über das, was heute der psychologischen Forschung nottut, hat natürlich auch praktische Folgen für sein Werk geäußert. Auf Schritt und Tritt begegnen wir einer gewissen Vernachlässigung des deskriptiven Elementes und der Resultate der inneren Beobachtung gegenüber genetischen und insbesondere physiologischen Erörterungen. Dies tritt schon in der Berücksichtigung und Wertschätzung der Literatur zutage. Von den wirklichen oder vermeintlichen Beiträgen zur sogenannten physiologischen Psychologie sind wenige von J. unberücksichtigt geblieben, und auch manche flüchtige und unmethodische Erzeugnisse dieser Gattung begegnen einer ernsten Diskussion und einem Respekt, den sie nicht verdienen. Dagegen sind Forschungen älterer und neuerer Zeit, die weder durch stattliche Zahlenreihen noch durch „angenehme Holzschnitte“ imponieren (und dies einfach darum, weil sie sich mit Fragen beschäftigen, die keine experimentelle Behandlung zulassen, oder mit solchen, wo der Stand der Dinge es noch ver-

bietet, eine physiologische Ergründung der Tatsachen anzustreben) vom Verfasser nicht ebenso eingehend gewürdigt und benutzt worden. Aristoteles finde ich gar nicht beachtet, und Locke, D. Hume, die beiden Mill u. a. erfahren eine Kritik, die zuweilen wohl schärfer im Ausdruck als gerecht in der Sache ist.

Analog wie mit der Berücksichtigung der Resultate fremder Arbeit, so ist es aber auch mit J.'s eigenen Beiträgen zur Forschung. Mehr als einmal scheint er mir verfrüht auf die Frage nach den physiologischen Substraten gewisser psychischer Vorgänge sich einzulassen, so namentlich bezüglich des „Zeitsinnes", bezüglich der allgemeinen Begriffe und Relationsgedanken, bezüglich der sogenannten Phantasievorstellungen im Verhältnis zu den Empfindungen und wiederum der „Wahrnehmungen" im Verhältnis zu beiden. (Vgl. Kap. IX, XII, XV, XVIII, XIX.) Wäre auch von physiologischer Seite kein Hindernis mehr zu einer gründlichen Behandlung dieser Probleme, so bestände doch — bei J. wenigstens — ein solches von psychologischer Seite. Denn seine deskriptiven Angaben über die Natur und das gegenseitige Verhältnis jener psychischen Erscheinungen können vor der Kritik keineswegs bestehen. (Wir kommen darauf zurück.) Je nach der Lösung dieser Aufgabe aber wird schon die Fragestellung im genetischen Teil der Untersuchung ganz verschieden ausfallen. Und so wäre wohl die Mühe einstweilen besser noch auf eine exakte Erledigung jener beschreibenden Arbeit verwendet gewesen.

Aber nicht bloß hier, sondern auch sonst vielfach scheint mir der Verfasser die Beschreibung zu nebensächlich und zu wenig gründlich zu behandeln. Öfter, und selbst in den wichtigsten Punkten sind seine deskriptiven Angaben unter sich nicht in Harmonie oder wenigstens, infolge ungewöhnlicher Sorglosigkeit hinsichtlich der Terminologie und allzugroßer Vorliebe für Bilder und Vergleiche, unklar und verschwommen. Dazu kommt, daß nicht selten genetische Gesichtspunkte in störender Weise mit den deskriptiven vermengt und kausale Beziehungen der Bewußtseinszustände zu ihren Ursachen und Folgen (seien diese nun psychologisch oder physiologisch) mit inneren Merkmalen derselben verwechselt werden. Gelegentlich sehen wir wirkliche oder hypothetische Eigentümlichkeiten des physiologischen Substrats der psychischen Vorgänge ohne genügende Berechtigung auf letztere übertragen, oder wenigstens ihre Angabe als Surrogat

für eine exakte psychologische Analyse und Charakteristik dargeboten und letztere darüber versäumt oder vorzeitig fallen gelassen. In anderen Fällen neigt der Verf. dazu, wichtige Unterschiede, die die innere Erfahrung an den Bewußtseinszuständen zeigt, zu verwischen und zu übersehen, weil unsere mangelhafte Kenntnis der Gehirnvorgänge heute auch nicht einmal hypothetisch gestattet, jeder Verschiedenheit im Psychischen eine korrespondierende im Physiologischen gegenüberzustellen. In beiden Fällen sind durch verfehlte Verwendung von genetischen Kenntnissen oder (was öfter der Fall ist) Hypothesen für die Beantwortung deskriptiver Fragen die Resultate der inneren Beobachtung getrübt. Und dies ist der schlechteste Dienst, den man einer einstigen, allseitig exakten und durchgreifenden „physiologischen Psychologie" leisten kann.

Beispiele für diese Mangelhaftigkeit der Beschreibung bei J. ergaben sich zum Teil schon im Referat. Ausdrücklich sei nur noch auf wenige Züge hingewiesen, die seine Sorglosigkeit in diesem Punkte illustrieren.

a) Für jeden, dem es darum zu tun ist, feste Linien zu gewinnen für die Orientierung in dem bunten Gewebe unseres psychischen Lebens, scheint es mir ein unentbehrliches Geschäft, vor allem eine klare Scheidung der Grundklassen psychischer Tätigkeit vorzunehmen, d. h. darüber ins Reine zu kommen, wie viele fundamental verschiedene Weisen des Verhaltens der Seele zum mentalen Objekt*) die innere Erfahrung zeige. Bei J. finde ich diese Frage weder klar formuliert (sie wird, wie wir schon im Referate andeuteten, mit ganz anderen vermengt), noch befriedigend gelöst. Die Antwort bleibt dunkel und in schwer oder gar nicht vereinbaren Angaben befangen. Von speziellen psychischen Zuständen treffen wir vor allem folgende Klassennamen: Sensationen, Phantasiebilder (images), thoughts, knowledges, cognisances, Anerkennen, Leugnen, Interesse, Verlangen, Wunsch, Wille, Lust und Schmerz, Emotionen der Furcht, des Schreckens, Zornes usw. Wenn wir einer Äußerung I, S. 216 vertrauen dürfen, so würde aber J. in all diesen Phänomenen nur zwei grundverschiedene Weisen der intentionalen Beziehung erblicken. Sie wären nämlich teils cognitive, teils emotional

*) Das Wort „mentalen" müßte auf dem späteren Standpunkte, den Marty in den „Untersuchungen" (I, §§ 89 ff.) einnimmt, natürlich wegfallen; vgl. oben S. 34 und S. 110 f. Anm. [E.]

relations oder — wie sofort auch gesagt wird — teils ein knowing, teils ein welcoming und rejecting. Allein man vermißt eine irgendwie eingehendere Begründung dieser Behauptung und wird nicht ins Klare gesetzt über die Zuordnung der spezielleren Erscheinungen zu diesen zwei Grundklassen. Es erhebt sich vor allem die Frage, was wir uns dabei unter emotionell zu denken haben. Im XXV. Kapitel, das ausdrücklich von den „Emotionen“ handelt, lehrt J., bei den meisten dieser Vorgänge lasse sich schlechterdings kein anderes Bewußtseinselement konstatieren, als einerseits die Perzeption der erregenden Lage — was aber, für sich betrachtet, ein kalter „Erkenntnis-Zustand“ ohne jede emotionelle Wärme sei — und andererseits das von Lust oder Schmerz begleitete Innewerden (feeling) der körperlichen Resonanz, d. h. der mannigfachen physischen Alterationen, welche (nach des Verfassers Meinung unmittelbar) von jener Perzeption in uns hervorgerufen werden. So soll es sich ganz zweifellos bei allen sogenannten gröberen Emotionen wie Furcht, Schrecken, Zorn usw. verhalten. Aber genau besehen auch bei den meisten feineren. Zu diesen rechnet J. nämlich die ästhetischen, moralischen und intellektuellen Freuden und Leiden, und nur bei den ästhetischen Emotionen will er primäre Lust- und Unlustgefühle als einen Bestandteil des psychischen Zustandes zugeben. Bei den ethischen und logischen spielen nach seiner Meinung wieder jene Reflexgefühle die größte Rolle, so daß, wenn sie hinwegfielen, nur ein neutraler intellektueller Zustand übrig bliebe, der nicht wahrhaft den Namen einer Emotion verdiente. Auch bei jenen ästhetischen Gefühlen aber — das wird ausdrücklich betont — sei das Vergnügen stets an Sinnesqualitäten (Farben, Töne u. dgl.) geknüpft. Und so erscheint denn danach ausgemacht, daß nach J. das spezifisch emotionelle Element eines psychischen Zustands, dasjenige, wodurch er sich fundamental von einem bloß „erkennenden“ unterscheidet, stets und in allen Fällen in einem sinnlichen Lust- oder Unlustgefühl bestehe. Aber wie? wenn er nun auch das Urteilen oder Glauben für eine Emotion erklärt? Unmöglich kann man es doch der Lust oder Unlust an Sinnesqualitäten, weder einer primär noch sekundär entstandenen, gleichsetzen. Und dieselbe Schwierigkeit erhebt sich bezüglich des Willens, der nach J. ebenfalls zu den emotionellen Zuständen gehören soll, was schon daraus hervorgeht, daß er ihn aufs ausdrücklichste mit dem Glauben identifiziert (II, S. 321).

Ich weiß demgegenüber keinen Ausweg als etwa die Annahme, daß J. den Ausdruck Emotion oder emotionell, ohne sich klar darüber zu sein — jedenfalls ohne es deutlich zu sagen — in einem engeren und weiteren Sinne gebrauche. Im engeren Sinne würde der Name nur die sinnlichen Lust- und Unlustgefühle umfassen; im weiteren dagegen wäre er allgemeinere Bezeichnung für eine Grundklasse psychischen Verhaltens (welcome und reject), die neben jenen Gefühlen auch noch das Phänomen der „Billigung" (consent) umschlösse, welches J. gemeinsam im Glauben und Wollen erkennen will, und das ja keineswegs eine Lust (oder Unlust) an Sinnesqualitäten ist. Lust an Sinnesqualitäten und der Wille samt dem Glauben wären zwar beide ein welcome; aber mit verschiedenem Objekt und anders geartetem Ton. Nur diese Unterscheidung macht es, so scheint mir, irgendwie begreiflich, wie J. Glauben und Wollen zu den Emotionen rechnen und über die letzteren doch so sprechen kann, wie er es im XXV. Kapitel tut. Allein ob ich damit seine Gedanken errate? Wenn nämlich jene Unterscheidung wirklich die seinige ist, dann ist schwer begreiflich, wie er mit so viel Zuversicht behaupten kann, bei den Affekten der Furcht, Hoffnung usw. sei schlechterdings kein Element im Bewußtsein außer der kalten und neutralen Perzeption der anregenden Lage und den die körperliche Resonanz begleitenden Empfindungen und Gefühlen. Man fragt sich: wenn wir im Wollen und Glauben ein welcome vor uns haben sollen, das in Objekt uud Ton von aller Lust und Unlust wohl unterschieden und nur im allgemeinen in der Weise der Beziehung zum Objekt mit ihnen verwandt ist, ist es dann etwas so Unerhörtes und der Erfahrung Zuwiderlaufendes, anzunehmen, daß auch bei Furcht, Hoffnung und anderen „Emotionen" besondere Formen jenes welcome und reject vorliegen, die nicht mit den für jene Zustände charakteristischen Reflexgefühlen identisch, vielmehr nur fundamental damit verwandt sind, im übrigen aber von ihnen, und unter sich und vom Willen durch spezielle Besonderheiten abweichen? Und so bleibt hier in jedem Fall Dunkel und Befremden bei J.'s Angaben zurück. Doch nicht genug! Auch ein anderer Punkt ist jedenfalls unklar, ja widerspruchsvoll. II, S. 471 wird dasjenige, was bei den meisten Emotionen übrig bleibe, wenn man die Folgen der körperlichen Erregung für das sinnliche Gefühl in Abzug bringe, ein judicial state genannt, dem der wahrhaft

emotionelle Charakter fehle. Er sei einzureihen unter die awarenesses of truth und sei somit ein cognitive act. Wie sollen wir dies damit vereinigen, daß eben das Urteilen oder Glauben von J. für ein emotionelles Verhalten erklärt wurde? Sind die judicial states keine Urteile, obschon sie awarenesses of truth sind? Ferner: auch die cognisances, zu deren Charakter es gehöre, wahr oder falsch zu sein, rechnet J. zu den cognitive states, die er den Emotionen entgegensetzt. Soll es also psychische Zustände geben, denen es eigentümlich ist, wahr oder falsch zu sein, die aber keine Urteile sind?[1]) Und soll auf der anderen Seite, was J. belief nennt und zu den Emotionen rechnet, ein Urteil sein, aber weder wahr noch falsch und keine awareness of truth? Und wie kann bei alledem der Verfasser II, S. 286 ff. so sprechen, als ob er mit Brentanos Opposition gegen die bisherige Urteilslehre ganz eins wäre, bis auf eine Abweichung im Ausdruck, indem er nämlich das, was Brentano Urteil (judgment) nennt, lieber belief heißen wolle? Brentano hat seinerseits nicht den geringsten Zweifel darüber gelassen, daß er unter Urteil diejenigen psychischen Zustände versteht, denen es eigentümlich zukommt, wahr und falsch zu sein, und die awarenesses of truth sein können. Daß diese Phänomene fundamental vom bloßen Vorstellen verschieden seien, ist seine Meinung und Gegenstand seiner ausführlichen Begründung. J. dagegen will ja, so scheint es, eben diese von Brentano Urteil genannten Vorgänge mit dem Vorstellen in eine Klasse (cognitive states oder knowing) zusammenwerfen, und was er belief nennt, ist nicht das, was Brentano und ziemlich alle Welt Urteil nennt, sondern es sind gewisse emotionelle Folgen des Urteils. Doch es ist nutzlos, weiter über die eigentliche Meinung des Verfassers zu raten und zu grübeln, wo alles in solcher Unklarheit geblieben ist.[2])

---

[1]) I, S. 217 wird know eigens vom bloßen think unterschieden, und die Unterscheidung scheint schlechterdings keinen anderen Sinn haben zu können als den, daß think das bloße Vorstellen (conception), know dagegen ein Urteilen (speziell ein Erkennen) bedeute. Aber eben know wird doch S. 216 dem emotionellen Verhalten als fundamentaler Gegensatz gegenübergestellt!

[2]) Vorhin hörten wir Äußerungen von J., woraus man schließen mußte, er halte den Zustand der cognisance nicht für ein Glauben (belief). Allein II, S. 283 heißt es gleichwohl: Belief is ... the mental state or function of cognising reality. Ferner: I, S. 300 werden assenting und negating ausdrücklich zum „aktiven Selbst", d. h. (wie kurz zuvor, S. 297, gesagt war) zu demjenigen Gebiete psychischen Verhaltens gerechnet, welches ein welcome

Sachlich ist gewiß zu sagen, daß wenn J. das Glauben für eine emotionelle Erscheinung (im weiteren Sinne), ja für wesentlich identisch mit dem Willen hält, er eine bloße Analogie für Identität nimmt, indem ihm consent in dem Sinne wie beim zustimmenden Urteil und in dem Sinne wie bei der Hinneigung des Interesses und Willens zu etwas, davon die Rede ist, als dieselbe Weise des Bewußtseins erscheint. Die übliche Äquivokation der Sprache, die nicht bloß bei dem ebengenannten Worte, sondern auch bei den Ausdrücken affirm, adopt, welcome, reject u. a. besteht, trug zur Verwechslung bei. Als weiterer Anlaß zur Täuschung kam hinzu, daß Glaube und Wille (samt den übrigen Formen des Interesses überhaupt) kausal innig verknüpft sind, J. aber, hier wie auch sonst noch, deskriptive und genetische Gesichtspunkte konfus ineinander fließen läßt. Gemütsbewegungen und Wille sind oft Motiv des Glaubens; umgekehrt sind viele Formen des Interesses auf Urteile gegründet, so insbesondere der Wille (der

---

und reject sei, somit (nach S. 216) zum emotionellen Verhalten. Allein II, S. 629 führt der Verfasser unter den elementaren psychischen Kategorien als eine besondere und von den Emotionen unterschiedene Kategorie: die bejahenden und verneinenden Urteile (judgments: affirming, denying) auf. Sind also assenting und affirming, negating und denying nach J. etwas wesentlich, ja fundamental Verschiedenes? Das Eine eine Emotion, das Andere nicht? — Ähnlich widerstreitende Angaben begegnen uns bezüglich des Verhältnisses von Glaube und Wille. II, S. 320 sind beide aufs ausdrücklichste für identisch, für dieselbe Weise des Bewußtseins erklärt. Da lesen wir z. B.: Der Unterschied der Objekte des Willens und Glaubens sei völlig irrelevant, was das Verhalten des Bewußtseins zu ihnen anbelange. All that the mind does, is in both cases the same; it looks at the object and consents to its existence, espouses it, says „it shall be my reality". It turns to it, in short, in the interested, emotional way ... Will and Belief, in short, meaning a certain relation between objects and the Self, are two Names for one and the same psychological phenomenon... The causes and conditions of the peculiar relation must be the same in both. The free-will question arises as regards belief. If our wills are indeterminate, so must our beliefs be, etc. Doch II, S. 568 hören wir wieder etwas ganz anderes: When an idea stings us in a certain way ... we believe that it is a reality. When it stings us in another way, makes another connection with our Self, we say, let it be a reality. To the word „is" and to the words „let it be" there correspond peculiar attitudes of consciousness which it is vain to seek to explain. The indicative and the imperative moods are as much ultimate categories of thinking as they are of grammar. Wer würde danach nicht mit aller Zuversicht schließen, J. halte Glaube und Wille für fundamental verschiedene letzte Kategorien des Bewußtseins? — also das strikte Gegenteil von dem, was wir früher hörten?

ja auf die Verwirklichung von etwas gerichtet ist) auf die Überzeugung, daß sein Gegenstand als Folge des Willens eintritt und so durch unser Belieben verwirklicht werden kann. Und sogar davon kann ich J. nicht freisprechen, direkt diese Richtung des Willens auf die Verwirklichung von etwas verwechselt zu haben mit der ganz anderen Beziehung des Glaubens zur Existenz von etwas, indem er hier und dort diesen zweiten Terminus reality nennt und beides als wesentlich dasselbe Verhalten zu ihm ansieht. (Vgl. II, S. 320.) Doch genug von der fundamentalen Einteilung der Bewußtseinszustände bei James.

b) Kein günstigeres Urteil über seine Art zu beschreiben erweckt aber auch eine speziellere Klassifikation, die ihm ganz eigentümlich ist, und mittelst deren er gar manches Problem lösen will. Wir meinen seine Scheidung der seelischen Phänomene in substantive und transitive states, die er im IX. Kapitel in Zusammenhang mit der Lehre von der Kontinuität des Bewußtseins aufstellt. Der Strom unseres psychischen Lebens — damit leitet J. (I, S. 243) diese Unterscheidung ein — zeige in unverkennbarer Weise einen Wechsel verschieden gearteter Zustände, ähnlich dem Leben eines Vogels, das sich aus Flugperioden (places of flight) und Ruhezeiten (perchings, resting places) zusammensetze. Die Ruheplätze in unserem bewußten Leben (er nennt sie auch lingering consciousnesses, substantive states oder parts of consciousness) seien gewöhnlich ausgefüllt durch sinnliche Bilder (sensorial imaginations) irgendwelcher Art, deren Eigentümlichkeit darin bestehe, daß sie eine beliebige Zeit dem Bewußtsein gegenwärtig erhalten und betrachtet werden können, und die Erreichung solcher Zustände — welche sich in der Gliederung der Rede durch den Schluß eines Satzes oder einer Periode kundgebe — bilde einen provisorischen oder definitiven Zweck unseres Denkens, den Abschluß eines theoretischen oder praktischen Gedankenganges. Die Flugstrecken dagegen (swift und internodal consciousnesses, transitive parts oder states of consciousness, evanescent facts of mind) kommen weniger in sich selbst in Betracht, denn als Mittel, uns von einem Ruheplatz zum andern überzuleiten und die Lücke auszufüllen. Darin bestehe ihre wesentliche Aufgabe. In sich selbst seien sie schwer oder gar nicht zum Gegenstand der inneren Beobachtung zu machen und als das zu erkennen, was sie sind. Über den Grund dieser Unmöglichkeit äußert sich J. nicht übereinstimmend.

Nach manchen seiner Angaben (vgl. S. 643, 644, 648!) läge derselbe entweder in der großen Flüchtigkeit und dem raschen Verlauf dieser Zustände[1]) oder in ihrer Unselbständigkeit oder in beidem. Nach anderen Stellen hätten wir ihn in einer sonstwie in der Natur dieser Phänomene gelegenen Undeutlichkeit, einem „unartikulierten“ Charakter, ja geradezu in einer Unbestimmtheit derselben zu suchen (I, S. 478. 79, Anm.). Soviel ist sicher, daß sie nach J. oft von den Psychologen übersehen worden sind; insbesondere von den Sensationalisten, die alles Denken in eine Anzahl „bestimmter Ideen“ (definite ideas) auflösen und dem Vagen keinen Platz im psychischen Leben einräumen wollten. Es geschah dies aber, so meint er, um keinen geringeren Preis als die Zerreißung der Kontinuität des Bewußtseinsstromes, die tatsächlich gerade durch jene transitiven Zustände hergestellt werde.

Daß J. diese eigentümlichen Bewußtseinsphänomene als etwas relativ Unselbständiges betrachtet, ging schon aus früheren Angaben hervor. Er betont es noch mehr durch eine weitere Reihe von bildlichen Bezeichnungen, die er mit Vorliebe auf sie anwendet: sie sind ihm psychische Fransen (fringes), psychische Obertöne, Färbungen (suffusions), Säume oder Höfe (halos). Die substantivischen Teile dagegen sind etwas wie ein Kern (nucleus) oder Grundton. Endlich, und nicht zum mindesten, hofft er dem Leser auch noch durch Hinweis auf die physiologischen Substrate die Eigenart jener beiden Bestandteile des psychischen Lebens klar zu machen. Den substantivischen Zuständen sollen nämlich Gehirnprozesse entsprechen, die sich im Kulminationspunkt ihrer

---

[1]) Infolge ihrer kurzen Dauer, meint er, geschehe es, daß our consciousness of these transitive states is shut up to their own moment, d. h. daß sie niemals Gegenstand eines nachfolgenden und nachträglichen Bewußtseins werden könnten. Alle Zustände aber, von denen dies gelte, entziehen sich nach seiner Ansicht nicht bloß gänzlich der inneren Beobachtung, sondern es sei, intellektuell gesprochen, als ob sie einem ganz anderen Bewußtseinsstrom angehörten. Aller intellektuelle Wert von Bewußtseinszuständen, alle Möglichkeit derselben, sich mit anderen zu einem einheitlichen Gedankensysteme zu vereinigen, beruhe auf ihrer Nachdauer in der Erinnerung, und diese gehe den transitiven Zuständen gänzlich ab. — Man muß sich danach nur verwundern, wie J. überhaupt etwas, ja so viel von ihnen zu erzählen weiß und ihnen — wie wir noch sehen werden — eine so wichtige Rolle in unserem einheitlichen Bewußtsein zuschreiben kann! Ohne Widerspruch mit seiner eigenen Theorie scheint es mir schlechterdings unmöglich.

Stärke befinden. Dagegen sind die „Fransen" das Resultat des Einflusses eben erwachender oder erlöschender, aufdämmernder oder verschwindender Intensitäten auf unser Bewußtsein.[1])

Von Beispielen solcher Säume oder Fransen bringt J. teils ausdrücklich, teils gelegentlich eine reiche, nur allzu bunte Fülle. Vor allem rechnet er dahin jedes Denken oder Erfassen einer Relation (feelings of relations) und alle begrifflichen Gedanken (conceptions). Die „Empfindung" der Ähnlichkeit und des Unterschiedes ist ein Saum; aber ebenso auch der allgemeine Begriff Mensch. Und J. hält die letztere Entscheidung für das erlösende und abschließende Wort in dem langen Streit zwischen dem Konzeptualismus und Nominalismus. Der Nominalismus habe die Frage nach der Bedeutung der allgemeinen Namen nicht zu beantworten vermocht, weil er über den konkreten und anschaulichen Bildern, den „substantivischen" Bewußtseinsteilen, die Fransen übersehen habe. Dem allgemeinen Namen entspreche nicht eine Vielheit von individuellen Vorstellungen, wie Berkeley, Hume und Mill geglaubt. Ihre Lehre von einem Schwarme von „Ideen", welcher den allgemeinen Begriff ausmachen soll, bekomme aber Wahrheit, wenn man sie in die Sprache der Gehirnphysiologie übersetze — genauer: wenn man an die Stelle jeder „Idee" einen besonderen schwach anklingenden Nervenprozeß setze. Dann möge das Aggregat dieser schwachen Nervenprozesse zu seinem bewußten Korrelat eine psychische Franse haben, und diese sei der allgemeine Begriff, die Bedeutung des allgemeinen Namens. Diese Franse sei: die allgemeine Relation eines Bildes zu einer Masse anderer Bilder, die noch nicht da zu sein brauchen, ein „Gefühl" oder eine „Intention", daß jenes Eine für alle stehe (I, S. 477. 78). Jede weitere Frage nach dem Wie dieses Vorganges hält J. offenbar für unvernünftig. Wir stehen vor etwas Unanalysierbarem oder gar „Vagem", und dem Vagen muß sein Recht in der Psychologie zurückgegeben

---

[1]) Für diese geringe Stärke der erregenden Gehirnprozesse soll wohl die Undeutlichkeit oder „Unbestimmtheit" der fringes das Analogon sein? Der prekäre Charakter dieser Analogie bedarf keiner weiteren Bemerkung. Auch scheint J. ganz zu übersehen, daß er anderwärts (Kap. XV) in dem Einfluß der abschwindenden Gehirnprozesse auf unser Bewußtsein für eine ganz andere Erscheinung, die er selbst nicht zu den „Fransen" rechnet, die Erklärung sucht, nämlich für den Zeitsinn, d. h. das zeitweilige Zurücktreten der Eindrücke in eine anschauliche Vergangenheit.

werden.[1]) Doch außer den ebengenannten rechnet er zu den „Fransen" noch eine Menge anderer schwer zu beschreibender Zustände. So namentlich die sogenannten feelings of tendency, z. B. die Intention etwas zu sagen (während der Inhalt der Rede noch nicht deutlich im Bewußtsein ist), die Ahnung von der Meinung eines anderen, die in uns aufleuchtet, überhaupt das schattenhafte Vorschweben des Gesamtinhaltes einer Phrase,[2]) aber auch eines Schauspiels, eines philosophischen Systems, das „Gefühl" davon, was für Gedanken nachkommen werden (wodurch — namentlich bei frischen Geisteskräften — unser Bewußtsein einen immensen Horizont umspanne) und ähnliches. Kurz, J. nimmt keinen Anstand, die mannigfaltigen Zustände, welche seiner eigentümlichen Klasse der „Fransen" angehören sollen, gelegentlich unter die zwei Titel zusammenzufassen: feelings of relations und objects but dimly perceived.

Ist es aber danach noch nötig zu bemerken, daß diese seine Scheidung der psychischen Zustände in substantive und transitive states den Anforderungen, die man an eine wissenschaftliche Einteilung stellen muß, nicht entspricht? Worin soll die innere Verwandtschaft des unter das letztere Einteilungsglied Zusammengerechneten liegen? In der Undeutlichkeit der Phänomene und der Schwierigkeit, die sie der Beobachtung entgegensetzen? Allein es kann doch nicht angehen, die Mängel im Resultat unserer Beobachtung, die, auch wenn sie in der Beschaffenheit des Beobachteten irgendwie begründet sind, doch eben hier noch die allerverschiedensten Gründe haben können, ohne weiteres zum Gesichtspunkt einer Klassifikation des Beobachteten zu machen, die in schwierigen Streitfragen das letzte klärende Wort

---

[1]) Dies haben nach seiner Meinung auch die Konzeptualisten verkannt, und er ruft der einen und anderen der streitenden Parteien zu: Once admit that the passing and evanescent (sc. mental facts) are as real parts of the stream as the distinct and comparatively abiding; once allow that fringes and halos, inarticulate perceptions, ... mere nascencies of cognitions, premonitions, awarenesses of direction, are thoughts sui generis, as much as articulates imaginings and propositions are; once restore, I say, the vague to its psychological rights, and the matter presents no further difficulty. I, S. 478. 79, Anm.

[2]) Die mancherlei bisher noch nicht genügend analysierten und beschriebenen Bewußtseinsvorgänge, die mit dem Sprechen und Verstehen zusammenhängen, geben dem Verfasser besonders oft Anlaß, an die Klasse der „Fransen" als das Wort des Rätsels zu appellieren.

bilden soll und von Rechtswegen auf ein einheitliches, wesentliches und weiter nicht analysierbares Merkmal gegründet sein müßte. Oder soll die Verwandtschaft in der Unselbständigkeit liegen? Allein ist die Unselbständigkeit eines Relationsgedankens, der nur auf Grund einer gleichzeitigen Vorstellung der Termini, sowie die eines allgemeinen Begriffs, der nur gebaut auf eine entsprechende Anschauung möglich ist*) — und für welche darum das Bild von dem „Oberton" und der Name „Franse" einige Berechtigung hat — ist diese Unselbständigkeit gleichartig mit der Unselbständigkeit eines Gedankenlaufs, der nur sofern Interesse hat, als er zu einer gewissen theoretischen Konklusion oder einem praktischen Entschlusse führt, und worauf das ganz andere Bild von den Flugperioden und der Name transitive state einigermaßen paßt?[1]) Es springt in die Augen, daß J. hier ganz Ver-

[1]) Dies wenigstens sofern, als die Prämissen der Konklusion und die praktischen Erwägungen dem Willensentschluß vorausgehen, und Konklusion und Entschluß auch noch im Bewußtsein sein können, wenn jene entschwunden sind. Doch darf nicht vergessen werden, daß, so oft die Konklusion als solche und der Entschluß als motivierter im Bewußtsein sein soll, es nicht genügt, daß ihnen die motivierenden Bewußtseinsphänomene vorausgegangen sind, sondern sie auch gleichzeitig mit ihnen gegenwärtig sein müssen.

Aber es scheint fast, als ob J. sogar die Relationsgedanken wahrhaft in dem Sinne für „transitive" Zustände halte, daß sie nach seiner Meinung zeitlich zwischen den substantivischen stattfänden (vgl. I, S. 243 ff. und S. 495—98), und als ob zu dieser seiner Unklarheit über die wahre Stellung jener Gedanken eine falsche, von der Sprache hergenommene Analogie beigetragen habe. Er nennt sie nämlich (I, S. 643) gelegentlich auch präpositionale und konjunktionale Zustände und bemerkt, den Partikeln unserer Rede entsprächen objektiv die Relationen der Dinge, subjektiv aber eben jene transitiven oder Relationsgefühle. Auch müsse man ebensogut von einem feeling of if, but, and usw. reden, als von einem feeling of red, blue u. dgl.

Allein, auch wenn es im übrigen wahr wäre, daß die Partikeln Relationen bezeichneten, würde natürlich nicht folgen, daß die Relationsgedanken ähnlich wie die Partikeln zeitlich zwischen die den anderen Redeteilen entsprechenden Gedanken fallen müßten oder könnten. Schon darum, weil alles, was zum Sinne eines einheitlichen Satzes gehört, gleichzeitig im Bewußtsein des Verstehenden sein muß und insbesondere eine Relation nicht ohne ihre Termini vorstellbar ist. Doch auch jene Voraussetzung trifft nicht

*) Im Gegensatz hierzu hat Marty später ausdrücklich gelehrt, daß „ein allgemeiner Gedanke unter Umständen [wenn auch nicht bei seiner Entstehung, so doch bei seiner Erneuerung] möglich ist ohne konkrete Anschauung". Vgl. Untersuchungen I, S. 442. [E.]

schiedenartiges zusammengerechnet hat, und daß etwas in Wahrheit ganz gut ein substantivischer resp. transitiver Zustand im einen Sinne sein kann, ohne es im andern zu sein.

c) Wie der Widerstreit seiner deskriptiven Angaben, so ist auch die allzu große Bildlichkeit seiner Art zu beschreiben an diesem Beispiele wohl von selbst dem Leser aufgefallen. Sie kehrt anderwärts wieder und gibt, an Stelle trockener technischer Termini tretend, der Darstellung zwar eine gewisse Frische und Farbigkeit; aber es ist eine künstlerische Schönheit, welche auf Kosten der Exaktheit und Klarheit und darum bei einem wissenschaftlichen Werke zu teuer erkauft ist. — Und auch, wo nicht die Bildlichkeit überwuchert, ist doch vielfach ein über die Maßen äquivoker und vager Charakter an der Terminologie zu beklagen. Wenige Psychologen wird es heute geben, die nicht bedauern, daß ihre Wissenschaft sich immer noch nicht, so wie andere Disziplinen, von der Vieldeutigkeit und Unexaktheit des populären Sprachschatzes emanzipiert und zum sicheren Besitz und der konsequenten Verwendung einer genügenden Anzahl eindeutiger und scharfer technischer Ausdrücke durchgerungen hat. J. jedoch scheint diese Gefühle und Wünsche nicht zu teilen. Nicht bloß nimmt er ohne Widerstreben eine Menge Ausdrücke in der ganzen Verschwommenheit und Vieldeutigkeit ihres populären Gebrauchs auf; er zeigt in gewissen Fällen auch nicht übel Lust, die Schranken, die gemeinhin noch vor der völligen Alldeutigkeit gewisser Bezeichnungen schützen, seinerseits niederzureißen. So wenn er erklärt, er werde thought und feeling abwechselnd für alle Bewußtseinszustände gebrauchen.

---

einmal zu, und J. ist überhaupt hinsichtlich der wahren Funktion der Partikeln sehr in der Irre. Gäbe es ein feeling of if, but u. dgl., so müßte if, but entweder ein Name oder eine Aussage, oder aber der Ausdruck einer Gemütsbewegung, eines Wunsches oder Willens sein. Nichts von alledem ist der Fall. Die Partikeln haben gar keine selbständige Bedeutung. Sie sind bloß mitbedeutend oder synkategorematisch, und dabei ist ihre Funktion überdies eine sehr verschiedenartige. Nicht alle sind Teilausdruck einer Vorstellung (was der Anschauung von J. noch am nächsten käme); andere sind Teilausdruck für Urteile und für noch kompliziertere psychische Zustände, wo man auch nicht einmal das sagen kann, daß sie mitbedeutend zu einer Relation in besonderer Beziehung ständen. Und wie man dies nicht immer sagen kann, so kann man auch umgekehrt nicht sagen, daß die „Substantive" nie eine Relation bedeuteten. Oder kann ich eine Relation nicht nennen? und ist sie dann nicht durch ein „Substantiv" bezeichnet und, wenn die Analogie zutrifft, somit ein „substantivischer Zustand" in J.'s Sinne?

Vorübergehend — wir erwähnten es schon — scheint er zwischen think und know eine Scheidung in ihrem Gebrauche machen zu wollen, und zwar so, daß ersteres ein bloßes Vorstellen, dieses ein Erkennen, also eine besondere Form des Urteilens, bedeutete. Aber im Handumdrehen wird dies wieder aufgegeben. Know steht auch wieder, wo offenbar ein bloßes Vorstellen (Conception) gemeint ist, ja auch, wo es bloß Bewußtsein überhaupt bedeuten kann. Daß es dann, wo Urteilen seine Bedeutung ist, ebenfalls nicht bloß ein Erkennen, d. h. ein einsichtiges Urteilen, sondern wieder jedes beliebige blinde Urteil bezeichnen kann, wird danach nicht mehr wundernehmen. Und öfter ist man — bei aller Achtsamkeit auf den Zusammenhang — ratlos, welche von all diesen Bedeutungen dem Autor vorschwebe. Ähnlich ist es mit einer ganzen Reihe anderer Ausdrücke. Sie werden schier alldeutig für das psychische Gebiet gebraucht trotz zeitweiser Anläufe zu einer engeren Definition und einer ihr entsprechenden Verwendung.

Nach alledem muß man wohl sagen, daß J. das Geschäft der Beschreibung und was damit zusammenhängt, in einer unberechtigten Weise als etwas Untergeordnetes und Vorläufiges behandelt; als sei es etwas, was leichthin und ohne große Ängstlichkeit abzutun auch dem wissenschaftlichsten Forscher, ja wohl diesem erst recht, gestattet wäre. Und dies ist ein Fehler, welcher den Wert seines Buches bedeutend schmälert.

2. Doch wir haben noch einer anderen Eigentümlichkeit des Werkes zu gedenken: seiner Anschauungen über psychologische Analyse. J. hält eine solche durchaus nicht in der Weise für möglich, wie man es bisher fast allgemein tat, und übt gerade in dieser Hinsicht oft und recht zuversichtlich Kritik an seinen Vorgängern. Seine bezügliche Opposition tritt insbesondere im Zusammenhang mit der schon erwähnten eigentümlichen Lehre von transitiven Zuständen oder psychischen Fransen auf. Hier vor allem, meint er, müsse die introspektive Psychologie die Flinte ins Korn werfen und darauf verzichten, mit ihren plumpen Mitteln die feinen Strömungen des Bewußtseins festhalten, den einheitlichen Gedanken in Teile zerlegen und jedem Teile sein Objekt zuweisen zu wollen. Doch reichen die prinzipiellen Sätze, die J. der bisherigen Anschauung von der Möglichkeit einer Analyse des Bewußtseins entgegensetzt, noch über jenes Gebiet hinaus: ja, sie sind so weitgreifend und —

sagen wir es gleich — so bedenklich, daß der Verfasser selbst sie nicht konsequent festzuhalten vermag.[1]) Wir erachten es gleichwohl für angezeigt, etwas auf sie einzugehen, weil sich mit dem Falschen Richtiges verknüpft — was wir gerne anerkennen — und ihm zugleich einen Schein von Berechtigung gibt, den wir — soweit die Kürze der Behandlung es zuläßt, — zerstören möchten. Sind doch klare Ansichten über diesen Punkt und eine methodisch konsequente Durchführung derselben eine Lebensfrage für die Psychologie.

Die gewöhnliche Lehre der Psychologen ist, daß, wie auch immer unser psychisches Leben als Ganzes einem unablässigen Wechsel unterworfen sei, dennoch in späteren Zeitpunkten gleiche Elemente wiederkehren, wie sie in früheren da waren, und daß z. B. ein solcher Fall vorliege, wenn wir zu zwei verschiedenen Malen die Vorstellung von Farbe oder Ton haben. Im Zusammenhang damit hielten sie es für eine ihrer fundamentalsten Aufgaben, diese Teile, Seiten oder Momente, in welche sich der jeweilige psychische Gesamtzustand für das Auge der vergleichenden Beobachtung zerlegt, samt deren elementaren Verknüpfungsweisen lückenlos aufzuzählen und mit mikroskopischer Genauigkeit zu charakterisieren, um den neuen Wellen des Stromes nicht immer wieder wie etwas absolut Neuem gegenüberzustehen — was ja dem Verzicht auf ein wissenschaftliches Erfassen des Gegenstandes gleichkäme —, sondern jede Phase unbeschadet ihrer konkreten Besonderheit doch so weit wie möglich als ein aus schon bekannten Elementen verflochtenes und aufgebautes Gebilde verstehen zu lernen.

Dieser Art von Psychologie nun erklärt J. einen erbitterten Krieg. Es ist nach ihm ein gewaltiges Versehen (huge error), wenn man glaubte, der in einem bestimmten Augenblick gegenwärtige Bewußtseinszustand sei zusammengesetzt aus einer Viel-

---

[1]) Dies sei ein für allemal bemerkt, da der Raum es nicht gestatten wird, auf bezügliche Details einzugehen. — II, S. 45 will J. offenbar einem solchen Vorwurf vorbeugen, indem er bemerkt, er werde selbst gelegentlich die gewöhnliche Redeweise gebrauchen und von einer Zusammensetzung und Kombination von Ideen reden; doch geschehe dies lediglich for popularity and convenience. In Wahrheit liegen aber vielerorts, und oft dort, wo J. es am wenigsten glaubt, wirkliche Inkonsequenzen vor. Es ist eben — wie wir sehen werden — schlechterdings unmöglich, alle Zusammensetzung in die wirklichen Objekte oder Reize zu verlegen und sie vom Psychischen und seinen Inhalten gänzlich auszuschließen. Das Eine widerstreitet dem Anderen.

heit von Teilen, z. B. Empfindungen, Ideen, Gedanken usw., die in früherer Zeit schon dagewesen sein und später wiederkehren könnten. Unser Bewußtsein ist nach seiner Meinung in jedem Moment etwas absolut Einfaches (an absolutely unique pulse of thought). Weder können wir mehrere gleichzeitige Empfindungen noch neben Empfindungen höhere Zustände in ihm unterscheiden. In der Perzeption z. B. sind die Sensationen nicht enthalten, und im Akt des Unterscheidens nicht die Vorstellungen der unterschiedenen Termini.[1]) Überhaupt ist, was die gewöhnliche Psychologie von sogenannten einfacheren Bewußtseinszuständen in einem sogenannten komplizierten „enthalten" sein läßt, nicht eigentlich, sondern nur modifiziert in ihm gegeben. Er ist irgendwie ein Äquivalent davon, so wie die Kurve ein Äquivalent von zahllosen kleinen Geraden; aber er ist nicht daraus zusammengesetzt und läßt sich nicht daraus konstruieren. Zwei sukzessive Ideen, welche „dasselbe Objekt vorstellen", sind nicht derselbe Bewußtseinszustand, so daß die gewöhnliche Psychologie ganz irre ist, wenn sie immer so spricht: as if the vehicle of the same thing-known must be the same recurrent state of mind. Nicht dieselbe Vorstellung (idea) kehrt zweimal wieder, sondern nur dasselbe „Objekt", und nur die Objekte sind zusammengesetzt, nicht die Ideen und Bewußtseinszustände.[2])

Wir fragen: wie ist dieser Satz, den J. recht zu seinem Losungsworte macht, zu verstehen? Ist unter „Objekt" das intentionale oder das wirkliche gemeint? Die Unterscheidung — das muß hier gleich bemerkt werden — ist bei J. keineswegs klar;[3]) aber daß sie überhaupt gemacht werden muß, steht außer Zweifel. Ein intentionales Objekt ist bei jedem psychischen

---

[1]) Das Erfassen einer Differenz, z. B. von m und n, kommt nach J. zustande, indem der Gedanke des einen möglichst unmittelbar auf den des anderen folgt. Unter diesen Umständen erhalte, vermöge einer spezifischen Wirkung des verschwindenden Terminus, der folgende Gedanke jene charakteristische Eigentümlichkeit, neben n zugleich den Unterschied von n und m zu erfassen. Aber nicht indem er die Idee von m und n enthielte. „Die reine Idee von n kann gar nicht im Bewußtsein sein, nachdem einmal der Gedanke von m vorausgegangen ist." (I, S. 500, 501.)

[2]) Vgl. I, S. 230—237, S. 276—282, S. 495—501 und das ganze XII. Kapitel.

[3]) In vielen Fällen versteht er unter „Objekt" gewiß das wirkliche, die reality outside. In anderen scheint das intentionale gemeint; aber leider unterläßt es der Verfasser, die Äquivokation überall, wo es nötig wäre, un-

Akt gegeben.*) Es ist das untrennbare Korrelat des Bewußtseins, eine Seite desselben, ohne welche dieses selbst nicht wäre. Kein Vorstellen ohne Vorgestelltes, und dieses wohnt in gewisser Weise dem Vorstellenden inne, und ebenso kein Lieben ohne Geliebtes. Ein wirkliches Objekt dagegen, d. h. etwas, was dem intentionalen Objekte in Wirklichkeit und unabhängig von ihm entspricht, ist nicht immer gegeben, so z. B. bei der Vorstellung von blau oder rot nicht. (Ein Mißbrauch wäre es ja die Ätherschwingungen oder einen beliebigen sogenannten Reiz das wirkliche Objekt der Farbenvorstellung zu nennen.) Es gibt nur vorgestellte (empfundene),[1] nicht wirkliche Farben.**) Was ist nun in unserem Falle gemeint? Wenn das intentionale Objekt, speziell das Vorgestellte, wie es im Vorstellenden ist, dann gibt J. soviel zu, daß es teils ein bloßer Wortstreit, teils eine offenkundige Inkonsequenz ist, zu leugnen, daß unsere Ideen oder Gedanken eine Mehrheit von Teilen haben, die früher und später wiederkehren können. Denn indem man das letztere behauptet, meint man unter Idee oder Gedanke entweder eben das Vorgestellte als solches (die Vorstellung) — und nach dieser Seite wäre somit J. ganz mit der Lehre einverstanden bis auf den Ausdruck, der ihm mißfiele — oder man versteht darunter das Vorstellen, d. h. die eigentümliche Beziehung des vorstellenden Ich zum Vorgestellten als solchem, und dann ist es für den, der zugegeben hat, daß das intentionale Objekt zusammengesetzt sein kann, nur eine Sache der Konsequenz, ebenso anzuerkennen, daß sich entsprechend auch eine Vielheit gleichzeitiger intentionaler Beziehungen des Ich zum Objekte unterscheiden läßt. Diese Folge liegt unausweichlich in dem korrelativen Verhältnis des intentionalen Objektes und der

---

schädlich zu machen, und bei aller Aufmerksamkeit auf den Zusammenhang ist öfter nicht mit Sicherheit zu entscheiden, welcher Sinn dem Autor vorschwebt.

[1]) Ich nenne auch die Empfindung „Vorstellung“, sofern von jedem damit verbundenen Urteilen und Lust- und Unlustgefühl abgesehen wird. Vgl. Brentano, „Psychologie“ I, S. 164 ff., 261 ff.

---

*) Marty hat, wie schon bemerkt, später die Lehre vom intentionalen (mentalen oder immanenten) Objekt unserer Bewußtseinszustände bekämpft. Vgl. hierüber besonders den I. Band seiner „Untersuchungen zur Grundlegung der allg. Grammatik und Sprachphilosophie“, Halle 1908, S. 385 ff. u. ö. und oben S. 34. [E.]

**) Marty würde jetzt sagen: „Es gibt nur ein Farbenvorstellen, nicht auch wirkliche Farben.“ [E.]

Bewußtseinsbeziehung zu ihm.*) So viele Teile in dem Ganzen des innewohnenden Objektes sich auseinanderhalten lassen, so viele Innewohnungen sind auch zu unterscheiden, d. h. so viele Teilbeziehungen in der Gesamtbeziehung des Subjekts zu seinem Inhalt. Manche dieser Teilbeziehungen sind ablösbar voneinander wie ein gleichzeitiges Sehen und Hören oder die Vorstellung von Süß und Weiß. Andere freilich sind nur in Gedanken, aber doch in aller Wahrheit (cum fundamento in re) unterscheidbar, wie ein gleichzeitiges Vorstellen von Weiß und von dem dieser Qualität zugehörigen Orte. Und im ersten Falle spricht man jedenfalls mit vollem Rechte von einem Wiederkehren relativ einfacherer Zustände in unserem Gesamtbewußtseinszustand.

So kann denn, wer zugibt, daß uns gleichzeitig Töne, Farben, Gerüche usw. intentional innewohnen, ohne Widerspruch nicht leugnen, daß auch unsere Bewußtseinstätigkeit eine Mehrheit gleichzeitiger Teilbeziehungen aufweise und daß in diesem Sinne eine Vielheit von Teiltätigkeiten, Empfindungen und Gedanken in uns seien; ein manifold of coexisting ideas kann ihm in keinem Sinne eine bloße „Chimäre" sein. Und die innere Beobachtung drängt auf verwandten Wegen noch weiter. Sie zeigt, daß unser in jedem Augenblick gegebenes Gesamtbewußtsein nicht bloß mit Bezug auf die Vielheit und Verschiedenheit seiner Inhalte verschiedene Seiten oder Teile unterscheiden läßt, sondern auch mit Rücksicht darauf, daß das Ich zum selben Inhalt gleichzeitig in mehrfacher und verschiedener Weise in Beziehung tritt. Das Vorgestellte ist vielleicht ein Geliebtes; das Anerkannte ein mit Evidenz Fürwahrgehaltenes. Wenn aber die Erfahrung solche (teils fundamental, teils weniger fundamental) verschiedene Beziehungsweisen des Subjekts zu seinem intentionalen Inhalt zeigt, so wäre es bloßer Wortstreit, sich dagegen zu stemmen, daß einer auch diese mannigfaltigen Seiten und Momente des bewußten Verhaltens als Teile des psychischen Gesamtzustandes bezeichnet, und so z. B. den Akt der Lust an einem Ton zusammengesetzt nennt aus der Vorstellungsbeziehung zum Ton

---

*) Jedes Bewußtsein ist — sagt Marty jetzt — eine wirkliche oder hypothetische Adäquationsbeziehung zu einem Objekte; es differenziert sich einerseits nach der Weise der (wirklichen oder hypothetischen) Beziehung, andererseits nach dem Objekte, dem das Bewußtsein wirklich oder hypothetisch adäquat ist; mutatis mutandis bleibt die Argumentation des Textes daher vollkommen aufrecht. Vgl. Untersuchungen I. Bd., S. 406 ff. u. ö. [E.]

und dem Lustgefühl an der Tonvorstellung. Bloß das wäre allerdings verkehrt, diese oder die früher erwähnten Teile oder Seiten unseres gleichzeitigen psychischen Zustandes als ein Kollektiv, ähnlich einer Atomgruppe, oder als Resultante der Zustände einer solchen Gruppe anzusehen. Und in diesem Sinne gibt es freilich auch kein früheres und späteres Wiederkehren derselben Idee, als ob damit Ein Individuum gemeint wäre, das aus dem Bewußtsein verschwände und später wieder über seine Schwelle träte. Gegen solche und ähnliche Mind-stuff- und Mind-dust-Theorien erklärt sich J. mit vollem Recht. Alle Bewußtseinsbeziehungen, die gleichzeitig in unsere innere Erfahrung fallen, wie verschiedenartig sie auch nach ihrem Inhalt oder der Weise seines Innewohnens sein mögen, sind Teile Einer Realität, Eines Konkretums. Und darum hat ihr Verhältnis keinerlei Ähnlichkeit mit einer Atomgruppe, die eine Vielheit von Realitäten und Individuen ist.

Es ist nun nicht zu leugnen, daß, wenn D. Hume das Ich ein Bündel von Vorstellungen nannte und wenn andere viel von Vorstellungsreihen und -massen redeten, dies die Meinung nahelegt, als hätten sie die mannigfaltigen gleichzeitigen Bewußtseinsteile nur in der lockeren und äußerlichen Weise eines Kollektivs verbunden gedacht. Aber J. ist doch im Unrecht, wenn er der gesamten Assoziationspsychologie eine solche verkehrte Anschauung zugrunde liegend denkt, und er irrt ganz entschieden, wenn er die Lehre von der Zusammensetzung des Bewußtseins aus einer Vielheit wechselnder und wiederkehrender Ideen mit der Zerreißung desselben in eine Summe von Dingen identifiziert. Der Übereifer unseres Autors gegen die Assoziationspsychologie ist überhaupt nur daraus erklärlich, daß ihm seinerseits ein ebenso bedenkliches Versehen begegnet, indem er reale Einheit mit Einfachheit verwechselt und überall jene geleugnet zu sehen meint, wo in Wahrheit nur diese, und mit vollem Recht, verworfen ist. Unser Bewußtsein ist in jedem Augenblicke an absolutely unique pulse of thought nur in dem Sinne, daß, was es auch immer für Teile und Momente enthalten mag, sie alle Teile Eines Dinges sind. Aber innerhalb dieser realen und individuellen Zusammengehörigkeit ist eben eine Fülle verschiedenartiger, teils loserer, teils innigerer Teilverhältnisse denkbar.*)

*) Hierüber ausführlich in dem nachgelassenen II. Bande der „Untersuchungen zur Sprachphilosophie“. [E.]

Und J. hat schon den ersten Schritt zu ihrer Anerkennung getan, wenn er eine Zusammensetzung des intentionalen Objekts unseres Bewußtseins zugibt.

Aber haben wir ein Recht, dieses Zugeständnis bei ihm vorauszusetzen? Oder ist, wenn er eine Wiederkehr des gleichen Objekts und eine Zusammensetzung der Objekte zugibt, während er beides von den Ideen leugnet, in Wahrheit nicht das intentionale, sondern das wirkliche Objekt (oder auch nur der wie immer beschaffene sogenannte Reiz) gemeint?

In der Tat scheint das Zugeständnis des Autors sich nur auf das letztere, nicht auf das erstere zu beziehen. Stumpf hatte im I. Band seiner Tonpsychologie S. 107 hervorgehoben: Wenn wir, in ein Zimmer tretend, Wärme- und Geruchsempfindungen gleichzeitig empfangen, ohne darauf zu merken (d. h. wohl: ohne sie explicite zu unterscheiden), so seien die beiden Empfindungsqualitäten nicht etwa als eine gänzlich neue einfache Qualität in uns, welche sich erst in dem Momente, wo wir unsere Aufmerksamkeit analysierend darauf hinwenden, in Geruch und Wärme verwandelte, sondern sie seien wirklich als Elemente in dem unanalysierten Ganzen enthalten und lassen sich bei gelingender Analyse als darin befindliche Teile erkennen. So sei es z. B., wenn es klar werde, daß der durch Pfefferminzöl erweckte Empfindungsinhalt aus Geschmacks- und Temperaturempfindungen zusammengesetzt sei.

Dazu bemerkt J., er würde vorziehen zu sagen: „Wir nehmen wahr, daß die Wirklichkeit (the objective fact), welche uns als Pfefferminzgeschmack bekannt ist, jene anderen Wirklichkeiten (those other objective facts) enthalte, die uns als aromatische oder duftige Qualität und als Kälte bekannt sind. Aber es ist kein Grund anzunehmen, daß der Träger oder das Mittel (the vehicle) dieser letzteren sehr komplexen Wahrnehmung irgend etwas gemein habe mit dem früheren psychischen Zustand, geschweige denn daß er in ihm enthalten sei.“ (I, S. 523 Anm., vgl. 158 Anm.) Da nun Stumpfs Meinung offenbar dahin geht, daß das intentionale Objekt der durch Pfefferminzöl erweckten Empfindung zusammengesetzt sei, so kann J.'s Opposition nur so aufgefaßt werden, daß er dies leugnen und nur im wirklichen Objekt (d. h. hier im Reiz) eine Zusammensetzung anerkennen will. Diesen Sinn haben offenbar auch die Ausführungen II, S. 30, die mit dem Satze schließen: You cannot build up one ...

sensation out of many; and only direct experiment can informe us of what we shall perceive when we get many stimuli at once. Alle Empfindungen sind phänomenal gleich einfach; das scheint J.'s Meinung. Und wenn er trotzdem, wie wir eben hörten, von „komplexen" Wahrnehmungen spricht und die Perzeptionen gegenüber den Empfindungen „zusammengesetzt" nennt, so scheint dies gar nicht deskriptiv oder phänomenal, sondern nur genetisch oder kausal gemeint. Die Reize (stimuli) sind zusammengesetzt, nicht die Empfindungsinhalte (vgl. II, S. 30).

Ebenso entschieden leugnet J. bezüglich der Gedanken (thoughts), daß sie intentional jene Teile enthielten, die ihr wirkliches „Objekt" zusammensetzen. So wenn er es I, S. 278 für einen fundamentalen Irrtum erklärt zu glauben, daß z. B. in dem Gedanken: das Pack Karten liegt auf dem Tische, ein Gedanke an das Pack Karten und an die Karten als in dem Paket enthalten und an den Tisch und an die Beine des Tisches usw. enthalten sei. Ja! hier, wo es sich nicht um Empfindungen handelt, erhebt er überhaupt entschiedenen Protest gegen die gewöhnliche Lehre „der Psychologen aller Schulen", als müßte zwischen den Gedanken und dem durch sie Vorgestellten (thing-known) irgendeine Ähnlichkeit bestehen, als müßten jene das Vorgestellte irgendwie „enthalten" oder „sein": that a thought must be what it means or mean what it is (I, S. 471). Von den Sensationen könne man allenfalls sagen, daß sie ihren „Objekten" ähnlich seien, von den „Gedanken oder Ideen" im engeren Sinne dagegen in keiner Weise. Diese sind nach J. bloß Zeichen oder Symbole des Vorgestellten; sie bedeuten oder bezeichnen (signifie, mean) es bloß. Und mit aus diesem Grunde — obwohl auch noch aus anderen[1]) — kann er sich nicht genug tun in der Verdammung des Versuchs der gewöhnlichen Psychologie, die Tatsache des Bewußtseins, statt sie einfach als ein letztes, unerklärliches Faktum zu postulieren, auf ein being of ideas zurückführen zu wollen. „Nein!" meint er, „eine Idee ist weder, was sie vorstellt, noch stellt sie vor, was sie ist" (I, S. 477), und die unglückliche Meinung, die Ideen müßten irgendwie eine „Duplikatausgabe von dem sein", wovon sie ein Bewußtsein sind

---

[1]) Vgl. I, S. 501: A Man's thought can know and mean all sorts of things, without those things getting bodily into it — the distant, for example, the future, and the past. Vgl. auch die Anmerkung dazu!

oder Ähnlichkeit mit ihm besitzen (I, S. 471), ist nach seiner Ansicht das Hindernis für die endliche Lösung der wichtigsten Probleme gewesen, z. B. für die Austragung des Streites um die Natur der Begriffe.

Man sieht, die Opposition unseres Autors gegen die bisherige Psychologie ist eine weitgehende und radikale. Immerhin liegen auch dem hier Gesagten richtige Gedanken zugrunde, nur vermengt mit Irrtümern und Verwechslungen, die den Verfasser allerdings weit neben das Ziel führen. Vor allem scheint er mir bei seinem letzterwähnten hartnäckigen Kampf gegen jedes „being of ideas" den Unterschied zwischen realem und intentionalem Sein nicht klar festzuhalten und infolgedessen den Gegnern Lehren zu unterschieben, die einen Rückfall in die kindlichsten Anschauungen der voraristotelischen Zeit bedeuten würden. Jonier und Eleaten meinten allerdings, zur Erklärung des Erkennens und des Bewußtseins überhaupt, ein wirkliches Eingehen des Erkannten in den Geist des Erkennenden und eine wirkliche Verähnlichung beider annehmen zu müssen. Aber schon der Stagirite hat diese primitive Anschauung durch die Unterscheidung zwischen wirklichem Sein und mentaler Innewohnung überwunden. Gewiß! „Der Geist kann alle Arten von Dingen vorstellen, ohne daß diese körperlich (bodily) in ihm sind." Nicht bodily führt er seine Vergangenheit mit sich, wenn er seiner früheren Erlebnisse gedenkt, und nicht real brauchen little rounded and finished off duplicates of m and n in uns zu sein, wenn wir m und n unterscheiden (vgl. I, S. 501, 499). Nur um eine mentale Innewohnung, ein intentionales „Enthalten" handelt es sich, und nur so ist es auch zu verstehen, wenn man seit Aristoteles sagt, der Gedanke sei gewissermaßen der Gegenstand oder er sei ihm ähnlich. Das intentionale Sein des Vorgestellten ist eben sein Vorgestelltwerden, und dies ist das Korrelat des Vorstellens. In diesem Sinne also ist das know identisch mit dem being of ideas, und hat die letztere Lehre gar nichts „Mitleidwertes" (pitiful) an sich.[1] Sie soll auch nicht eine Erklärung des Geheimnisses des Bewußt-

[1]) Daß sie die Folgerung involviere, unser Bewußtsein könne nur sich selbst zum Gegenstand haben (that an idea ... can only know itself I, S. 471), kann nur derjenige glauben, welcher intentionales und wirkliches Objekt und wiederum intentionales Objekt und intentionale Beziehung nicht auseinander zu halten weiß.

seins sein, vielmehr eine einfache Beschreibung des Tatbestandes, wie ihn die innere Erfahrung zeigt.*)

Doch genug von diesem Versehen. Eingehendere Betrachtung fordert ein zweiter Anlaß, der J. zu den obigen paradoxen Thesen geführt zu haben scheint. Wenn er nicht müde wird zu betonen, der „Gedanke“ brauche dem Objekt nicht ähnlich zu sein (während er es von der Empfindung gelten lassen will!), die „Idee“ sei bloß ein Zeichen des Objekts und enthalte dasselbe nicht, so scheint ihm dabei auch die Tatsache vorzuschweben, daß es uneigentliche Vorstellungen gibt. Bei ihnen gilt in der Tat, daß sie dasjenige nicht zum Inhalt haben, wovon sie die Vorstellung genannt werden, und ihm auch in keiner Weise ähnlich zu sein brauchen, daß sie es vielmehr bloß bezeichnen oder bedeuten. Es handelt sich um ein stellvertretendes Vorstellen, um ein Surrogat, und da kann man wirklich mit J. sagen, was der Gedanke sei und was er als Äquivalent vertrete, sei zweierlei, und es gilt in ganz besonderem Sinne: daß the vehicle of the same thing-known nicht the same state of mind sei (I, S. 481). Derselbe Gegenstand kann nämlich durch (in sich) ganz verschiedenartige uneigentliche Vorstellungen gedacht werden, wie auch umgekehrt dieselbe Vorstellung für das Denken von ganz verschiedenen Gegenständen in dieser Weise als Surrogat dienen kann.

Allein J. scheint mir über den Umfang dieses uneigentlichen Vorstellens ganz irrige Anschauungen zu hegen, und schon die Fehler, die er darin begeht, zeigen, daß er auch über die wahre Natur des Phänomens gar nicht im Klaren ist. Als ein uneigentliches Vorstellen sieht er offenbar — soweit ihm überhaupt dieser Begriff deutlich geworden ist — alles dasjenige an, was er eine psychische Franse nennt; wenigstens passen die Angaben, die er über diese eigentümliche Klasse macht, wenn überhaupt auf einen wirklichen psychischen Vorgang, alles in

---

*) In seinen „Untersuchungen zur Grundlegung der allg. Grammatik und Sprachphilosophie“, Halle 1908, Band I, S. 421 f., 761 f., kommt Marty neuerdings auf diesen Punkt der Lehre W. James' zu sprechen. Da Marty inzwischen erkannt hatte, „daß jedes Vorstellen (resp. Bewußtsein überhaupt) eine tatsächliche oder hypothetische ideelle Verähnlichung mit etwas (was eben das Objekt genannt wird) sei“, mußte er in um so schärferen Gegensatz zu der Ansicht treten, die begrifflichen Gedanken seien nicht, was sie vorstellen oder meinen. [E.]

allem am ehesten auf das uneigentliche Vorstellen. Zum eigentlichen wären dagegen die images zu rechnen, welche er den „Fransen" als Gegensatz gegenüberstellt. Aber dadurch ist der Umfang des eigentlichen Vorstellens teils zu weit, teils auch wieder viel zu enge gefaßt. Zu weit; denn wenn J. unter images neben den Empfindungen (sensations)[1] auch die sogenannten Phantasiebilder versteht, so hält er ein Vorstellen für eigentlich, das diesen Charakter nur teilweise besitzt, indem gerade von den sogenannten Phantasievorstellungen die meisten dem nicht wahrhaft ähnlich sind, wovon sie die Vorstellung genannt werden, sondern es bloß bezeichnen.[2] Aber auch zu eng. Denn J. scheint einerseits bloß die anschaulichen Vorstellungen physischer Phänomene im Auge zu haben (die Anschauungen unserer eigenen Bewußtseinszustände, woraus wir die Begriffe Vorstellen, Anerkennen, Verwerfen, Interesse, Wunsch, Wille usw. abstrahieren, sind hier, wie fast überall bei ihm, vergessen), andererseits begeht er den Fehler, überhaupt nur die Anschauungen für eigentliche Vorstellungen zu halten und das gesamte Gebiet der begrifflichen und Relationsgedanken zum uneigentlichen Vorstellen (zu den „Fransen") zu rechnen. Und damit verrät er aufs deutlichste, daß ihm die wahre Beschaffenheit des uneigentlichen Vorstellens verborgen geblieben ist. Wir nannten es eine Surrogatvorstellung. Es ist dies in dem Sinne, daß es in Wahrheit einen ganz anderen Inhalt hat, als der Name seines sogenannten Objektes besagt, einen Inhalt, der zu dem durch den Namen bezeichneten bloß in irgendeiner Beziehung steht. Dieser andere Inhalt aber wird nun voll und eigentlich vorgestellt. Es

---

[1]) Wo er auch von einer sensation of difference spricht, ist sensation — da der Vorgang ganz ausdrücklich als eine Franse bezeichnet wird — wohl uneigentlich zu deuten. Die wahrhaft sogenannten Sensationen aber (dieses anschauliche Blau, jenes Rot) sieht J. ohne Zweifel als eigentliche Vorstellungen an, und nur in diesem Sinne kann ich es billigen, daß er von ihnen — im Gegensatz zu den Gedanken oder Ideen — sagt, sie könnten den Objekten ähnlich genannt werden. Daß ihrem Inhalt eine adäquate Wirklichkeit entspreche, wäre offenbar nicht richtig, und in diesem Sinne gilt von ihnen nicht, und weniger als von vielen Begriffen, daß sie dem Objekt ähnlich sind. Gerade sie sind bloß Zeichen des „Reizes", den J. oft auch ungenau Objekt nennt. Dagegen sind sie insofern nicht bloß symbolische Vorstellungen, als sie dasjenige, was ihr Name besagt (z. B. Rot oder Blau), wahrhaft zum Inhalt haben.

[2]) Vgl. darüber unseren VI. Artikel „über Sprachreflex" usw. a. a. O. XIV, S. 74ff. (wieder abgedruckt im I. Bande dieser „Gesammelten Schriften").

kann nicht ins Unendliche eine Vorstellung immer wieder bloß durch ein Zeichen vertreten sein. Vielmehr ist sofort das Mittel, ein X uneigentlich vorzustellen, in sich selbst betrachtet eine eigentliche Vorstellung, d. h. sie stellt irgend etwas, was zu jenem X in Beziehung steht, nur nicht jenes X selbst, eigentlich vor, und es gilt nach dieser Richtung ohne allen Zweifel von ihr, that it must be what it means. In dem Gesagten ist nun auch schon enthalten, daß es durchaus nicht angeht, alle Beziehungsgedanken und allgemeinen Begriffe für uneigentlich zu halten; denn eben eigentliche Relationsgedanken und eigentliche Begriffe gehören zur Erklärung des ganzen Vorganges der uneigentlichen Vorstellungen, und aus diesen jene begreifen zu wollen, ist das offenkundigste Hysteronproteron. In den Inhalten unserer eigentlichen Gedanken von Universalien und Relationen liegen die Bausteine auch für all unser uneigentliches Vorstellen, und (da die Vorstellungen die Grundlage für alles Urteilen und Erkennen bilden) so hat schon Locke richtig gesehen, wenn er in der „Analyse der Ideen" eine der Grundlagen für jede Untersuchung nach der Tragweite unseres Erkenntnisvermögens erblickte. Ich sage: in der Analyse der Ideen. Denn die Inhalte jener eigentlichen Vorstellungen enthalten Teile, und ich sehe nicht, wie derjenige um dieses Zugeständnis herum kommen will, der wie J. zugibt, daß die wirklichen Objekte Teile enthalten und daß ihre „Ähnlichkeit" untereinander nicht in jeder Richtung unanalysierbar sei, vielmehr in gewissen Fällen partielle Identität bedeute. Sind doch, soweit diesen wirklichen Dingen eigentliche Vorstellungen entsprechen, diese letzteren eben intentional das, was jene wirklich sind,*) und kommen wir nur mittels der Analyse dieser intentionalen Inhalte auch zu einer Analyse des Wirklichen. Die Analyse der Inhalte unserer eigentlichen Vorstellungen aber ist wiederum die Grundlage für alles uneigentliche Vorstellen und für jede auf dieses gebaute Erkenntnis und Analyse des Wirklichen. Gäbe es keine „Analyse der Ideen", so würde dies mit dem Tode der Psychologie den Tod aller Wissenschaft überhaupt bedeuten. So wenig es angeht, bei den wirklichen Objekten überall und schlechtweg nur eine un-

*) In Martys späterer Terminologie: „diese letzteren eben jenen wirklichen Objekten ideell adäquat." [E.]

analysierbare Ähnlichkeit anzunehmen, so wenig geht es im Gebiete der intentionalen Inhalte an. Die eine wie die andere Annahme hebt jede Möglichkeit fester Begriffe auf, und es ist also nicht bloß Täuschung durch die Sprache, „welche die Namen der Objekte auf die Vorstellungen überträgt“, wenn man die „Ideen“ für etwas Zusammengesetztes und einer wahren Analyse Fähiges hält. In manchen Fällen ist jene Gemeinsamkeit des Namens eine uneigentliche; aber nicht bei allen Gedanken, wie J. meint, trifft dies zu, und wo der Inhalt eines Gedankens eigentlich ist, ist mit der Zusammensetzung seines wirklichen Objekts auch die des intentionalen („der Ideen“) zugegeben. Diese eigentliche Gemeinsamkeit des Namens macht dann auch erst jene uneigentliche in anderen Fällen möglich.

So können wir denn im Wesentlichen und Wichtigsten J.'s Opposition gegen die bisherige Anschauung von der Analyse der Ideen nicht begründet finden. Wir wollen nicht leugnen, daß die Lehre irrige Auswüchse mit sich geführt hat; aber bei alledem bleibt ihr ein richtiger und bedeutungsvoller Kern, der von keinem der J.'schen Einwände berührt wird. Und man darf wohl sagen, daß wenn die „Lockesche Schule“ nach einer Richtung gefehlt, ihr neuester Kritiker in seiner Opposition gegen sie ebensoweit, wo nicht noch weiter, in der entgegengesetzten in die Irre gegangen ist.

a) Berechtigt ist, wir betonten es schon, sein Kampf gegen jeden Versuch, das Bewußtsein als ein Kollektiv von Realitäten zu fassen. Doch reale Einheit ist nicht Einfachheit; sie schließt nicht eine Mannigfaltigkeit von unterscheidbaren, ja auch von trennbaren Teilen und in diesem Sinne eine Vielheit distinkter Zustände aus. Nur diese Annahme aber bildet den Kern der Lehre von der Analyse der Ideen und der Assoziationspsychologie, und J. tut unrecht, jene falsche „Atomistik“ damit zu identifizieren.*)

b) Richtig ist ferner, daß unser Vorstellen und das Bewußtsein überhaupt sein Objekt nicht real enthält. Doch dies ist seit der ersten Kindheit der Wissenschaft nie mehr die Meinung eines ernsten Forschers gewesen.

Es ist auch zuzugeben, daß der psychische Zustand, der die Vorstellung eines Gegenstandes genannt wird, nicht immer

*) Näheres folgt im II. Bande der Untersuchungen zur Sprachphilosophie. [E.]

intentional das enthält, was der Name besagt, mit anderen Worten, daß es uneigentliche Vorstellungen gibt. Aber es wäre irrig zu glauben, daß solche Vorstellungen gar keinen angebbaren Inhalt hätten oder etwas an und für sich Vages wären. Sie mögen oft schwer in ihrer eigentlichen Beschaffenheit zu beschreiben sein; schon darum, weil ihr Inhalt von unserer Aufmerksamkeit gewohnheitsmäßig vernachlässigt wird über seiner Funktion als Surrogat und Zeichen für etwas Anderes.*) Aber daraus zu entnehmen, daß die Vorgänge von vornherein unbeschreiblich und unanalysierbar seien, das hieße offenkundig in besonderer Form jenen Fehlschluß machen, den J. (I, S. 196) the psychologist's fallacy nennt, und der in diesem Falle auf den beobachteten Gegenstand übertrüge, was bloß auf Rechnung der unvollkommenen Beobachtung zu setzen ist.[1]) Niemals ist der Inhalt einer Vorstellung oder eines Bewußtseins überhaupt in sich selbst vag oder unbestimmbar; auch in diesem Sinne ist die bisherige Psychologie durchaus im Rechte, wenn sie überall distinkte psychische Zustände und definite ideas sehen will. — Und weder wer in diesem, noch wer in dem unter a) angegebenen Sinne darauf ausgeht, das ganze psychische Leben in distinkte Zustände zu zergliedern, gefährdet dadurch, wie J. glaubt, die Kontinuität des Bewußtseins. Diese erklärt sich in ganz anderer Weise und so, daß, was er substantivische und was er transitive Zustände nennt, ganz in derselben Weise dazu beiträgt. Doch verbietet natürlich der Raum hier bei diesem Punkte zu verweilen.

c) Richtig ist weiter an den Ausführungen des Autors, daß nicht alle unsere Vorstellungen Anschauungen sind, noch weniger (und dies tritt bei ihm selbst nicht klar und genügend hervor) alle Anschauungen von physischen Phänomenen. Neben „substantivischen Zuständen“ (wenn man — was ich aber nicht raten möchte — die anschaulichen Vorstellungen von absoluten

[1]) Auch das ist nicht richtig, daß die „Fransen“ — wenn damit die uneigentlichen Vorstellungen gemeint sind — gar nicht, auch nicht in der Erinnerung, Gegenstand der Beobachtung sein könnten; ja, daß sie überhaupt nie in ein nachträgliches Bewußtsein aufgenommen würden und nur physisch, nicht intellektuell zum übrigen Bewußtseinsstrom gehörten (I, S. 644). Alle diese Behauptungen sind so schief und übertrieben, daß J. selbst mit ihren Konsequenzen nicht Ernst zu machen vermochte.

*) Ausführliches im I. Bande der „Untersuchungen“, S. 458, 465.

Inhalten so nennen will) besitzen wir Relationsvorstellungen und überhaupt begriffliche Gedanken. Und nicht bloß haben die „Sensationalisten" unrecht, welche sie nicht als letzte Bestandteile des Bewußtseins anerkennen, vielmehr auf eine Kombination von Anschauungen zurückführen wollen, sondern auch die von J. sogenannten „Spiritualisten", welche die Relationen für etwas apriori zu den Anschauungen Hinzugebrachtes und für Sache des reinen Verstandes erklären. Nein! die Relationen liegen so gut wie die absoluten Inhalte in den Anschauungen (nur nicht alle in den Anschauungen physischer Phänomene, was auch J. vergißt!). Aber weder aus dem ersten, noch aus dem letzteren folgt, daß die bezüglichen Vorstellungen sämtlich uneigentlich und in diesem Sinne „Fransen" sein müßten. Die Relationsgedanken und begrifflichen Vorstellungen sind zwar keine Anschauungen, und da sie doch nur in innigstem Kontakt mit den Anschauungen möglich sind, bilden sie relativ unselbständige Teile des Bewußtseins;[1]) aber die elementaren unter ihnen enthalten wahrhaft das als intentionalen Inhalt, was ihr Name besagt, d. h. sie sind durchaus eigentliche Vorstellungen, und nur auf Grund solcher eigentlicher Begriffe sind dann auch weiterhin noch die mannigfachen Gebilde der uneigentlichen Vorstellungen möglich.

d) Es war ein Irrtum gewisser „Assoziationspsychologen", wenn sie meinten, in der Empfindung von Weiß die Empfindungen der verschiedenen Spektralfarben „verschmolzen" zu erkennen. Sie hielten da etwas für phänomenal zusammengesetzt, wovon ihnen in Wahrheit nur eine Zusammensetzung in den Ursachen bekannt war. Allein J. verirrt sich ins entgegengesetzte Extrem, wenn er bei keinem Empfindungs- oder „Wahrnehmungs"-inhalt eine Mehrheit von Elementen in der Erscheinung anerkennen, sondern alle Zusammensetzung bloß in den Reizen suchen will. Bezüglich der Gefühle der Lust und Unlust mag es richtig sein, daß wir aus denjenigen, die an gewisse

---

[1]) Um dieser Unselbständigkeit willen mag man sie mit Fransen oder Säumen und mit dem Hof des Mondes vergleichen. Doch gibt es wohl noch bezeichnendere Bilder für ihr Verhältnis zur Anschauung. — Daß J. irrigerweise diesen Charakter von Unselbständigkeit mit einem ganz anderen verwechselt und so die Klasse: transitive states oder fringes zu einer Herberge für Wesen ganz verschiedener Art und Herkunft macht, wurde früher schon angedeutet.

einfachere Eindrücke geknüpft sind, gar nicht die anderen abzuleiten vermögen, welche den aus jenen Elementen zusammengesetzten Eindruck begleiten werden, sondern darüber nur die spezifische Erfahrung in jedem Falle entscheiden kann. Aber etwas Anderes — und J. hält dies nicht genug auseinander — etwas Anderes sind Lust und Unlust, etwas Anderes die ihnen zugrunde liegenden Vorstellungen, z. B. die Empfindungen von Sinnesqualitäten. Bei den Empfindungsinhalten gibt es ohne Zweifel etwas wie eine mechanische Zusammensetzung, d. h. Komposita, welche deskriptiv Elemente erkennen lassen und wahrhaft aus ihnen aufgebaut sind.

Daß wir — entsprechend einem allgemeinen Gesetze des Bemerkens — auch, um ein solches Kompositum zu analysieren, d. h. auf seine Elemente im besonderen aufmerksam zu werden, diese Elemente gesondert oder als Teile anderer Kombinationen erfahren müssen, beweist bloß, daß eine kausale Scheidung oder eine Analyse der Reize Bedingung für die psychologische Analyse der phänomenalen Empfindungsinhalte ist. Aber J. sollte deshalb nicht die letztere gänzlich leugnen und die erstere allein anerkennen wollen.

e) Wir billigen es natürlich auch nicht, wenn sogenannte Sensationalisten und Assoziationspsychologen sogar psychische Tätigkeiten, welche toto genere vom bloßen Vorstellen verschieden sind, aus einer Verbindung von Vorstellungen ableiten wollten. So sind wir z. B. mit J. ganz einverstanden, daß zwei Ideen (m und n) haben noch gar nicht heißt: sie vergleichen oder unterscheiden. Die Vergleichung ist ein neuer Vorgang ganz anderer Art. Allein der Gesamtbewußtseinszustand, der die Vergleichung und Unterscheidung von m und n vollzieht, involviert doch auch die Vorstellung von m und n und zwar die „reine" Vorstellung von beiden. In dem Sinne wenigstens, daß wahrhaft m und n Inhalt unseres Vorstellens sein müssen. Ohne das wäre auch nicht wahrhaft ein Vergleich beider möglich. Bezeichnet einer mit J. (vgl. I, S. 498) eben das Verglichenwerden von m und n als ein nicht „rein" im Bewußtsein Bestehen derselben, dann ist selbstverständlich, daß der Vergleichende m und n nicht rein vorstellt. Aber jene Ausdrucksweise scheint mir doch wenig glücklich, ja recht mißverständlich. Positiv unrichtig aber ist es, wenn der Verfasser an derselben Stelle sagt, das allgemeine Gesetz, daß jeder Eindruck, den das Gehirn

erfahren, eine Modifikation in ihm zurücklasse, welche als mitwirkender Faktor alle späteren Erfahrungen bestimme, bringe es mit sich, daß wir unmöglich m und n unmittelbar nacheinander vorstellen und sie „rein“, d. h. (wie sofort gesagt wird) unverglichen (uncompaired) im Bewußtsein haben könnten. In Wahrheit können sich beide unmittelbar folgen, ohne daß es zu einem Akt der Unterscheidung kommt. In diesem Sinne muß man auch gegen J. betonen, daß zwei Ideen haben noch nicht heißt: sie unterscheiden!

Doch nicht genug! Indem der Verfasser in der eben gehörten Weise die vermeintliche Unmöglichkeit, die „reine“ Idee von m oder n zweimal zu erfahren, aus der bleibenden Modifikation erschließt, die das Gehirn durch jeden Eindruck und jede Gleichgewichtsänderung erleide, verweist er auch auf Ausführungen S. 232—236. Allein hier finde ich unter ähnlich klingenden Ausdrücken ganz andere Konsequenzen aus der beständigen Modifikation des Gehirns gezogen, von denen ich mich wundern muß, daß J. sie mit den vorhin erwähnten identifiziert. Es wird nämlich schlechtweg die Meinung vorgetragen: weil unsere Empfindungen und Gedanken nicht zweimal in einem völlig gleichen Gehirn (unmodified brain) stattfinden, vielmehr in jedem späteren Gehirnzustand alle früheren nachwirkten, so folge, daß in Wahrheit weder zwei gleiche Empfindungen noch zwei gleiche Gedanken jemals, früher und später, in uns auftreten könnten.

Wäre nun damit bloß gemeint, daß unser psychischer Gesamtzustand in einem beständigen Wechsel begriffen sei, so hätten wir nichts dagegen zu erinnern. Allein J. glaubt damit der sogenannten atomistischen Psychologie den Todesstoß zu versetzen, und so heißt bei ihm jeder Versuch, in dem unablässig wechselnden konkreten Gewebe unseres psychischen Lebens doch gewisse in gleicher Weise wiederkehrende Elemente zu entdecken. Eben dieser Versuch soll nun nach seiner Meinung schon durch die Grundtatsachen der Gehirnphysiologie ausgeschlossen sein, und in diesem Sinne soll die Thesis gelten, daß es niemals etwas wie two successive copies of the same thought in uns gebe, vielmehr alles Spätere, was man einem Früheren für gleich halten möchte, in Wahrheit ihm ungleich und irgendwie alteriert sei. Was aber diese Thesis betrifft, so mag man zwar als Tatsache zugeben, daß nicht zweimal völlig dasselbe Gelb

oder Rot und nicht zweimal ein Ton von absolut gleicher Tonhöhe in unserer Empfindung auftrete, und so im übrigen; weil es sich dabei um Gebiete handelt, wo die Spezies infinitesimal variieren. (Abgesehen davon, daß wir — auch wenn hier zweimal völlig dasselbe gegeben wäre — es natürlich nicht zu konstatieren vermöchten.) Allein wenn jenes Nichtwiederkehren völlig gleicher Empfindungsinhalte die notwendige Folge des Einflusses früherer Bewußtseinszustände und der Veränderung des Gehirns wäre, und aus den gleichen Gründen auch die Wiederkehr eines Gedankens von gleichem Inhalt eine Unmöglichkeit bildete, dann hätte dies doch — für die Psychologie nicht bloß, sondern für die Wissenschaft überhaupt — Folgen der bedenklichsten Art. J. findet selbst, wo er von den Begriffen handelt, the law of constancy in our meanings sei der wichtigste Zug unserer ganzen geistigen Organisation. Wohlan! Nachdem sich uns oben gezeigt hat, daß es eine Fiktion ist, wenn er glaubt, alle unsere begrifflichen Gedanken könnten etwas „meinen" oder „bedeuten", ohne es intentional zu enthalten, so folgt, daß jener „wichtigste Zug unserer geistigen Organisation" eben darin besteht, daß Gedanken von gleichem Inhalt wiederkehren und daß wir wahrhaft und eigentlich mehrmal dasselbe denken können. Und diese Folgerung veranlaßt ihn doch vielleicht zu einer Revision seiner allzu zuversichlichen Schlüsse aus der Veränderung des Gehirns auf einen schlechthinigen Wechsel im Bewußtsein, wie er sie I, S. 230—37 gezogen und gegen die bisherige Psychologie gewendet hat!

f) Aber unsererseits sei ein anderes und letztes Zugeständnis nicht verschwiegen. Die sogenannte Assoziationspsychologie hat manche Verknüpfung von Vorstellungsinhalten fälschlich für eine solche gehalten, wie sie zwischen den Inhalten assoziierter Vorstellungen besteht. Man hat die große Mannigfaltigkeit und verschiedene Eigenart der Teilverhältnisse, die zwischen den Elementen unseres gleichzeitigen und wechselnden Vorstellungsganzen bestehen, vielfach verkannt. So war es z. B. ein Irrtum, wenn Locke meinte, Raum und Farbe (ja sogar Ausdehnung und Gestalt) seien in derselben Weise verbunden wie (etwa in der Vorstellung des Zuckers) Farbe und Geschmack. Letztere bilden ein bloß äußerliches Kollektivum von Inhalten, und zwischen ihnen kann Assoziation, d. h. gewohnheitsmäßige Ver-

knüpfung sich bilden. Wer dagegen bei den ersteren von Assoziation redete, der könnte es nur entweder vermöge gänzlicher Verkennung des wahren Sachverhaltes oder aber, indem er mit Bewußtsein eine starke und aufs entschiedenste zu mißbilligende Äquivokation schüfe. Noch mehr haben diese Verschiedenheit der Verknüpfungsweisen in unseren Vorstellungsinhalten Spätere verkannt, welche sogar Gattung und Spezies, z. B. Farbe und Röte, assoziiert nannten, während in Wahrheit die letztere Vorstellung die erstere einschließt. Kurz: Die Lehre von der Analyse der Ideen fällt nicht zusammen mit derjenigen von der Assoziation derselben. Aber nichtsdestoweniger bleibt die erstere eine der fundamentalsten Aufgaben des deskriptiven Teils der Psychologie, und die letztere eine der wertvollsten Leistungen, die der genetische Teil bisher aufzuweisen hat. — Und ich kann mich, mit Bezug auf die zweitgenannte, auch nicht damit einverstanden erklären, wenn J. statt von Ideenassoziation in Zukunft von Assoziation von Objekten (things thought of) reden will (vgl. I, S. 554 ff.). Die Opposition des Verfassers hängt mit schon bekannten Irrtümern zusammen, die er selbst begeht und mit anderen, die er allgemein der „Assoziationspsychologie“ unterschiebt. Eliminiert man sie, so fehlt jeder vernünftige Grund zu einer Einsprache gegen die bisherige Bezeichnung und zur Annahme der neuen. Daß die Gesetze der Ideenassoziation Gesetze der Verknüpfung der wirklichen Objekte seien, wäre offenkundig unrichtig. Solche Gesetze sind z. B. die der Naturwissenschaft. Es können also unter den things thought of bloß die intentionalen Objekte gemeint sein; und da eine der üblichen Bedeutungen des Wortes „Idee“ eben auf die intentionalen Objekte unserer Vorstellungstätigkeit geht, so hieße es um Worte streiten, ja eine ganz brauchbare und bisher allgemein verstandene Ausdrucksweise ohne Not verlassen und mit einer mißverständlichen vertauschen, wenn man dem Vorschlag von J. folgen wollte.

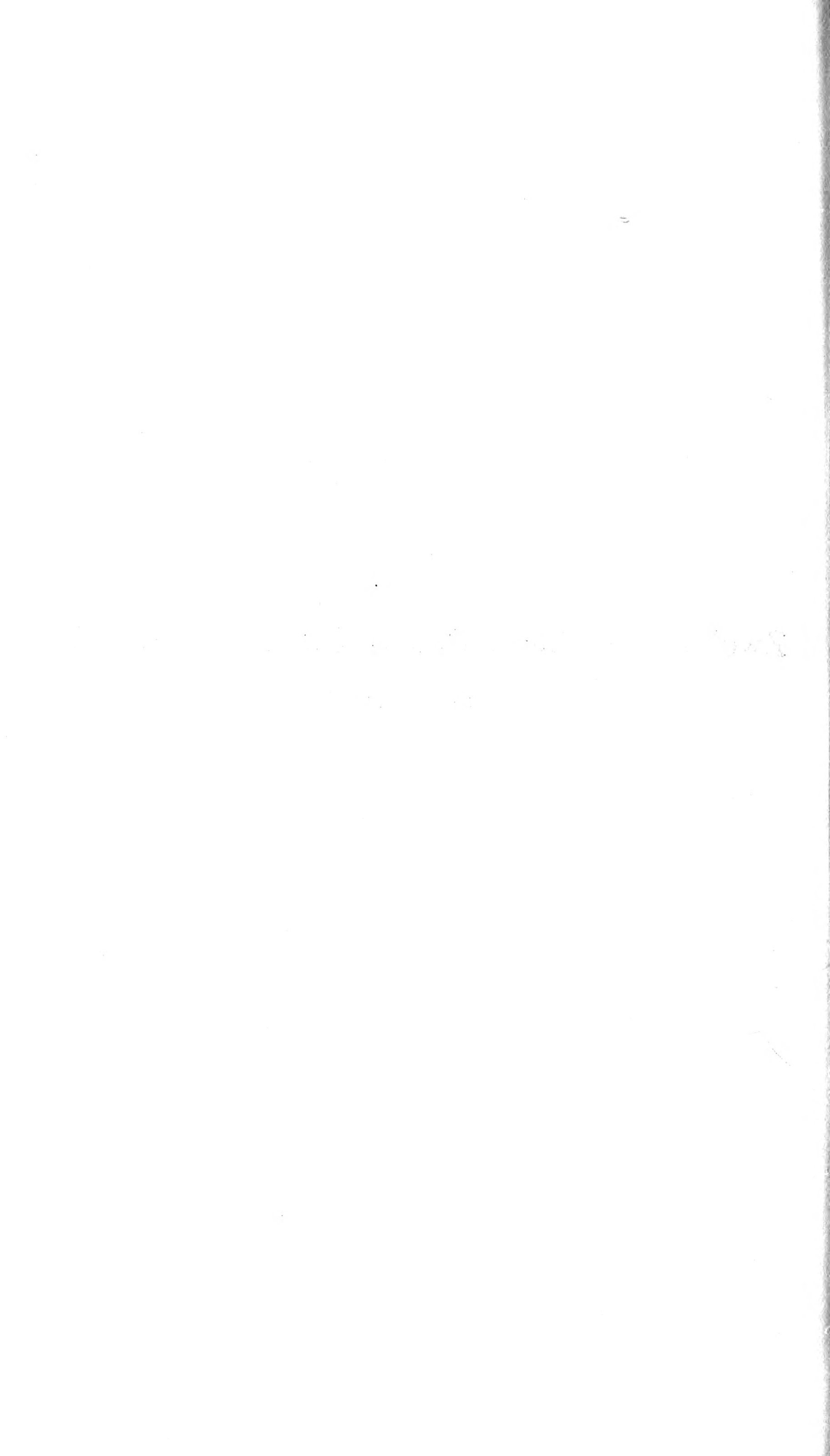
Wir sind ausführlicher geworden, als es bei Besprechungen wohl üblich ist. Doch konnten wir der großen Gelehrsamkeit und dem wirklichen Wert des besprochenen Werkes einerseits und der Sache der Wahrheit andererseits nicht gebührend gerecht werden, als indem wir, wo eine Mißbilligung ausgesprochen werden mußte, sie eingehender begründeten. Der Verfasser stellt

in der ehrlichsten Absicht, die Psychologie von Irrtümern zu befreien, und Hand in Hand mit Ausführungen, die Gründlichkeit und Exaktheit in gewisser Richtung anstreben, Grundsätze auf, die diese Wissenschaft nach anderer Richtung der Seichtigkeit überliefern und damit indirekt auch jene von ihm selbst angestrebte Exaktheit gefährden würden; ja Grundsätze, die — konsequent durchgeführt — die Möglichkeit jeglicher psychologischen Forschung in Frage stellen. Dies erheischte eine Verständigung, und ihr, nicht der Bemängelung der Arbeit eines unermüdlichen und geistvollen Forschers, sollten diese Zeilen dienen.

IV.

Zwei akademische Reden von Karl Stumpf.

Eine Besprechung.



I.

In dem Vortrag „Die Wiedergeburt der Philosophie“ [1]) will der Autor die Eindrücke und Gedanken über die Tendenz der philosophischen Bewegung seit Hegel wiedergeben, wie sie ihm seit vier Dezennien zu Überzeugungen geworden seien. Die Philosophie hat in dieser Zeit, so meint er, eine Katastrophe erlebt, und der Spott und die Mißachtung, die sich gegen ihre Methoden und Äußerungen bei Schelling und Hegel wendeten, kehrten sich bald gegen alles Philosophieren überhaupt.

Doch nicht lange währte dieser Tiefstand. Schon im sechsten und siebenten Dezennium des vorigen Jahrhunderts betraten Lotze und Fechner neue Bahnen, und ihre fachmännischen, naturwissenschaftlichen Kenntnisse waren es, woraus sie die Kraft dazu schöpften. Von anderer Seite aber öffnete man sich neue Hilfsquellen in der Anknüpfung an frühere große Denker, an Kant und noch mehr an Plato und Aristoteles, denen sich ein erneutes, sorgfältiges Studium zuwendete.

Schon aus diesem historischen Überblick, mit dem Stumpf seine Rede einleitet, geht hervor, daß er die Bewegung, die seit 50 Jahren in der Philosophie Platz gegriffen hat, im großen und ganzen als eine aufsteigende ansieht. Doch wirft er nun weiterhin direkt die Frage auf, ob er recht daran tue, ob wirklich der so angebahnte Weg zu einer Wiedergeburt der Philosophie zu führen vermöge oder ob wir, um eine solche herbeizuführen, vielleicht doch umkehren müßten.

Zwei Wege sind — so bemerkt er — versucht worden, um die Aufgaben der Philosophie zu lösen, derjenige der Empirie und derjenige der apriorischen Spekulation. Die Erfahrungsphilosophie „wächst aus den Einzelwissenschaften heraus“; die aprioristische Philosophie dagegen — wofür wir ein prägnantes

---

[1]) Die Wiedergeburt der Philosophie. Rede zum Antritt des Rektorats der Königl. Friedrich Wilhelms-Universität in Berlin am 15. Oktober 1907 von Karl Stumpf. Leipzig 1908.

Beispiel an den idealistischen Systemen des vorigen Jahrhunderts hatten — setzt eine besondere philosophische Methode der allgemein-wissenschaftlichen gegenüber. „Die Geschichte lehrt uns, welche Motive damals zu dieser Wendung führten.“ Es war: einmal der Umstand, daß „Gefühl und Wille einen Anteil an der Gestaltung der Weltanschauung verlangten“, und daß man ihnen den Vorrang vor dem Verstande einräumte. Sodann aber war auch von Einfluß „der Aufschwung, den die Geisteswissenschaften und die Blüte und Nachblüte, den die deutsche Dichtkunst“ gerade damals erlebten. Unter ihrem Einfluß und nach ihrem Vorbild wollte die spekulative Philosophie ihren Gegenstand lebendig nachfühlen und im Innersten erfassen, und darum wandte sie sich speziell von der mathematisch-mechanischen Naturerklärung als unphilosophisch ab. Allein damit wurde diese Spekulation mystisch und selbst zu einer Art Dichtung, und bei aller Anerkennung gegenüber manchem, das für diese Bestrebungen einnehmen könne, weist Stumpf einen solchen Primat des Willens und Gefühls und die Vermischung von Dichtung und Wissenschaft zurück. Von den beiden angegebenen Wegen könne also, wie die Geschichte zeige, nur der erfahrungsmäßige zu einer gedeihlichen Entwicklung der Philosophie führen, und bloß das könne noch gefragt werden, von welcher Erfahrung der Ausgang genommen werden solle, ob von der geisteswissenschaftlichen und psychologischen oder von der naturwissenschaftlichen. Und hier entscheidet sich der Autor für die letztere. Nicht bloß die Schulung in der Methode der Naturwissenschaft sei für den Philosophen geboten, es seien ihm auch gründliche positive Kenntnisse unentbehrlich als Basis und Anknüpfungspunkt für philosophische Probleme und Forschungen, wie ein Blick auf die moderne und modernste Entwicklung der Mathematik, der Physik und Biologie zeige. Würde Einer freilich daraufhin meinen, es sei also am besten, die Philosophie ganz den Naturforschern zu überlassen, da diese in ihrem Fache doch jedenfalls am besten geschult seien, so würde Stumpf dem doch noch lebhafter widersprechen „als den Träumen der Idealisten“. Die Naturwissenschaft bilde zwar die zweckmäßigste „Grundlegung“ für die philosophischen Forschungen, aber für ihre „Durchführung“ sei sie allein nicht genügend. Dem Naturforscher als solchem ist das Seelenleben völlig fremd. Darin aber habe der deutsche Idealismus recht gehabt, daß dem Geistigen die Priorität zukomme

gegenüber dem Physischen, sowohl im Sinne der Ursprünglichkeit (das Psychische ist die einzige Realität, die uns in direkter und unmittelbarer Erfahrung gegeben ist), als auch im Sinn des höheren Wertes (auf psychischem Gebiete liegen die primären und letzten Werte, zu denen alles andere als Mittel und kausale Bedingung hinzugegeben erscheint). Und auch für die höchsten metaphysischen Fragen sei — neben einer Vertiefung der Entwicklungslehre — insbesondere die psychologisch-ethische Analyse des Bewußtseins wichtig. Wenn also der Umstand, daß eine Reihe von Forschern in der erwähnten Weise mit neuem Mut und in geduldiger Zusammenarbeit an der Lösung der philosophischen Probleme tätig sind, als eine Erscheinung der Wiedergeburt der Philosophie gelten kann, so sei heute in der Tat von einer solchen zu sprechen.

Diesem Urteil, wie überhaupt dem meisten in diesen, nicht bloß in den Resultaten, sondern auch in ihrem harmonischen Aufbau bemerkenswerten Ausführungen, möchte auch ich zuzustimmen. Es ist zweifellos richtig, daß der deutsche Idealismus eine Periode des Niederganges bedeutete, der in einer falschen Methode seine Wurzel hatte. Dem Willen und Gefühle den Primat über den Verstand einräumen, bedeutet m. E. stets entweder den Verzicht des Wissens zu Gunsten eines blinden und bloß auf Gemütsbedürfnissen basierten Glaubens oder ein Überwiegen der ästhetischen Motive über die Anforderungen der Logik und damit eine Vermischung von Wissenschaft und Dichtung. Daß die letztere den Ruin der Philosophie bedeutet, ist wohl klar. Aber auch der Glaube kann nicht und nirgends als ein logisch berechtigtes Surrogat des Wissens gelten, außer sofern man darunter ein vernünftiges Vertrauen auf die Autorität der Wissenden versteht von Seite solcher, die auf einem gewissen Gebiete sich eine Einsicht nicht zu verschaffen im Stande sind. Im Übrigen soll auch in philosophischen Fragen der Weltanschauung die Evidenz allein unser Führer sein und kann ein Dualismus von Wissen und Glauben vom logischen Standpunkte nicht gebilligt werden. Wenn wir aber so, auch in der Philosophie, auf Verstand und Erfahrung als einzige Erkenntnisquellen angewiesen sind, so heißt dies, daß auch hier die Methode der Naturwissenschaft allein zum Ziele führen kann, wenn auch in der Form, die der Besonderheit der Probleme angemessen ist — ein Unterschied, durch den sie ja auch schon innerhalb der Naturwissenschaft selbst mannigfaltig differenziert wird.

Auch was Stumpf über die Unentbehrlichkeit gründlicher naturwissenschaftlicher Kenntnisse für den heutigen Philosophen sagt, kann und muß man gewiß unterschreiben. Nur möchte ich meinen, daß, wenn sie für eine „zweckmäßige Grundlegung“ philosophischer Untersuchungen zu verlangen sind, dies ebensosehr von psychologischen und geisteswissenschaftlichen Kenntnissen gilt, und um so mehr, als dasjenige Gebiet, das Stumpf (S. 28) „Phänomenologie“ nennt und von dem er mit Recht sagt, daß seine gründliche Bearbeitung auf Schritt und Tritt zur Klärung philosophischer Fragen führe, mir in Wahrheit nur einen Teil der deskriptiven Psychologie zu bilden scheint. Der Metaphysiker muß m. E. ebensosehr Psychologe als Naturforscher sein, und daß der Ethiker, Logiker und Ästhetiker ersteres in besonderem Maße sein muß, scheint mir außer Zweifel. Gewiß hat denn auch Leibniz mit darum nicht bloß in der Mathematik und Physik, sondern auch in der Philosophie Bedeutendes geleistet, weil er neben den mathematisch-naturwissenschaftlichen Gaben und Kenntnissen auch die Kraft der psychologischen Analyse besaß. Sind solche Leistungen doch auch einem Locke gelungen, obwohl er in jenen anderen Gebieten nicht hervorragte, sondern es nur verstand, das seelische Gebiet nach analogen Methoden zu durchforschen wie der Anatom und Physiologe das leibliche. Der deutsche Idealismus ist freilich bei seiner oben charakterisierten Anlehnung an die Geisteswissenschaften (wie die Geschichte, die Sprachwissenschaft) auf Abwege geraten. Aber dies lag und liegt nicht an diesen selbst. Sie suchen mit Recht ihren Gegenstand im Innersten zu erfassen. Sie vermögen an dem Vorzug der Psychologie zu partizipieren, die — weil uns (wie auch Stumpf treffend betont) unser eigenes Innere, und nur dieses, in direkter Erfahrung gegeben ist — der Naturwissenschaft weit überlegen ist in bezug auf die deskriptive Erkenntnis ihres Gegenstandes; wie sehr auch ihre genetischen Forschungen im Vergleich mit denen auf manchen naturwissenschaftlichen Gebieten unvollkommen und zurückgeblieben sein mögen. Die Schuld trug vielmehr die verkehrte Methode jener Philosophie, welche in Reaktion gegen das vorausgegangene skeptische Aufgeben aller Metaphysik [1]) und in ungesundem Heiß-

---

[1]) Vgl. darüber F. Brentano, Die vier Phasen der Philosophie und ihr augenblicklicher Stand. Stuttgart 1895.

hunger nach einer tieferen Wesenserkenntnis der gesamten Welt und ihres Urgrundes auch auf die äußere Natur und den Weltprozeß die aus dem eigenen Innern geschöpften Begriffe in kühnster Weise übertragen wollte. Indem sie die Gebote der Logik und die Grenzen unseres Erkenntnisvermögens zugunsten überfliegender Wünsche ignorierte und Entdeckung und Erdichtung konfundierte, wurde infolge dieses Krebsübels ungesunder Methode zu einem verzehrenden Gifte, was unter anderen Umständen ein lebenbringender Nährstoff sein konnte. Doch dies alles will gewiß auch Stumpf dadurch nicht leugnen, daß er die Psychologie nicht für die „Grundlegung", sondern für die „Durchführung" der philosophischen Forschungen als unentbehrlich erklärt. Und dann ist unsere Differenz mehr verbal als sachlich. Ja dies scheint mir um so sicherer, als er ausdrücklich mit Bezug auf Lotzes und Fechners Bestrebungen bemerkt: von einer in naturwissenschaftlichem Geiste betriebenen Psychologie aus sei neues Leben in die Philosophie gekommen.

Und ebenso richtig ist es, wenn er als eine solche Quelle neuer gesunder Kraft die kritische Vertiefung in die philosophische Tradition bezeichnet. Auch bei Leibniz war es ja mit diese vorurteilslose Bereitwilligkeit und das glückliche Geschick, von den Früheren (selbst von der verrufenen Scholastik, von der er ja sagte: aurum latet in illo stercore) zu lernen, was außer den früher erwähnten Gaben, seinem Philosophieren den unsterblichen Gehalt gab. Und auch heute wird die Philosophie zu neuem Leben erstehen, in dem Maße, als sie zu lernen bereit ist, wie einerseits von der Erfahrung und den Spezialwissenschaften, so anderseits von jeder früheren ernsten Forschung auf ihrem Gebiete.

II.

Weite Kreise, so führt der zweite Vortrag aus, sind heute erfüllt von einem ethischen Skeptizismus,[1]) dem alle sittlichen Vorschriften wandelbar erscheinen; ja man verzweifelt daran, die ethischen Gebote mit festen wissenschaftlichen Grundlagen in einleuchtende Verbindung zu bringen. Doch warum, so frägt Stumpf, soll dies unmöglich sein?

---

[1]) Vom ethischen Skeptizismus. Rede zur Gedächtnisfeier des Stifters der Berliner Universität, König Friedrich Wilhelm III., in der Aula am 3. August 1908, gehalten von Karl Stumpf. Berlin 1908.

Können nicht die emporstrebenden Geisteswissenschaften, voran Kulturgeschichte und Völkerkunde, Licht in dieses Dunkel bringen? Zunächst scheinen sie bloß die Wirrnis zu vermehren, indem sie darauf führen, daß sich zu jeder Handlung, die wir gut nennen, eine entgegengesetzte aufzeigen läßt, die anderen Völkern als solche gilt. Doch ist dies wirklich eine unwiderlegliche Stütze für die Skepsis? Nicht ohne Weiteres. Denn vielleicht haben gewisse sog. Naturvölker noch garnicht den Begriff des Guten. Aber selbst wenn ihnen etwas wie unser „Gewissen“ nicht gänzlich fehlt, kann ja unter verschiedenen Verhältnissen wirklich Verschiedenes gut und ethisch richtig sein, da das Nützliche, warauf die praktischen Regeln gehen, unter verschiedenen Umständen ein recht Verschiedenes ist. Und auch wenn die Ethik der Zukunft eine andere sein wird als unsere heutige, kann dies — richtig verstanden — nicht zum Skeptizismus führen, sondern nur von ihm erlösen. Das Zukünftige in Sitten und Gesetzen wird eine konsequente und stetige Fortentwicklung des Gegenwärtigen sein. Das Freiheitsideal, die sexuellen Ideale usw. nehmen unter veränderten Lebensumständen naturgemäß verschiedene Formen an, und wenn das Gewissen sich ändert, so ist es im allgemeinen nur im Sinne einer Differenzierung und Vertiefung.

So lehren denn die völkerpsychologischen Verschiedenheiten in ethischer Hinsicht nicht den skeptischen Verzicht. Die Erfahrung zeigt vielmehr überall, wenn auch hier und dort in verschiedener Färbung, die Existenz von Wertgefühlen, die im allgemeinen gleich gerichtet sind. Ihre Gesamtheit macht das Gewissen im populären Sinn aus, und sie dürfen beanspruchen als eine Tatsache ersten Ranges und eine wirkungsgewaltige, reale Kraft anerkannt zu werden.

Diese Gefühle (und was aus ihnen entspringt) sind auch nicht aus blinder Gewohnheit zu erklären. Wäre dies, dann wären sie allerdings nicht wahrhaft als ethisch anzuerkennen. Denn darin hat Kant Recht, daß alles sittliche Handeln sich als ein im höchsten Grade einsichtiges von allem instinktiven und gewohnheitsmäßigen unterscheiden muß. Nur irrte er, indem er dem Prinzip, auf welches er alle ethischen Urteile zurück zu führen sucht, eine formalistische Fassung gab. Nein! Jene Wertgefühle, auf denen alles basiert, und denen (worauf Brentano hingewiesen hat) ein den einsichtigen Urteilen analoger

Charakter zukommt,*) geben uns objektive Werte als letzte Tatsachen kund, und diese primären Güter sind die obersten Leitsterne für die Gewinnung von Regeln für unser ethisches Verhalten. Von jenen zu diesen und insbesondere bis zu den unmittelbar praktischen Maximen des Augenblicks ist freilich oft ein weiter Weg. Aber er kann ganz von der Einsicht gewiesen sein, die, außer dem unmittelbar und absolut Guten, mit Sorgfalt auch das mittelbar und relativ Wertvolle oder Nützliche ermittelt, welches vermöge seiner Verschiedenheit unter verschiedenen Verhältnissen eine wohlberechtigte Relativität der sekundären und speziellen ethischen Gebote begründet.

Diesen überzeugenden Ausführungen des Autors, die sich öfter zu kraftvollem Schwung der Gedanken und Worte erheben, kann man in allem Wesentlichen nur beistimmen. Gewiß folgt aus der Tatsache, daß es eine „temporale, lokale und nationale Ethik" gibt, nichts Entscheidendes für die Skepsis. Vielmehr ist es in doppeltem Sinn eine Notwendigkeit, daß sich „die ethischen Ideale mit dem allgemeinen Kulturzustande verschieben" und einer stetigen Fortbildung unterliegen, einmal: indem das Aufkeimen und die Genesis des richtigen ethischen Urteils notwendig eine Sache allmählicher Entwicklung und Läuterung aus Zuständen des Irrtums und völliger Blindheit heraus ist, und zum andern: indem sein Inhalt selbst in Hinsicht aller sekundären Regeln des Handelns mit der Änderung der Lebensbedingungen usw. notwendige Änderungen erfährt.

Sehr zutreffend ist auch Stumpfs Bekämpfung des Versuches von A. Bain und Anderen, die Sittlichkeit als Frucht der Vergeßlichkeit und als Sache einer Befolgung von Regeln ohne Rücksicht auf ihren (egoistischen) Ursprung hinzustellen. Wäre dies, so hätten wir es mit einem blinden, gewohnheitsmäßigen Verhalten zu tun, dem jede vernünftige Sanktion fehlte und das darum — wenn man den Worten ihre wahre Bedeutung gibt — nimmermehr den Namen der Sittlichkeit verdiente. Nein! Auch in ethischer Beziehung giebt es wirkliche Einsichten, und auch hier vermag die Evidenz einerseits den Dogmatismus und andrer-

---

*) Jene Wertgefühle, denen „ein dem einsichtigen Urteilen analoger Charakter" zukommt, nennt Brentano auch „als richtig charakterisierte Gemütstätigkeiten". Von einer Analogie kann man insofern sprechen als die Richtigkeit der emotionalen Akte analog ist der Richtigkeit der Urteile. Vgl. oben S. 99 und unten S. 174 Anm. [Kr.]

seits die Skepsis zu überwinden, die gewöhnlich im Gefolge des ersteren auftritt; bei den „Intellektuellen“ als natürliche Reaktion gegen ihn, bei den Autoritätsgläubigen dagegen ebenso als Sache der Mode und Geistesträgheit wie jener, und darum oft ebenso hochmütig und absprechend wie er.

Auch hinsichtlich des Weges, der von der Güterlehre, die den Ausgangspunkt der philosophischen Ethik bilden muß, zur Pflichtenlehre führt, kann ich dem Autor nur beistimmen. Derselbe Lichtstrahl sittlicher Erkenntnis, der uns Tugend, Wissen, Schönheit usw. als letzte Werte offenbart, zeigt uns zugleich, daß dies alles Güter sind, mögen sie wo immer verwirklicht sein, in uns oder in anderen Individuen, haben doch jene Wertgefühle einen den apodiktisch-allgemeinen Evidenzen auf dem Gebiete des Urteils analogen Charakter!*) Damit ist aller Egoismus der Eigenliebe, und auch der verfeinerte Hedonismus einer Jagd nach den angenehmen Gefühlen der Selbstachtung und die bloße Furcht vor den Qualen der Reue (vor der inneren Hölle), als sittlich unvollkommen gerichtet. Denn es gilt nunmehr das Prinzip der Summation und die Forderung, das höchstmögliche Maß von Gütern und die möglichste Freiheit von Übeln anzustreben für die Gesamtheit aller Wesen, die deren fähig sind. Und so ergibt sich — wie Stumpf betont — als ein Naturgesetz zugleich und als ethische Maxime das alte Wort, daß nur der seine Seele gewinnt, der sie verliert, d. h. daß nur der sich zu wahrer ethischer Größe erhebt, der sich selbst über dem Guten der Gesamtheit zu vergessen und ihm zu opfern vermag. An solchen guten Willen wird zwar die Freude des guten Gewissens sich knüpfen; denn alles Gute erweckt Freude. Aber nicht alles Gute ist mit Freude (und noch weniger egoistisch: mit meiner eigenen Freude) identisch.

---

*) Marty spricht hier den Wertgefühlen einen den apodiktisch-allgemeinen Evidenzen auf dem Gebiete des Urteils analogen Charakter zu. Die Revision dieser Ansicht hat jedoch ergeben, daß von Evidenz und daher auch von apodiktischer Evidenz nur bei Urteilen gesprochen werden kann. Die Analogie zwischen Urteil und Gemütstätigkeiten in der fraglichen Richtung bezieht sich ausschließlich auf den Charakter der Richtigkeit. Apodiktischen Charakter haben jedoch die auf Grund der Erfahrung als richtig charakterisierter Gemütstätigkeiten und Hand in Hand mit den Wert- und Vorzugsbegriffen gewonnenen Werterkenntnisse. Vgl. Martys „Untersuchungen“, I. Bd., S. 429, Anm. 2; ferner oben S. 56. [Kr.]

In sehr schöner Weise legt Stumpf endlich dar, wie aus dem Gesagten sich ergibt, daß zur Hebung unserer sittlichen Erkenntnis ein Doppeltes not tut, nämlich die möglichste Ausdehnung unserer Kenntnis der wirklichen Verhältnisse und dessen, was unter ihnen gut und nützlich ist, und sodann die möglichste Vertiefung unserer Einsicht in die wahren Wurzeln der Sittlichkeit. Solches Nachdenken über sittliche Probleme, das selbst schon eine ethische Betätigung ist, sollte aber insbesondere bei den „Intellektuellen“ niemals ruhen, und sie haben auf Grund ihrer überlegenen Einsicht die Pflicht, denjenigen als moralische Führer zu dienen, die vermöge ihrer natürlichen Anlage mehr darauf angewiesen sind, sich von Autoritäten leiten zu lassen.

Jene Mahnung zur Selbsterziehung, um auch für die Erziehung Anderer fähig zu werden, ergeht denn auch — wie Stumpf eindringlich ausführt — an die deutsche akademische Jugend als die junge Intelligenz. An ihr ist es, die lauten und leisen Stimmen Lügen zu strafen, die davon reden, daß zu dem äußeren Ansehen und dem größeren materiellen Gedeihen des deutschen Gesamtvaterlandes unaufhaltsam ein Niedergang des geistigen und sittlichen Lebens sich geselle. Und das ist in ihre Hand gegeben, wenn sie — ähnlich wie einst die Jugend in der schweren Zeit, aus deren Not die Stiftung der Berliner Universität entsprang — alles setzt an eine Erneuerung des inneren Lebens und die rückhaltlose Hingabe an den „erhabenen, großen Namen der Pflicht“, dessen Sinn und Bedeutung, wenn auch vorübergehend durch die Skepsis verhüllt, dem ernsten Nachdenken und unverfälschten Gefühl sich immer wieder erschließt und in ungeschwächter Kraft entgegenleuchtet.

Nicht besser und schöner als mit solchen mahnenden und begeisternden Worten an die akademische Jugend konnte Karl Stumpf sein Rektorat an der ersten Universität des deutschen Reiches beschließen, und er ist damit selbst würdig in die Fußtapfen Kants und Fichtes getreten, deren sittlich regenerierende Wirksamkeit er als vorbildlich ehrt und bewundert.



V.

Sexualethischer Aufruf an die Studentenschaft aus dem Jahre 1905.*)

*) Am Schlusse des Aufrufes war folgender Zusatz abgedruckt: „Der akademische Senat der k. k. deutschen Universität in Prag empfiehlt diese Schrift von Professor Dr. Marty, deren praktische Tendenz er vollkommen billigt, den Studierenden zu ernster Beherzigung.“



Kommilitonen!

Die medizinischen Autoritäten, die auf dem Ihnen gleichzeitig mit diesen Blättern übergebenen Aufrufe vom Standpunkte der Hygiene ihre warnende Stimme gegen die Gefahren des außerehelichen Geschlechtsverkehres erheben, bemerken am Schlusse ihrer so beherzigenswerten Ausführungen: sie hätten bloß als Ärzte und Vertreter der Gesundheitspflege zu Ihnen gesprochen und die Gebote der Moral, so berechtigt sie auch erscheinen, völlig beiseite gelassen. Doch fügen sie hinzu, daß auch nach ihrer Ansicht kaum an einem anderen Punkte zu den Schädigungen des Körpers so oft und so leicht solche des Charakters, der ganzen Denk- und Sinnesart sich gesellen, wie gerade hier.

1. In der Tat! Nichts ist unbesonnener und törichter als die Rede, die man manchmal hört, als ob jenes Gebiet des Tuns und Lassens des jungen Mannes sittlich indifferent wäre und gleichsam „jenseits von Gut und Böse" läge. Vom Standpunkte einer von der Vernunft durchleuchteten Lebensauffassung ist in Wahrheit keine Handlung, die ein zurechnungsfähiges Wesen in diesem Zustande verübt, völlig indifferent gegenüber dem Sittengesetz, und wie sollten es die sexuellen sein, die von so schwerwiegenden Folgen begleitet sind für das Wohl und Wehe der beteiligten Individuen und des ganzen Geschlechtes!

Freilich! An der Verwirrung und Verblendung der Gewissen, welcher man hier nicht selten begegnet, tragen verschiedenartige Ursachen die Schuld. Neben der Sophistik der Leidenschaft, die das klare Denken trübt, und neben dem Leichtsinn, der jede ernste Erwägung der Folgen seines Tuns scheut, gewiß auch die mangelhafte Belehrung über die wahren und durchschlagenden Gründe, die den außerehelichen Geschlechtsverkehr als moralisch verwerflich erscheinen lassen. Wie man überhaupt die Sittenregeln vielfach nur als etwas von Tradition

und Autorität Überliefertes hinzustellen und hinzunehmen pflegt, ohne sachliche und vernunftgemäße Begründung, so auch das Gebot der Keuschheit. Und wird dann das Vertrauen in jene Autoritäten irgendwie erschüttert, so wirft gar Mancher, zusammen mit diesen schwachen und ungenügenden Stützen für das Gebot, auch die Pflicht selbst als eine fiktive über Bord.

Da erscheint es denn als eine Sache von größter Wichtigkeit, daß der junge Akademiker, indem er aus dem Zustande schülerhafter Gebundenheit und des Geführtwerdens durch Andere in denjenigen der akademischen Freiheit übertritt, zugleich in die Lage gesetzt werde und seinerseits bestrebt sei, sich über seine wahren sittlichen Pflichten und insbesondere über jenes umstrittene Gebiet der Keuschheit ein wohlbegründetes Urteil zu bilden.

2. Freiheit ist Selbstbestimmung und Selbstführung. Der akademische Bürger aber soll um so mehr sich selbst bestimmen und führen lernen, als er doch Berufe anstrebt, in denen er einst in hervorragendem Maße auch für Andere Berater und Führer sein soll — als Geistlicher, Beamter, Richter, Arzt, Lehrer usw. Und wie könnte er Anderen ein zuverlässiger Führer sein, wenn er sich selbst nicht richtig führen gelernt?

3. Selbstbestimmung, Selbstführung — ein schönes Wort! Aber was ist dieses Selbst, das unser Führer sein soll? Ist es kurzweg unsere menschliche Natur? Wenn dies, dann gäbe es bei dieser Selbstführung keinen Unterschied von richtig und unrichtig, keinen von Gut und Schlecht. Denn nach Gesetzen der menschlichen Natur geschieht Alles, was in uns geschieht, Seelisches wie Körperliches. Auch alle unsere psychischen Betätigungen und Verhaltungsweisen treten gesetzmäßig in uns auf, in dem Sinne, daß sie durch die Kräfte und Gesetze der menschlichen Natur determiniert sind; der krasseste Aberglaube wie die wissenschaftliche Einsicht und das gemeinste Verbrechen so gut wie der Akt heroischer Pflichterfüllung. Es gibt kein zufälliges Geschehen; in uns, so wenig als außer uns. Aber obwohl Alles, was wir tun, all unser Urteilen, Fühlen, Wollen und Handeln, gesetzmäßig eintritt im ebenerwähnten Sinne, so ist doch durchaus nicht jedes in gleicher Weise den Regeln des Richtigen konform. Es gibt ein richtiges und der Norm entsprechendes und andererseits ein unrichtiges und normwidriges Verhalten in Hinsicht auf unser Fühlen und Wollen wie in

Hinsicht auf unser Urteilen, und mit Recht nennen wir unser Selbst, sofern es uns zum richtigen Urteilen und Fühlen bestimmt und in einem solchen der Norm entsprechenden Denken und Handeln sich betätigt, den edelsten und besten Teil in uns.

Dieser Teil unseres Selbst ist jene hehre Macht, der folgend wir nicht beliebigen Antrieben, sondern nur dem, was durch eine innere Sanktion die Herrschaft verdient, untertan und darum nicht geknechtet, sondern im wahren und besten Sinne frei sind. Wenn wir deshalb vom jungen Akademiker und jedem höherstehenden Menschen verlangen, daß er z. B. auf intellektuellem Gebiete sein eigener Führer zu werden lerne, so meinen wir damit nicht bloß, daß er sich gewöhne, in seinem Urteil und Fürwahrhalten statt durch äußere Autorität durch beliebige innere Motive bestimmt zu werden, die vielleicht gar keine Garantie für die Richtigkeit des Geglaubten bieten, sondern wir wünschen, daß die innere Stimme, auf die er achten lernt, eben jenem edleren Teile seiner Natur angehöre, der ihn zu richtigem und einsichtigem Urteilen determiniert; wir meinen die Vernunft, welche man um dieses unschätzbaren Vorzuges willen stets mit dem Lichte gegenüber der Finsternis und mit der Sehkraft gegenüber der Blindheit verglichen hat.

Aber wie in Hinsicht auf unser urteilendes Verhalten, so sollen auch in Hinsicht auf unser Fühlen und Wollen nicht die ersten besten blinden Antriebe und Gewohnheiten unsere Führer sein. Auch hier gibt es, wie die Erfahrung zeigt, neben einem blinden Streben und Begehren, das durchaus keine Sanktion und Gewähr enthält für die Güte des in ihm Genehmgehaltenen, andere Akte einer höheren werterfassenden Schätzung, welche eine exaktere psychologische Untersuchung als das volle Analogon erkennt für jene wahrheiterfassenden Einsichten auf dem Gebiete des Urteils. Und wie die Logik und theoretische Vernunft gebietet, daß wir uns in unserem Führwahrhalten an das Kriterium der Einsicht oder Evidenz halten, so fordert die Ethik und praktische Vernunft, daß wir uns nur von jenen Gefühlen und Begehrungen leiten lassen, in denen in analoger Weise wie dort die Wahrheit, so hier der wirkliche Wert der Gegenstände sich kündet.

4. In diesem, der vernünftigen Einsicht ähnlichen Erfassen des wahrhaft Guten und Vorzüglichen durch gewisse Gemüts-

bewegungen, welche sich als richtig kundgeben,*) liegen die einzig berechtigten obersten Leitsterne für unser Wollen und Handeln. Sie und das in sich Wertvolle, was sich uns in ihnen offenbart, sind — wie dies den größten Ethikern von Plato und Aristoteles bis auf die neueste Zeit übereinstimmend vorgeschwebt — für alle vernünftigen Wesen identisch, wenn auch die Mittel, welche zu jenen letzten Zwecken führen, und darum auch die abgeleiteten Sittenregeln, welche sich nicht direkt auf das in sich Gute sondern auf das Nützliche und Schädliche beziehen, mit diesem selbst nach Zeit und Umständen mannigfach wechseln können.

Für kein vernünftiges Wesen kann z. B. der Irrtum in sich selbst betrachtet vorzüglicher sein, als die Erkenntnis; für keines der Schmerz unter sonst gleichen Umständen und in sich betrachtet vorzüglicher als die Freude. Für alle gilt auch völlig übereinstimmend, daß Freude und Erkenntnis, wo immer sie sich finden, an und für sich wertvoller sind als Unwissenheit und Schmerz, und daß jedes Plus von Freude und Wissen unter sonst gleichen Umständen vorzüglicher ist als die geringere Summe, wie umgekehrt jedes Minus von Leid und Irrung vorzuziehen ist dem größeren Maße dieser Übel.

5. Aus jener Allgemeingültigkeit der letzten Werte und Unwerte und diesem durch sich einleuchtenden Gesetze der Addition ergibt sich aber sofort die Folgerung, daß das Maß des Guten wächst mit der Erweiterung des Kreises derjenigen, die daran Teil haben. Es ergibt sich, daß das höchste Gut, das

---

*) Zur näheren Erläuterung der Lehre von der „werterfassenden Schätzung“ verweist Marty selbst auf Brentanos Schrift vom Ursprung sittlicher Erkenntnis. Näher ist Marty auf die Analyse dieser Akte eingegangen in den „Untersuchungen zur Grundlegung der allgemeinen Grammatik und Sprachphilosophie“, I. Bd., Halle 1908, S. 427 u. f. Weitere Forschungen haben die Frage völlig geklärt; es wäre ein Mißverständnis zu glauben, daß das Gefühl den Wert erkenne. Nicht das Gefühl erkennt den Wert, sondern indem das Gefühl erkannt wird und der Gegenstand des Gefühles, wird u. U. die Übereinstimmung, Harmonie, Konformität des Gefühles mit dem Werte seines Inhaltes erfaßt. Diese Konformität der Gemütstätigkeit mit dem Wertverhalte ist das, was man ihre Richtigkeit nennt, und sofern diese Richtigkeit in der inneren Erfahrung erfaßt werden kann, hat Brentano diese Akte „als richtig charakterisierte“ genannt. Die Richtigkeit der Gemütstätigkeiten ist also das Analogon der Richtigkeit auf dem Gebiete des Urteils. Vgl. „Die Grundlagen der Werttheorie“ von O. Kraus in den Jahrbüchern der Philosophie, herausgegeben von Frischeisen-Köhler, II. Jahrg., 1914, S. 13 u. folg. [Kr.]

wir vernünftigerweise anzustreben haben, kein anderes ist, als: das höchstmögliche Maß von Freude, Erkenntnis, kurz: die größte Summe des in sich Guten, bei allen denen, die dessen fähig sind und bei denen wir dasselbe fördern können, m. a. W. das größtmögliche Maß von psychischen Gütern und die möglichste Freiheit von entgegenstehenden Übeln im weitesten Kreise, in welchem durch unseren Einfluß solche Güter gemehrt und die Übel gemindert werden können. Und dies ist nichts anderes als der wohlbekannte Satz, in welchem alle großen Ethiker, wenn sie sich auch über dessen richtige Begründung nicht in gleicher Weise klar waren, übereinstimmen, daß das letzte Ziel und der oberste Maßstab für unser Wollen und Handeln sein soll: Die Rücksicht auf das größtmögliche Glück der Gesamtheit, auf das allgemeine Beste. Nur führen dieselben ethischen Prinzipien, welche fordern, daß wir alles Gute, wo immer es sich findet, unparteiisch lieben, weiterhin auch zu der Einsicht, daß doch im Hinblick auf die verschiedenen Sphären der Wirksamkeit, die jedem von uns durch die Natur und die Umstände beschieden sind, und gemäß den Grundsätzen einer vernünftigen Arbeitsteilung für jeden ein besonderer Kreis abgegrenzt werden muß, in welchem er ausschließlich oder vornehmlich praktisch zu sorgen hat für die Förderung der Güter und die Minderung der Übel.

6. Im Lichte jenes obersten und ausnahmslosen Sittengesetzes: der Rücksicht auf das Wohl und Glück der Gesamtheit, hat nun aber jeder, der ein sittlich Freier, sich selbst vernünftig Führender sein will, seinen Lebensplan zu entwerfen. Er hat sich wie für sein ganzes Leben, so für jeden Tag und jede Stunde daran zu halten, und aus jener obersten Wahrheit, die die höchste gesetzgeberische Krone trägt, stammen alle berechtigten natürlichen Sittenregeln, die für die mannigfaltigen Lebenslagen und Lebensumstände Geltung haben.

7. Fassen wir nun in diesem Zusammenhange speziell die Normen ins Auge, die sich in Hinsicht auf unser sexuelles Leben ergeben, so werden wir bald erkennen, daß die Keuschheit auch beim Manne durchaus keine eingebildete, sondern eine durch schwerwiegende Gründe wohlfundierte Pflicht ist, und daß der Umstand ihrer öfteren Verkennung und Verletzung so wenig gegen ihr Begründetsein spricht, als dies bezüglich der Pflichten

gegen Leben und Eigentum der Fall ist oder irgend einmal der Fall war.

8. Aus dem Grundsatze, daß bei allem unseren Handeln nicht unser eigensüchtiges Belieben den Ausschlag geben darf, sondern daß die Bedachtnahme auf das Wohl und Wehe unserer Mitmenschen als gleichberechtigt mit unserem persönlichen Interesse in die Wagschale fällt, ergibt sich für den irgend Weiterblickenden sofort ein entscheidender und durchschlagender Grund, der die außereheliche Befriedigung des Geschlechtstriebes als moralisch verwerflich erkennen läßt, und dies ist die Rücksicht auf die einzig gerechte Stellung der Frauen in der menschlichen Gesellschaft. Diese ist nämlich keine andere als die der Gattin in einer Ehe, wo die Treue auf beiden Seiten in gleicher Weise Pflicht ist. Jede Position der Frau dem Manne gegenüber, wo diese Gleichberechtigung nicht anerkannt erscheint, ist nur ein Überbleibsel jener gänzlich inhumanen Zustände und Ansichten aus prämoralischen Zeiten, wo man das Weib als niederes, rechtloses Wesen mißhandelte und unbedenklich so behandeln zu können glaubte, aus keinem anderen Grunde, als weil es das schwächere ist.

Mit Recht erhebt man heute seine Stimme gegen die verschiedenen Formen selbstsüchtiger Ausbeutung der Schwächeren durch die Stärkeren, welche einst die allgemeine Regel bildete. Eine solche Ausbeutung und zwar der grausamsten Art, lag aber gewiß darin, daß das Weib einst nur als Sklavin, als Lasttier oder Spielzeug des Mannes galt und von jeder Selbstbestimmung und freien Bewegung ausgeschlossen war. Mit vollem Recht strebte man bei fortschreitender Kultur diesem ungerechten Verhältnisse gegenüber mehr und mehr eine Emanzipation, eine Befreiung der Frau an, und tut es noch heute, gegenüber den Überresten jener empörenden Mißachtung der Frauenwürde, die sich bis zur Stunde erhalten haben.

Allein man würde sehr irren, wenn man glaubte, die Frauen dadurch wahrhaft frei und den Männern gleichberechtigt zu machen, daß man lediglich in Bezug auf die Arbeit und den Erwerb die noch bestehenden Schranken zwischen beiden Geschlechtern niederrisse. So berechtigt dies in gewissen Grenzen ist, so verhängnisvoll wäre ein Zuweitgehen. Dadurch würde das Weib seinem natürlichen Berufe entfremdet und in einen ungerechten Konkurrenzkampf mit dem Manne hineingedrängt,

in welchem es, das nun einmal von Natur schwächer ist, notwendig unterliegen und seiner besten Gaben und Glücksmöglichkeiten verlustig gehen müßte. Nein! Die wahre Gerechtigkeit heischt eine ganz andere Emanzipation der Frau. Sie fordert, daß der Mann, weil er der Stärkere und das Weib schwächer ist, die Winke der Natur, die darin liegen, berücksichtige und daß er als Beschützer und gewissenhafter Vormund der Frau ihr freiwillig die ihrem Berufe entsprechende Stellung einräume und sichere. Daß sie von Natur zur Arbeit schwächer gebildet ist, daß sie darum — nach einem Worte des Aristoteles — wie eine Schutzflehende am Herde des stärkeren Mannes erscheint, das hängt ja mit jener physischen und psychischen Organisation des weiblichen Geschlechtes zusammen, die auf seine hohen, für die menschliche Gesellschaft so unendlich wichtigen Mutterpflichten berechnet ist, und eben diese Aufgabe und Pflicht begründet für die Frau ihre eigenartigen, ewigen Rechte. Sie fordern, daß das Weib, obwohl es in Hinsicht auf anstrengende und ausdauernde Arbeit im Allgemeinen nicht mit dem Manne Schritt halten kann, doch als Ehefrau gerechter- und billigerweise an dem Anteil habe, was er als der Kraft nach Überlegene vorausgewinnt, weil es die Mutter seiner Kinder ist oder sein soll und um deswillen von Natur aus in jener Konkurrenz um Leistung und Gewinn mannigfach im Nachteil ist. Das ist der tiefe, ideale und ethische Kern jeder echten Ritterlichkeit und Großmut den Frauen gegenüber, und um deswillen soll uns überall und auch in erniedrigter Gestalt ihr Geschlecht ehrfürchtig und heilig sein.

Diese wahre Ritterlichkeit gebietet aber dem Manne unweigerlich den außerehelichen Geschlechtsverkehr zu meiden, da jeder solche in irgendeiner Form und Schwere eine Schädigung eben jener sozialen Stellung der Frauen involviert, welche einzig die völlig gerechte für sie ist.

9. Eine solche Schädigung schwerster und individuellster Art läßt sich natürlich zu Schulden kommen, wer die Unschuld verführt und verläßt. Ganz abgesehen davon, daß damit vielleicht ein weiteres, in seinen Folgen unabsehbares Unrecht verknüpft ist gegen die etwa aus einem solchen Verhältnis entsprießende Nachkommenschaft.

10. Ein generelles Unrecht gegen den Stand der Frauen und eine nicht geringe Schädigung derselben liegt aber auch in

jeder Mitschuld an dem Bestande der Prostitution in ihren verschiedenen Formen, welche die heutige Gesellschaft als Überbleibsel moralischer Unkultur aus früheren Jahrhunderten überkommen hat.

Die Welt ist voll von Unbilligkeit und Inkonsequenz. Aber wohl nirgends trifft der Blick des Unbefangenen auf ein ärgeres Chaos von Widersprüchen und Ungerechtigkeiten, als wenn er das Prostitutionswesen und das Verhalten der Gesellschaft zu demselben ins Auge faßt. Man verdammt und bestraft den Mädchenhandel. Aber dasjenige, wozu dies alles doch nur ein Mittel ist, das ganz erlaubt sein müßte, wenn der Zweck ein sittlicher wäre, betrachtet man vielfach als indifferent oder als moralisch gerechtfertigt. Die Prostituierte verachtet und verabscheut man; gegen denjenigen aber, der sich mit ihr gemein macht, haben manche nichts einzuwenden. Die Töchter der höheren Stände und Gesellschaftsklassen werden ängstlich gehütet, und man würde es als ein Unrecht empfinden, wenn ihre Unschuld Schaden litte. Aber daß es bei den Mädchen niederen Standes geschehe, das betrachtet man öfter in barbarischer Blindheit als gleichgültig. Und doch wird ein Vorurteilsloser und im besten Sinne liberal und modern Empfindender in jedem Menschenantlitz die Menschenwürde gleichmäßig achten und einsehen, daß — wie der Stifter des Christentums und die philosophische Ethik übereinstimmend lehren — vor der Majestät des Sittengesetzes alle Menschen gleich sind und darum die Unschuld der Tochter des einfachsten Mannes aus dem Volke ebenso heilig und unverletzlich sein soll wie derjenigen des Reichen und Vornehmen.

Nein! Kommilitonen! Macht Euch nicht zu Mitschuldigen an jener skrupellosen Ausbeutung der Armen und Schwachen, die in der Prostitution liegt, und traget nicht, um Euch eine Stunde trügerischer Lust zu verschaffen, dazu bei, daß jene Frauen und Mädchen, die in moralisches Elend und Schande gestoßen sind, in diesem unwürdigen Zustande beharren und daß neue Opfer dem traurigen Lose verfallen!

11. Und keiner wende ein: Auch wenn ich mich vom Umgange mit Prostituierten zurückhalte, werden es doch andere nicht tun, und so wird diese Eiterbeule am Organismus der Menschheit gleichwohl fortschwären.

So könnte man ja jede, auch die unehrenhafteste Handlung beschönigen! In jeder Rücksicht haben sich auch die am höchsten

stehenden Völker nur langsam aus der Unmoral emporgearbeitet; alles Gute hat im Kleinen angefangen, und dabei kommt es dann sehr auf den Einzelnen an. Schon um der erhebenden Kraft des guten Beispiels willen! Denn wie der Verführer durch Wort und Beispiel andere mit sich ins Verderben zieht, so wird derjenige, der den richtigen Weg wandelt — vielleicht ohne es zu wissen — auch für andere ein Führer zum Guten und eine Stütze, an der mancher, der schon zu fallen im Begriffe war, sich in entscheidender Stunde aufrecht hält.

Gerade auf Ihnen, liebe Kommilitonen, die Sie in Hinsicht auf ethische wie intellektuelle Bildung zur Elite der Jugend gehören sollen, ruht auch in Bezug auf den moralischen Fortschritt der Menscheit die Hoffnung der Zukunft. Auch in sittlicher Beziehung gelte Ihnen darum das schöne Wort: „Nur wer den Besten seiner Zeit genug getan", der hat sich selbst genug getan und „hat gelebt für alle Zeiten!" Werdet also keine „Herdentiere"; werdet Aristokraten des Geistes und Gewissens!

12. Betätigt diese Vornehmheit der Gesinnung und Feinheit des Ehrgefühls aber auch speziell gegenüber Eurer zukünftigen Braut! Wessen edel empfindenden Jünglings Herz schlägt nicht höher bei dem Gedanken, daß er berufen ist, einst mit einem liebenswürdigen weiblichen Wesen einen Bund fürs Leben zu schließen und eine glückliche Familie zu gründen! Aber wenn die Ehe eine ideale sein soll, muß sie ein wahres Freundschaftsbündnis sein, und, wie schon Aristoteles sagte, ist die echte Freundschaft nur gegründet auf Tugend und edle Vorzüge und darum nur unter sittlich Hochstehenden möglich. Verbindungen, die bloß auf dem Nutzen oder Vergnügen basieren, verdienen niemals diesen hehren Namen. So verdient aber auch ein Bündnis, bei dem lediglich die Spekulation auf materiellen Gewinn die Ehegatten zusammenführt, nicht den Namen einer menschenwürdigen Ehe, und ebenso ist es ein Zeichen roher und niedriger Gesinnung, wenn dabei nur der Rausch der Sinnlichkeit die Wahl trifft. Der edle Mann liebt am Weibe nicht bloß die körperliche Schönheit; noch höher schätzt er die seelischen Vorzüge.

Welcher Jüngling liebt und wünscht aber dabei an seiner künftigen Braut nicht auch vor allem den Adel der Reinheit und Unschuld? Gewiß möchte von Euch wenigstens keiner um alles gerade diese seelische Schönheit an dem Mädchen seiner Wahl missen. Allein sollte es umgekehrt für dieses selbst, wenn

es irgend edel denkend und Eurem Ideal entsprechend ist — sollte es für dasselbe unwichtig und indifferent sein, wie die Vergangenheit des Bräutigams in Hinsicht auf sein Sexualleben beschaffen war? Kann es einer zartfühlenden Jungfrau gleichgültig sein, ob die Hand, in welche sie das Gelübde der Treue ablegt, die eines ehrenfesten Mannes ist oder die eines solchen, der schon Anderen die Treue versprochen und nicht gehalten oder mit allem Schmutz der Prostitution in Berührung war?

An der völligen Gleichberechtigung einer solchen Forderung sexueller Reinheit auch von Seite der Braut an den Bräutigam wird einst eine Zeit fortgeschrittener ethischer Entwickelung sicher nichts mehr Absonderliches finden, und wenn sie heute noch manchem als etwas Unerhörtes erscheint, so ist es nicht, weil er hier eine Ungleichheit vom Standpunkte der Vernunft und Moral wirklich zu rechtfertigen vermöchte, sondern weil er noch allzusehr in Vorurteilen befangen ist. Wir haben diese Vorurteile — wie schon gesagt wurde — als ein Erbteil aus jenen Zeiten tiefster Unkultur übernommen, wo die Macht kurzweg als Recht galt und darum der Mann dem Weibe gegenüber sich und sein Belieben als die Quelle aller Normen und Rechte ansah. Wenn aber heute solche Anschauungen, die gegen eine ganze Hälfte der Menschheit so injuriös und nur ein überlebendes Stück tiefster Barbarei sind, gar als liberal bezeichnet werden wollten, so müßte dies als eine arge Begriffsverwirrung gebrandmarkt und zurückgewiesen werden.

13. Doch noch von einem anderen Gesichtspunkte erhebt das von der richtigen Erkenntnis erleuchtete Gewissen Einsprache gegen die Hingabe an sinnliche Ausschweifungen. Zwar ist es unberechtigt und Ausfluß eines falschen Asketismus zu behaupten, daß Freude und Lust überhaupt zu verdammen, und daß, sie zum Motiv werden zu lassen, stets das Widerspiel der Sittlichkeit sei.

Allein wenn die Lust sicher im Allgemeinen als ein Gut zu bezeichnen ist, so ist dabei doch eine Einschränkung gerechtfertigt, die sich von altersher Bahn gebrochen hat in der Unterscheidung zwischen höheren Freuden und niederer Lust. Zu den höheren Freuden gehören zweifellos die ästhetischen, ferner die Freude an der Erforschung und Erkenntnis der Wahrheit, die Freude wohlzutun und Schmerzen zu lindern und überhaupt jede Freude am guten Gewissen und Bewußtsein erfüllter Pflicht.

Unter niederer Lust dagegen ist aller bloße Sinnengenuß zu verstehen, wie ihn das Pferd und der Hund und jedes animal brutum mit uns gemein hat.

Zweifellos haben auch diese rein sinnlichen Lustgefühle ihre teleologische Berechtigung, sofern sie uns vielfach instinktmäßig bei Verrichtungen leiten und leiten müssen, die der Erhaltung des eigenen Lebens und desjenigen der Gattung dienen. Aber vom Standpunkte vernünftiger Wertung des Gegenstandes, woran hier die Lust gefunden wird, kann diese, weil auf eine ärmliche Qualität des Geruchs-, Geschmacks-, Gefühlsinnes usw. gerichtet, den Vergleich mit jenen höheren, auf viel Wertvolleres gerichteten Freuden nicht aushalten, weder mit derjenigen des Künstlers an der Fülle und dem Reichtum schöner Vorstellungen noch mit derjenigen des Forschers an der Einsicht in den Zusammenhang der Tatsachen, noch mit derjenigen des edel und großmütig Handelnden an den Werken der Humanität und hilfreichen Barmherzigkeit.

Jene bloße Sinnenlust ist es, von der Goethe sagt: *Genießen macht gemein*, und eine tiefere psychologische Untersuchung ist im Stande, den Grund dieses moralischen Ekels aufzuzeigen, den jeder feiner Fühlende gegenüber dem völlig tierischen Hingegebensein an den Sinnengenuß empfindet. Der Grund liegt, wie schon angedeutet, darin, daß, während jene höheren Freuden etwas wirklich Wertvolles liebend erfassen und darum als richtig sich kundgeben, bei dieser instinktiven Lust an den genannten Sinnesqualitäten der Heftigkeit der Begierde kein irgendwie proportionierter Wert gegenübersteht, sondern die Leidenschaftlichkeit des Verlangens größtenteils ungerechtfertigt und blind ist.

Das Tier ist den Gelüsten naturgemäß hingegeben, da es einer höheren einsichtigen Wertung der Dinge nicht fähig ist. Anders der Mensch. Wenn dieser sich von jenen tierischen Trieben und Reizen blind hinreißen läßt, so ist das Beste in ihm, die vernünftige Wertschätzung der Objekte, unterjocht und er damit selbst in einen seiner Menschenwürde widerstreitenden Zustand der Unfreiheit herabgesunken. Stets muß darum bei uns der sinnliche Genuß, wenn er uns nicht „gemein machen" soll, durch höhere Rücksichten geadelt und mit Freuden, die an wahrhaft Wertvollem empfunden werden, verknüpft sein.

So ist es beim geschlechtlichen Genusse, wenn sich mit der sinnlichen Begierde eine wahre Liebe, die auch die Seele des

Geliebten umfängt, verbindet; wenn die körperliche Vereinigung mit ein Zeichen der seelischen Hingabe ist, und wenn das Werk des Naturtriebes nicht losgelöst von dem Bewußtsein sittlicher Verantwortlichkeit geübt wird, sondern getragen von dem opferfreudigen Willen, auch alle Pflichten auf sich zu nehmen, die sich an die folgenschweren Eingriffe in den weiblichen Organismus knüpfen.

Wo dagegen dem Geschlechtsgenusse nachgejagt wird ohne Rücksicht auf jene höheren Zwecke und Verpflichtungen, wenn der Taumel der sinnlichen Lust Alles und das Seelische nichts ist, wenn jede wahre Liebe fehlt und man psychisch und sittlich nur Ekel empfinden kann, da ist das Tierische in uns derart übermächtig geworden, daß die Menschenwürde leidet. Der so Genießende muß in seelischer Hinsicht sinken und verlieren. Sein Empfinden und Gemüt muß nach und nach unausweichlich verrohen.

Auch dies ist ein Grund zum Kampfe gegen die Berührung mit gemeinen sinnlichen Ausschweifungen.

14. Allein man hört den Einwand, die Enthaltsamkeit sei für den jungen Mann gesundheitsschädlich, ja unmöglich.

Ist dies richtig?

Vor allem was die hygienischen Rücksichten betrifft, so sind sie im allgemeinen gewiß sittlich berechtigt, ja geboten. Immerhin ist Gesundheit und Körperkraft nur eine Nützlichkeit, nichts Höchstes und Letztes im Reiche der Werte. Darum sehen wir, daß sie unter Umständen vom Soldaten im Kampfe für das Vaterland, von heldenmütigen Ärzten und Krankenpflegerinnen am Siechbette, von der Mutter bei der Sorge für ihr Kind und auch vom Forscher im Dienste der Wissenschaft geopfert wird, weil es sich um höhere Güter oder um allgemeinere Interessen handelt. Ganz zweifellos aber ist, daß die Gesundheit nicht ein Zweck ist, der jedes Mittel heiligt, auch wenn es sonst unmoralisch ist. Und so wenig die Sorge um sie beliebige Angriffe auf fremdes Leben und Eigentum erlaubt macht, so wenig würde sie den außerehelichen Geschlechtsverkehr rechtfertigen, selbst wenn ausgemacht wäre, daß er für die Gesundheit wünschenswert sei, da höhere und allgemeinere Rücksichten, insbesondere die Gerechtigkeit gegen den Stand der Frauen, ihn als unsittlich verbieten.

15. Ich sagte: das müßte vom Standpunkte der Moral gelten, auch wenn ausgemacht wäre, daß die Enthaltsamkeit

durchaus gesundheitsschädlich wäre. In Wahrheit aber ist dies nicht ausgemacht, und von den hervorragendsten medizinischen Autoritäten können Sie das Gegenteil hören. Eine glückliche Ehe ist gewiß im Allgemeinen gesundheiterhaltend, nicht aber der Verkehr mit Dirnen. Schon darum, weil — wie die ärztliche Erfahrung zeigt — der moralische Ekel an sich selbst, der jeden Feinerfühlenden, der sich zu solcher Selbsterniederung hat verführen lassen, ergreifen muß, uns seelisch niederdrückt und diese psychische Wirkung sich schädigend und darniederschlagend auf das gesamte Nervensystem und den Gang aller Lebensfunktionen fortpflanzt. Das freudige Bewußtsein des guten Gewissens dagegen und die stetige Richtung des Willens auf hohe Ziele und Werte wird, wie für den Geist, so auch für den Leib des jungen Mannes eine Quelle der Gesundheit und Spannkraft. Und dazu kommt, daß — wie gleichfalls die Erfahrungen alter und neuer Zeit beweisen — die Schonung der jugendlichen Zeugungskräfte der für dieses Alter so notwendigen Ausbildung der Fähigkeiten des Muskel- und Nervensystems wesentlichen Vorschub leistet und daß so insbesondere durch erhöhte Muskeltätigkeit (durch Fußwandern, Turnen, Rudern, Schwimmen u. dergl.) die geschlechtliche Enthaltsamkeit nicht bloß unschädlich gemacht, sondern zu einem dauernden Gewinne gestaltet werden kann für die Stählung der körperlichen und geistigen Manneskraft.

16. Im Gegensatze dazu geht auf den Wegen des Lasters und speziell der sexuellen Verirrungen so manchem beklagenswerten Jüngling die Blüte und der Schwung seiner Jugendkraft unwiderbringlich verloren. Und nicht genug. Es wird oft überdies dem Organismus ein Gift eingepflanzt, das um sich fressend schreckliche Verheerungen auch in den edelsten Organen anrichtet und den Infizierten zugleich bei einer eventuellen späteren Heirat zur ansteckenden Pestbeule macht auch gegenüber seiner unschuldigen Gattin und den unglücklichen Kindern. Über alles das werden Sie in besonderen medizinischen Vorträgen von einem berufenen Fachmanne alle wünschenswerte Belehrung erhalten.

17. Wenn aber weiter sogar eingewendet wird, die sexuelle Enthaltsamkeit sei für den jungen Mann zu schwer, ja unmöglich, so ist zu erwidern: Leicht bezeichnet der Mut- und Willenlose etwas als unmöglich, wo der Willensstarke mit dem englischen Sprichworte sagt: Wo ein Wille ist, da finden sich auch Mittel

und Wege. Unumwunden werde zugegeben, daß die Enthaltsamkeit nicht immer leicht, auch daß sie dem einen schwerer sein mag als dem andern — und ferne sei darum jede pharisäische Selbstüberhebung. Aber unmöglich ist die Erfüllung der Forderung nicht, wenn nur die richtigen Mittel angewendet werden, um dem Geiste den Kampf gegen die blinden Instinkte zu erleichtern.

18. Gemeint ist damit vor Allem die Meidung offenkundiger Gelegenheiten und Versuchungen, insbesondere auch des Zustandes geistiger Benommenheit infolge von übermäßigem Alkoholgenuß, ein Zustand, der — wie er überhaupt die Menschenwürde schändet — insbesondere so oft Anlaß zum ersten geschlechtlichen Fehltritt und damit für alle Zukunft verhängnisvoll wird, sei es wegen der Gefährdung der Gesundheit, sei es, weil gerade hier schon der einmalige Abfall vom Ideale so leicht eine Neigung und Gewohnheit zum Laster pflanzt, die in der Folge wie zu einer unzerreißbaren Sklavenkette wird.

Dann aber gehört hierher auch die Befolgung der Ratschläge der medizinischen Wissenschaft und Hygiene, die in diesem wie in anderen Punkten (nach einem Worte, das schon Cartesius gesprochen) berufen ist, mehr und mehr nicht bloß zum physischen, sondern im Bunde mit der Ethik auch zum sittlichen Fortschritt der Menschheit ein Großes beizutragen. Eine hygienische Lebensweise, Mäßigkeit im Essen und insbesondere auch im Genusse alkoholischer Getränke, ferner und nicht am wenigsten körperliche Übungen, abwechselnd mit ernster Beschäftigung, die den Geist ausfüllt und erhebt, das sind Dinge, die — wie sie überhaupt das Nervensystem kräftig und gegen Reize widerstandsfähig machen — auch in geschlechtlicher Hinsicht die krankhafte Reizbarkeit hintanhalten und die Obmacht des vernünftigen Willens über die tierischen Triebe fördern. Auch in dieser Beziehung werden die erwähnten medizinischen Vorträge Ihnen Rat und Belehrung bieten.

19. Sofern aber bei alledem zugegeben werden muß, daß eine gewisse innere Stärke und Tapferkeit dazu gehört, wie um körperlichen Schmerz zu unterdrücken, so auch um gegenüber den sinnlichen Reizungen die Freiheit des Geistes zu bewahren, so ist doch dieser Kampf — und wäre er selbst unter Umständen ein heroischer Kampf — den Sieg reichlich wert und gehört zweifellos zu denen, wo man mit Fr. Nietzsche dem

jungen Mann zurufen muß: „Wirf den Helden in deiner Seele nicht weg!“

Es handelt sich um die Erfüllung einer Pflicht, und wie Ihr hochherzig den sinnlichen Schmerz ertragt, wenn Pflicht und Ehre es gebieten, so überwindet auch die sinnliche Lust, wo die Hingabe an sie mit dem Gewissen streitet! Wohl noch heldenhaftere Kämpfe, vor denen der Weichliche freilich zurückschaudert, sahen wir doch auch schon und sehen wir immer wieder geistesstarke Naturen unerschüttert bestehen, wo es gilt, höhere Güter als Behaglichkeit und Leben zu gewinnen und größere Übel als Schmerz und Tod zu meiden. Ahmet ihnen nach; denn um den Gewinn großer Güter und die Meidung großer Übel handelt es sich auch hier.

20. Zu dem früher Gesagten sei in dieser Hinsicht noch hinzugefügt, daß, wer gerade auf dem geschlechtlichen Gebiete, wo das Vernünftige und Tierische in uns am härtesten mit einander kämpfen, um der Pflicht willen zu entsagen und zu überwinden lernt, daß dieser eben durch jene Kämpfe um die geistige Freiheit die segensreichsten Früchte nach mannigfachen Richtungen ernten wird.

Vor Allem bewahrt er sich die unschätzbare Gabe voller Empfänglichkeit für die höheren Freuden, für diejenigen an der Erkenntnis und dem Anblick seelenvoller Schönheit, für die Freuden der wahren Liebe und selbstlosen Freundschaft, für diejenigen am Wohltun und jeglicher Pflichterfüllung, Freuden, die — während der Sinnengenuß sich rasch abstumpft — durch die Wiederholung nicht verlieren, sondern wachsen und sowohl durch diese Nachhaltigkeit als durch ihre Harmonie mit Einsicht und Gewissen allein im Stande sind, der Seele wahres Glück zu geben. Wer sich dem Hang zum bloßen Sinnengenuß gefangen gibt, der ist in Gefahr, gerade für diese edleren Freuden, die allein das Herz auf die Dauer beseligen und befriedigen können, mehr und mehr unempfindlich zu werden. Er wird es erleben, daß seine psycho-physische Organisation dafür fühllos wird, analog wie ein Instrument, das zu roher Lärmmusik mißbraucht wird, bald die Tauglichkeit verliert, zartere Harmonien wiederzugeben.

Mit Recht haben darum auch Philosophen, die durchaus nicht eines verkehrten Asketismus verdächtig sind, gesagt: Höhere Geistigkeit sei nicht möglich ohne ein gewisses Maß von Askese.

21. Wir sagten: Auf sexuellem Gebiete habe die Vernunft mit den mächtigsten tierischen Impulsen zu kämpfen. Der entschlossene Widerstand auf diesem Gebiete bringt darum weiter den Segen, daß er zu einer wahren Feuerprobe wird für tüchtige Willenskraft und sittliche Charakterfestigkeit überhaupt; so daß man nicht ohne Grund gerade auf sexuellem Gebiete per eminentiam von Sittlichkeit und Unsittlichkeit redet und Tolstoj sagen konnte: Die ethische Haltung eines Menschen in den Geschlechtsfragen sei gewöhnlich „bezeichnend für sein ganzes sittliches Niveau". Wer eben die Gelegenheit zu tapferer Selbsterziehung auf diesem Gebiete benutzt, dem wird deren Frucht, die Fähigkeit zur sicheren Selbstbeherrschung in den mannigfachsten Lebenslagen, zugute kommen, und wer umgekehrt hier sich gewöhnt, seine persönlichen Gelüste allen Rücksichten auf das Wohl und Wehe Anderer vorzuziehen und den momentanen Impulsen gegenüber alle Erwägung der zukünftigen Folgen aufzugeben, der zieht eine gefährliche Neigung zu solchem verkehrten ethischen Verhalten auch anderwärts groß.

Das unentwegte sittliche Handeln besteht großenteils in einem Kampfe der hochherzigen Rücksicht auf das größere Gut der Gesamtheit gegen unsere selbstsüchtigen Triebe, in einem Siege der vernünftigen Bewertung aller Folgen unseres Handelns gegenüber der Macht der augenblicklichen Reizungen. Wer diese Gabe sittlicher Freiheit auf dem schwierigen sexuellen Gebiete sich erkämpft, der ist vorgeübt, auch in anderen schwierigen Lagen das Steuer seines Lebensschiffleins in fester Hand zu behalten und nie, hingerissen vom Ansturm niederer Gewalten, sich selbst und seinen Idealen untreu zu werden.

Zum Schlusse, Kommilitonen, fassen Eure akademischen Lehrer ihre Mahnungen in die Worte zusammen:

Ihr betretet mit dem heutigen Tage den Boden der akademischen Freiheit. Machet Euch derselben würdig durch eine Selbstführung, bei der der beste Teil Eures Selbst, die vernünftige Überlegung und ethische Einsicht, nicht überwältigt, sondern herrschend sei. Regelt unter diesem Gesichtspunkte der sittlichen Verantwortlichkeit vor Eurer eigenen Zukunft und der Rücksicht auf das Wohl und Wehe Eurer Mitmenschen, insbesondere auch Euer Verhalten dem weiblichen Geschlechte gegenüber. Wem die Verhältnisse einst voraussichtlich die Eingehung einer Ehe gestatten werden,

der mache sich jetzt schon durch tüchtige Berufsstudien und intellektuelle und sittliche Selbstzucht würdig und fähig dazu, eine möglichst glückliche und ideale Familie zu gründen. Keiner aber suche früher oder später einen trügerischen Ersatz dafür im Laster. Er bedenke, daß der blinde Trieb, der ihm Illusionen eines Glückes vormalt gegen die Stimme des Gewissens, ihn nur betrügt, und daß diese brutalen Instinkte — wie man mit Recht gesagt hat — sich in grausamster Weise nicht darum kümmern, ob der Einzelne, der ihnen unbesonnen folgt, zu Grunde gehe an ruiniertem Körper oder an den Qualen der Reue, und wie viel körperliches und seelisches Übel und Unheil bei anderen er anstifte durch seine Unenthaltsamkeit und leidenschaftliche Schwäche.*)

---

*) Als empfehlenswerte Schriften über denselben Gegenstand machte Marty an dieser Stelle namhaft:

1. „Vom Ursprung sittlicher Erkenntnis" von Franz Brentano. Leipzig 1889.

2. „Wissenschaft und Sittlichkeit." Vortrag von A. Herzen, Professor der Physiologie an der Universität Lausanne. Drei deutsche Auflagen mit Vorreden von Fr. Brentano und Adolf Harnack; 1. Auflage Lausanne 1895, 2. und 3. Auflage Berlin 1901 und 1904. „Verein Jugendschutz."

3. „Jugendlehre" von Dr. F. W. Förster, Dozent am eidgenössischen Polytechnikum und der Universität in Zürich. Berlin 1905.

VI.

Emil Arleth †.

Nachruf,

gehalten in der „Gesellschaft für Altertumskunde“ in Prag
am 16. März 1909.

Vor wenigen Tagen (in der Frühe des 9. März) ist ein liebes, ehemaliges Mitglied unserer Gesellschaft, Professor Emil Arleth in Innsbruck, vom Tode dahingerafft worden. In den besten Mannesjahren hat eine tückische Krankheit ihn überfallen und vor der Zeit seiner schönen Wirksamkeit entrissen, so daß ich, der weit ältere Mann, dem jüngeren, der mir einst in eben diesem Auditorium noch als fleißiger Hörer gegenübersaß, dieses Wort des Gedenkens weihen muß.[1])

Nur verhältnismäßig wenige Jahre sorgenfreier, durch die amtliche Stellung gesicherter Existenz waren ihm vergönnt, nachdem er lange (seit 1889) unbesoldeter Dozent gewesen, und bloß eine verhältnismäßig kurze Zeit einer glücklichen Ehe, nachdem er lange unvermählt und nur im Stillen verlobt gewesen war mit der liebenswürdigen Frau, die nun als Witwe um ihn trauert. Manchem von Ihnen ist auch bekannt, daß er — nahezu seit dem Beginn seiner akademischen Tätigkeit, wenn auch mit mannigfachen Unterbrechungen — an einer systematischen Darstellung der aristotelischen Ethik arbeitete. Die Feder ist seiner Hand entsunken, ehe er dazukam, dieses Lieblingswerk zu Ende zu bringen. Auch eine Arbeit über Schopenhauer und Nietzsche, die er plante, ist nicht zum Abschlusse gekommen, und seine sorgfältig ausgearbeiteten Kollegienhefte

---

[1]) Professor Dr. Emil Arleth war am 10. September 1856 zu Eperies in Ungarn geboren und entstammt, ebenso wie seine Frau, Minna geb. Laufberger von Bergenheim, einer angesehenen deutsch-böhmischen Beamtenfamilie. Das Gymnasium absolvierte er in Eger und Linz (Oktober 1867 bis Juli 1875). In der Zeit vom Oktober 1875 bis Juli 1879 lag er an der Prager Universität den juristischen Studien ob, hörte dann hier und später auch in Wien philosophische Kollegien und wurde im Sommer 1884 an der deutschen Universität in Prag zum Doktor der Philosophie promoviert. Im Sommer 1889 habilitierte er sich ebenda für dieses Fach und im September 1903 erfolgte hier seine Ernennung zum außerordentlichen Professor mit dem Lehrauftrag für Geschichte der Philosophie, im September 1905 seine Ernennung zum o. ö. Professor der Philosophie an der Universität zu Innsbruck.

über Geschichte der Philosophie, an denen er unablässig besserte und ergänzte, und zu deren Publikation ich ihn oft ermunterte, sind nicht veröffentlicht. Dies alles mit darum, weil es seiner Gewissenhaftigkeit widerstrebte, mit etwas nicht völlig Ausgereiftem vor die Öffentlichkeit zu treten und weil er hoffte, allen diesen Schriften in der Zukunft die gewünschte Vollendung geben zu können.

So ist der Tod in mannigfacher Beziehung allzufrühe gekommen. Und doch so bitter er sonst ist, wenn er den Mann aus der besten Zeit seines Schaffens hinwegreißt und ihn zwingt, so manches ungeordnet zu lassen, was man gerne noch zu gutem Ende geführt hätte — so bitter der Tod sonst unter solchen Umständen ist, hier kam er als Erlöser; denn die letzten Wochen brachten unserem armen Freunde so qualvolle Leiden, daß der Zustand nur infolge zeitweiliger Linderung durch Injektionen erträglich war.

Aber wenn auch Professor *Arleths* Geschick so in mannigfacher Hinsicht ein recht tragisches zu nennen ist, so ist ihm doch *eine* schmerzliche Erfahrung erspart geblieben, auf die sich der wissenschaftliche Forscher und, wie die Geschichte zeigt, insbesondere der Philosoph unter Umständen auch gefaßt machen muß, ich meine das Los der gänzlichen Verkennung seines verdienstlichen Wirkens. Er hatte doch durch eine Reihe von Jahren die Freude, zu sehen, daß sein Wert als akademischer Lehrer und Gelehrter erkannt und gewürdigt wurde, und Ausfluß dieser Anerkennung, die wir ihm bei Lebzeiten gerne gezollt haben, ist auch die heutige Zusammenkunft, wo wir in aufrichtiger Trauer seines frühen Hinscheidens und dessen, was wir an ihm verloren haben, gedenken.

Man spricht jetzt — und wie ich glaube mit Recht — von einer „Wiedergeburt der Philosophie“ aus einem Zustande starken Verfalles. Eine Grundbedingung für eine solche Phase aufsteigender Entwicklung ist meines Erachtens gegeben, wenn die Philosophen — statt daß jeder, bloß seiner Phantasie und Kombinationsgabe vertrauend, ein neues System (wie die Minerva aus dem Haupte des Zeus) produzieren will — ernstlich bemüht sind zu *lernen*; zu lernen einesteils von der Erfahrung und den Spezialwissenschaften (sei es von den mathematischen und Naturwissenschaften, sei es von den konkreten Geisteswissenschaften) und anderenteils von der Geschichte der philosophischen

Entwicklung, auf Grund eines von eindringendem Verständnis und Interesse für die Probleme selbst getragenen Studiums derselben, das sich darum auch vorzüglich den Meistern methodischer Forschung auf diesem Gebiete in alter und neuer Zeit zuwendet.

Diesen letzteren Weg ging Professor Arleth. Sein Lebens- und Lieblingsstudium war die Geschichte der Philosophie, insbesondere der griechischen Zeit. Verschiedene Resultate derselben hat er, bevor sie veröffentlicht wurden, hier in dieser Gesellschaft zum Vortrag gebracht, so z. B. Studien über Anaxagoras. Zwei solche sind im Archiv für Geschichte der Philosophie erschienen, nämlich: 1. „Die Lehre des Anaxagoras vom Geist und der Seele“ (a. a. O. Bd. VIII, Heft 1 u. 2), und 2. ein Aufsatz, der nur den Titel führt „Zu Anaxagoras“ (a. a. O. Bd. VIII, Heft 4).

Den Hauptgegenstand seiner Forschungen aber bildete, wie früher erwähnt wurde, das philosophische und speziell das ethische System des „Meisters derer, die da wissen“, wie Dante den großen Stagiriten genannt hat. Und obschon die geplante Gesamtdarstellung seiner Ethik unvollendet blieb, haben wir doch eine Reihe von Publikationen von Arleths Hand, die als wertvolle Vorarbeiten und Bausteine dazu bezeichnet werden können. Ich nenne hier nur:

1. *βίος τέλειος* in der aristotelischen Ethik (im Archiv für Geschichte der Philosophie, Bd. II).
2. Beiträge zur Erklärung des Aristoteles (in den Symbolae Pragenses, 1893).
3. Die Bedeutung von *ὄγκος* bei Aristoteles (in den Wiener Studien, Bd. XXII, 1900).

Vor allem aber:

4. Die Schrift „Die metaphysischen Grundlagen der aristotelischen Ethik“. Prag, Calve 1903.

Mit der Gründlichkeit und methodischen Strenge, welche alle Arbeiten von Arleth auszeichnet, sucht diese letztere — unter sorgfältiger Beiziehung älterer und neuerer Kommentatoren und Darstellungen — die wichtige Frage zur Lösung zu bringen, ob die Prinzipien der aristotelischen Ethik auf psychologischem oder metaphysischem Gebiete zu suchen seien. Sie hat in diesem Punkte auch zweifellos wertvolle Aufhellung und Förderung gebracht und ist von namhaften Kennern des Aristoteles in privaten Zuschriften an den Verfasser und in der öffentlichen

Kritik als vorzüglich anerkannt worden. Der Rezensent in der Revue philosophique nannte sie un modêle d'érudition.

Auf Grund dieser Arbeit wurde Arleth im Januar 1904 in Münster unico loco zum Ordinarius vorgeschlagen, nachdem er kurze Zeit vorher bei uns zum Extraordinarius ernannt worden war.

Wie den Kern seiner wissenschaftlichen, so bildete die Geschichte der Philosophie auch den seiner so erfolgreichen Lehrtätigkeit. Seine Kollegien, bei deren Ausgestaltung er in analoger Weise hohe Anforderungen an sich stellte, wie bei der Abfassung seiner schriftstellerischen Arbeiten, erstreckten sich über alle Teile jenes Faches. Sie waren stets gut besucht und sind — wie ich aus zuverlässigster Quelle weiß [1]) — sowohl in Innsbruck wie hier in Prag bei den Studierenden in bester Erinnerung. Ebenso sind es auch die populär-wissenschaftlichen Vorlesungen, wo er es verstand, die Früchte gelehrter Forschung in leicht verständlicher und anmutender Form auch einem weiteren Publikum genießbar zu machen, das gewiß ebenfalls noch dankbar dessen eingedenk ist.

Nur nebenbei sei bemerkt, daß bei Arleth sein der Geschichte und ihren Entwicklungsgesetzen zugewandter Sinn es war, der auch seiner durchaus liberalen Gesinnung einen gewissen konservativen Einschlag gab, eine gewisse, die Neuerungssucht mäßigende Achtung vor dem historisch Gewordenen, fußend auf der Einsicht, daß, so wenig das Bestehende schlechtweg vollkommen sein kann, es doch — weil durch die realen Umstände und Bedürfnisse bedingt — ihnen auch in gewissem Maße angepaßt ist, und daß ein Besseres, das an die Stelle treten soll, nur in einem Prozesse langsamen Keimens und Ausreifens wahrhaft Boden zu gewinnen vermag.

Aber wenn wir so mit Dank und Anerkennung Arleths als Gelehrten und Lehrers gedenken, so tun wir es nicht minder im Hinblick auf die Erscheinung, die er als Mensch darbot. Und da dieses Bild von ihm vielen von uns noch lebhaft im Gedächtnisse ist, hebe ich nur wenige Züge hervor, die darin besonders markant waren:

---

[1]) Vgl. den sehr ehrenden und von wohltuender Wärme durchdrungenen Nachruf, den sein Fachkollege in Innsbruck, Herr Professor Dr. Fr. Hillebrand, ihm in seiner Vorlesung am 11. März gehalten hat und der am 13. März in den „Innsbrucker Nachrichten" zum Abdruck gekommen ist.

Erstlich seine selbstlose Neigung zum theoretischen Leben. Als er, durch die ersten Vorlesungen von Professor Stumpf an dieser Universität angeregt, sich für die Philosophie entschied, hatte er bereits die juristischen Studien absolviert und hätte die Staatsprüfungen ablegen und den praktischen Beruf des Beamten oder Advokaten wählen können. Seine Geistesgaben, insbesondere sein ausgesprochenes Rednertalent, das ihn ja auch schon in den Studentenjahren zu einer führenden Rolle unter der akademischen Jugend befähigte, hätten ihm gewiß ein rasches Avancement im Staatsdienst oder ein reichliches Einkommen in der Praxis eines Rechtsanwalts gesichert. Doch nach rascher Karriere und nach Gelderwerb stand sein Sinn nicht, und, der Liebe zur Philosophie folgend, wählte er den akademischen Beruf, der ihn lange Jahre zwang, mit recht knappen Mitteln sein Auskommen zu finden. Aber bei alledem bewahrte er seinen Frohmut und wurde auch der Neigung nicht untreu, die ihn zu Musik und Poesie hinzog und seine Mußestunden verschönte.

Wer ihm näher stand, dem ist auch dieser zweite Zug seines Wesens wohlbekannt. Nicht minder aber ein dritter, nämlich sein wohlwollendes Gemüt und seine aufrichtige Herzensgüte. Oft in diesen letzten Wochen seines Lebens, wenn ich wieder und wieder hörte, wie schreckliche Schmerzen er ertragen mußte, kam mir der Gedanke: Soviel muß der arme Kollege leiden, er, der selbst niemandem je wissentlich wehe getan, es sei denn etwa in der äußersten Notwehr des Kampfes um Recht und Pflicht!

Und wie seine Herzensgüte, so zeichnete ihn eine große Empfänglichkeit für Freundschaft aus, die ihm denn auch tatsächlich viele Freunde überall, wo er lebte, gewonnen hat, sowie sein reger und warmer Sinn für Heimat und Vaterland. Insbesondere für sein Deutschböhmen, mit dem er durch seine Familie, seine Jugend und Studentenjahre, wie durch die längste Zeit seiner akademischen Tätigkeit, aufs innigste zusammenhing, schlug sein Herz stets in unentwegter Treue, teilnehmend für dessen Kämpfe, Leiden und Bedrängnisse, wie für das, was das Schicksal an Ehren und Freuden ihm zugemessen hat.

Auch dieser schönen menschlichen Züge an unserem verstorbenen Kollegen konnte ich denn nicht umhin heute zu gedenken; auch sie sollen unter uns unvergessen sein.



VII.

Zur Frage nach der geschichtlichen Entwicklung des Farbensinnes.

(Eine Erwiderung gegen Günther.)

Herr Prof. Günther wirft mir in einem Artikel dieser Zeitschrift*) vor, ein Argument, das er für die Geigersche Hypothese von der Entwicklung des Farbensinnes vorgebracht hatte, nicht richtig gedeutet zu haben. Er hatte nämlich[1]) darauf hingewiesen, daß für einzelne Individuen die Möglichkeit bestehe, die schwachen, über das violette Ende des Spektrums hinausliegenden, lavendelgrauen Farbentöne zu erkennen, was beweise, daß das Farbenempfindungsvermögen auch heute noch nicht stationär sei.

Darauf hatte ich in meinem Buche „Die Frage nach der geschichtlichen Entwicklung des Farbensinnes“ (Wien 1879, S. 30) erwidert, daß, wenn die übrigen Teile des Spektrums sorgfältig abgeblendet würden, jene ultravioletten Strahlen von jedermann ohne Schwierigkeit bemerkt werden.

Hierauf nun antwortet Prof. Günther, daß ich seine Äußerung gänzlich mißverstanden habe. Denn das Charakteristische derselben liege darin, daß es Leute gebe, die auch, ohne daß das übrige Spektrum abgeblendet werde, lediglich infolge hoher Empfindlichkeit ihrer Retina jenes Lavendelgrau wahrnehmen. Daß bei Abblendung des übrigen Spektrums jedermann die ultravioletten Strahlen erkenne, sei ja bekannt und an sich klar.

Der Autor ist natürlich der authentische Ausleger seiner eigenen Aussprüche. Aber wenigstens entschuldbar ist doch das Mißverständnis meinerseits darum, weil Günthers Bemerkung,

---

[1]) In seiner Rede „Über die neuesten Forschungen auf mathematisch-historischem Gebiet“, gehalten auf der 50. Versammlung deutscher Naturforscher in München.

---

*) Der Artikel führte den Titel „Ein Problem der physiologischen Physik in seinen Beziehungen zur Ethnologie“ und war abgedruckt im „Kosmos“, IV. Jahrg., 8. Bd., S. 116—128. [E.]

nur wenn man sie in meinem Sinne auffaßt, das wahrscheinlich zu machen geeignet sein könnte, was sie beweisen soll. Es handelte sich ja darum, glaubhaft zu machen, daß im Laufe der Zeit qualitativ neue Empfindungsvermögen im menschlichen Auge aufgetreten seien, und hierfür war es erwünscht, darauf hinweisen zu können, daß heute gewisse bevorzugte Individuen eine Farbe im Spektrum sehen, welche andere nicht empfinden, und zwar gerade eine am oberen Ende des Spektrums, da nach Geiger sich die Empfindlichkeit am frühesten für die unteren und dann sukzessive auch für die oberen Spektraltöne ausgebildet haben soll. Wir hätten dann an diesem Vorzug den letzten Schritt der Entwicklung vor uns, an welche Geiger glaubte. Wenn es aber, wie Günther jetzt zugibt, „bekannt und an sich klar ist, daß jedermann die ultravioletten Strahlen erkennt, wenn man ihm das übrige Spektrum abblendet“, so ist eben damit zugegeben, daß es keinen Farbenton im Spektrum gibt, für den irgendein gesundes Auge unempfänglich ist. Jene Individuen, die das Lavendelgrau auch ohne Abblendung des übrigen Spektrums erkennen,[1]) haben dann entweder kein qualitativ neues Empfindungsvermögen, sondern nur größere Feinheit

[1]) Einer der bemerkenswertesten Fälle dieser Art ist der von Dr. Th. Hochecker aus Hildesheim, welcher von den Professoren Leber und Listing in Göttingen untersucht wurde. Hochecker war nebenbei partiell farbenblind und hatte eine Vergleichung des Befundes an seinem abnormen Auge mit den Mitteilungen anderer Forscher über Farbenblindheit angestellt und der medizinischen Fakultät zu Göttingen als Inauguraldissertation vorgelegt („Über angeborene Farbenblindheit“, Berlin 1873). „Ich sehe“, berichtet Hochecker S. 28 und 29, „im ganzen Spektrum nur zwei Farben, die ich Gelb und Blau nenne. Von dem Rot des Spektrums nehme ich gar nichts wahr, da der Anfang der Farbe überhaupt von mir weit ins Orange hinein verlegt wurde; was darüber hinaus lag, erschien mir tief dunkelblau und konnte als Rot selbst in dem lichtstarken Spektrum meinem Auge nicht sichtbar gemacht werden ... Die violette Grenze des Spektrums ist an meinem Auge jedenfalls nicht verkürzt, sondern um etwas hinausgerückt gegenüber dem normalen Auge (von Prof. Listing). Indessen schien mir auch der letzte Teil des Spektrums nicht mehr farbig, sondern nur einfach grau.“ Es liegt hier gewiß nahe zu denken, daß bei Hochecker die partielle Farbenblindheit, namentlich der Wegfall des Roten, ähnlich wirkte wie beim normalen Auge die künstliche Abblendung, und er vielleicht darum das ultraviolette Lavendelgrau ohne weiteres sah.

Aber noch mehr! Der Patient selbst fügt zu der eben angeführten Stelle noch bei: „Die äußerste wahrnehmbare Grenze (des Spektrums) hängt aber soviel von der Untersuchungsanordnung und von dem Unterscheidungsvermögen

in der Beurteilung der Farben oder einen höheren Grad der Sehschärfe vor den anderen voraus. Solche Unterschiede werden aber auch inbezug auf andere Teile des Spektrums angetroffen und beweisen darum nichts für die Geigersche Entwicklungstheorie, ebensowenig wie das, was Günther neuerdings erwähnt, daß es auch Augen gibt, welche unbewaffnet die Trabanten des Jupiters zu sehen und zu sondern befähigt sind. So viel über den Vorwurf, den Günther meiner Auslegung seines Arguments für die Geigersche Hypothese macht.

Ich muß aber leider auch meinerseits Klage führen über seine Auffassung meiner Argumente gegen dieselbe. Er geht mit der Bemerkung an ihnen vorbei, daß sie „mit einer freilich sehr geistreichen, aber noch keineswegs bewiesenen physiologischen Doktrin, der Heringschen Theorie vom Lichtsinn, stehen und fallen". Das ist durchaus nicht richtig.

Ich suchte ein Dreifaches zu beweisen:

a) Daß die gegenwärtige Beschaffenheit des Auges bei Menschen und Tieren es zu einer neuen und unerhörten Annahme mache, daß beim Menschen sich eine Entwicklung des Farbensinnes vollzogen, sei es speziell in der Weise, welche Geiger statuiert, sei es in irgend einer andern;

b) daß die von Geiger, Gladstone, Magnus u. a. angerufenen Erscheinungen, wofür ihre Hypothese die Erklärung sein soll, aus anderen bekannten und wohlverifizierbaren psychologischen und ästhetischen Gesetzen zu begreifen sind, so daß, auch wenn Geigers Annahme vorgängig ebenso wahrscheinlich wäre wie die unsrige, sie dadurch bereits vom vermeintlichen Rang einer bewiesenen Theorie zu dem einer strittigen Hypothese herabsänke;

c) endlich, daß sie manche historische Tatsachen in keiner Weise zu erklären vermag, vielmehr mit ihnen in offenem Widerspruch steht.

Von diesen drei Untersuchungen hängen die zweite und dritte in keiner Weise mit Herings Theorie des Lichtsinns zu-

---

für Helligkeitsdifferenzen ab, daß es noch weiterer Untersuchungen bedürfte, um zu entscheiden, ob die für mein Auge bestimmte Grenze wirklich jenseits des für normale Augen gültigen Mittels gelegen ist."

Doch ich will auf diese Zweifel kein Gewicht legen. Denn wenn auch vielleicht die Fälle, von denen Günther spricht, über sie erhaben sind, so folgt ja daraus, wie sich aus dem obigen ergibt, doch nichts für Geigers Theorie.

sammen. Was die erste betrifft, so sind auch hier die Gründe gegen die vorgängige Wahrscheinlichkeit der Annahme, daß überhaupt eine Entwicklung des Farbensinnes beim Menschen stattgehabt habe, von Herings Theorie völlig unabhängig, und selbst von denen gegen die vorgängige Wahrscheinlichkeit einer Entwicklung in Geigers speziellem Sinne, alle mit Ausnahme eines einzigen. Und bei Anführung dieses letzteren war ich mir wohl bewußt, daß jene Theorie des verdienten Physiologen noch nicht völlig bewiesen sei. Sie ist aber unter den heute herrschenden diejenige, die am meisten für sich hat, und darum zeigte ich gerade von ihr, daß sie mit Geigers Annahme, die Entwicklung des Farbensinnes sei strikte der Reihenfolge der Farben im Spektrum von unten nach oben entsprechend vor sich gegangen, im Widerspruch steht. Ich hätte aber auch zeigen können, daß der Gedanke Geigers mit der einst sehr hochgehaltenen Young-Helmholtzschen Theorie nicht vereinbar ist und überhaupt mit keinem Versuch, die unendlich vielen Farbenempfindungen des Spektrums auf eine beschränkte Zahl von Grundvermögen zurückzuführen.

Günther scheint aber überhaupt solchen Untersuchungen über die vorgängige Wahrscheinlichkeit von Hypothesen wenig Gewicht beizumessen; denn zu Krauses Einwand (den ich S. 15, Anm. 2 adoptiert und verallgemeinert habe), daß die Griechen, wenn sie grünblind gewesen wären, eine Landschaft in der komplementären roten Farbe hätten sehen müssen, so wie wir heute mit Hilfe des Lommelschen Erythroskops, bemerkt er: „Aus den in der Gegenwart geläufigen Verhältnissen dürfe kein Rückschluß auf die Vorzeit gemacht werden“. Schon die Redaktion des „Kosmos“ (Krause) hat zu dieser Bemerkung Günthers ein Fragezeichen gemacht.*) Und in der Tat! Wenn die Glaubwürdigkeit einer Hypothese nur nach dem Maß der Leichtigkeit

*) Ernst Krause, der Herausgeber des „Kosmos“, merkte hierzu an: „Wollen wir uns eine Vorstellung davon machen, wie einem Grün- oder Blaublinden die Welt erscheint, so kann es meines Erachtens kein besseres Mittel geben, als daß man durch farbige Gläser diejenigen Farben abblendet, welche jene nicht empfinden. Beiläufig bemerkt, liefern diese Versuche einen schlagenden Beweis dafür, wie vollkommen ungeeignet und im höchsten Grade irreleitend es sein muß, wenn man den Farbensinn der Naturvölker nach der jetzt allgemein adoptierten Methode durch farbige Wollfäden (Holmgren) oder farbige Papiere (Magnus) feststellen will. Denn wenn ich mich durch eine farbige Brille in einen dem Zustande des Farbenblinden analogen Zustand versetze,

zu bemessen wäre, womit sie gewisse Erscheinungen erklärt, nicht auch danach, ob sie eine vera causa und Gesetze supponiert, die den erfahrungsmäßig bekannten analog sind, dann wäre zwischen einer sogenannten natürlichen Erklärung und der Annahme von Wundern kein Unterschied mehr. Eine fruchtbare Phantasie möchte sich dann immerhin darin üben, für dieselbe Erscheinung tausenderlei Erklärungen zu ersinnen, die, wenn sie nur gleich gut mit ihr harmonierten, alle als ebenso wertvoll anzusehen wären wie die bestverifizierbare Hypothese. Wohin sollte es unter solchen Umständen mit jeder historischen Forschung und so auch der paläophysiologischen kommen?

---

so erscheinen in den meisten Fällen zwei dem bloßen Auge völlig gleiche Pigmente im höchsten Grade verschieden, oft diametral entgegengesetzt, weil diese Farben eben niemals rein sind. Ein Beispiel wird die Gefahren dieser Methode auf das schlagendste zeigen. Meinem Fenster stand früher ein Wohnhaus gegenüber, auf dessen arsenikgrüne Jalousien sich eine vor dem Hause stehende Kastanie projizierte. In einer gewissen Periode des Jahres erreichte das Grün der Kastanie diejenige Sättigung, daß es von demjenigen der Fensterläden nicht zu unterscheiden war. Betrachtete ich aber beide durch das Erythroskop, so erschien die Kastanie karminrot, der Fensterladen aber blaugrün! Ähnliche schreiende Dissonanzen würden sich bei Farbenblinden ergeben müssen, wenn sie vor Pigmentfarben geführt werden, die neben den einem normalen Auge allein auffallenden Strahlen die verschiedensten anderen Farbenwellen zurückwerfen. Ein Knoten unentwirrbarer Rätsel muß aus solchen unvollkommenen Prüfungsmitteln entstehen. Wie vielerlei verschiedene Farbentöne in einem scheinbar einfachen Farbenton liegen können, beweist auch eine Gläserkombination, die in ihrer Art interessanter ist als das Erythroskop, und die sich mir ergab, indem ich ein gewöhnliches mit Eisen gefärbtes Glas mit einem mittelstarken Kobaltglas kombinierte. Wenn man viele verschiedene Stärken von Kobaltglas zur Verfügung hat, so findet man ziemlich leicht eine solche heraus, welche, mit dem Eisenglase kombiniert, den grünen Wald und Rasen in der fahlen, lederbraunen Farbe des winterlichen Eichenwaldes zeigt. Diese Kombination, die ich, zur Brille gefaßt, Landschaftsmalern und Touristen sehr empfehlen möchte, da sie jede beliebige Sommerlandschaft sofort in eine Spätherbstlandschaft verwandelt, hat noch den Vorzug, daß sie die anderen Naturfarben fast unverändert läßt. Die Wolken erscheinen weiß, wie mit bloßem Auge, der Himmel etwas tiefer blau, künstliche Pigmente aber oft sehr verschieden. Aus allen diesen Erfahrungen muß ich die von Holmgren sowohl wie die von Magnus angewendeten Methoden zur Prüfung des Farbensinnes der Naturvölker als im höchsten Grade ungeeignete bezeichnen. Zu wirklich wissenschaftlich verwertbaren Resultaten kann nur die Anwendung eines abgeteilten Sonnenspektrums führen, wie es früher Seebeck, Rose, Nagel und andere Physiker und Physiologen zur Prüfung der Farbenblinden angewendet haben. Eine handliche Konstruktion für Reisende würde keine erheblichen Schwierigkeiten darbieten.“ [E.]

Gelegentlich fühlt denn auch Günther selbst, daß eine Hypothese, um Glauben zu erwecken, sich an bekannte Kräfte und Gesetze anlehnen muß,[1]) aber er verleugnet den Grundsatz indirekt doch wieder, indem er die Geigersche Hypothese mit einer Modifikation aufrecht halten will, welche ihre ohnehin so geringe vorgängige Wahrscheinlichkeit noch mehr schmälert. Nicht Homer, meint Günther, sei farbenblind gewesen, sondern viel frühere Generationen. Der griechische Dichter aber soll noch infolge dessen, wenn ich recht verstehe,[2]) eine weitgehende Stumpfheit des Gefühls (und Urteils?) für Farben zur Schau tragen.

Allein es ist ja, mit Rücksicht darauf, daß viele Tiergeschlechter Farben sehen, nicht glaublicher, daß irgendwelche menschliche Vorfahren Homers der Farbenwahrnehmung entbehrten, als daß er es tat. Dagegen kommt so noch eine neue Unwahrscheinlichkeit hinzu, die nämlich, daß ein in allem übrigen so fortgeschrittenes Volk wie die Griechen, sich, weil irgendwelche um Jahrtausende frühere Generationen farbenblind waren, in der langen Zeit nicht wenigstens zu einer solchen Stufe der Achtsamkeit für die Farben erhoben haben sollte, wie wir sie heute bei vielen Wilden finden.

Wozu alle diese unwahrscheinlichen Annahmen, wenn die scheinbar dunklen Erscheinungen sich aus anderen bekannten Gesetzen erklären? Was von Krause, mir u. a. in dieser Beziehung vorgebracht worden ist, finde ich bei Günther nicht entkräftet und (wie ihm inbezug auf einen speziellen Punkt auch schon Krause a. a. O., S. 120 entgegengehalten hat) ebensowenig die historischen Daten, die wir als direktes Zeugnis gegen die Farbenblindheit der Griechen anriefen und die auch gegen jene weitgehende Interesselosigkeit derselben für Farbeneindrücke sprechen, wie sie Günther jetzt annehmen will.

---

[1]) Vgl. „Kosmos“ a. a. O. S. 122.

[2]) Vgl. a. a. O. S. 121. An einer anderen Stelle (S. 128) spricht er dagegen von einer „gewissen Trägheit des Farbenempfindungsvermögens bei den ältesten Schriftstellern semitischer und indogermanischer Rasse als Residuum der Netzhautbeschaffenheit viel früherer Generationen“, worunter wohl ein niederer Grad von Blindheit zu verstehen ist und wonach Günthers Meinung wieder ziemlich mit der Geigerschen zusammenfiele.

VIII.

Erwiderung gegen Hugo Magnus.

In einer Besprechung der Hocheggerschen Arbeit „Die Entwicklung des Farbensinnes" (1884) hat Herr Magnus[1]) gegen mein Buch „Die Frage nach der geschichtlichen Entwicklung des Farbensinnes" (1879) eine Anklage gerichtet, die in dem Satze gipfelt: „Es ist von der Kritik bereits nachgewiesen worden, daß die von Marty vorgebrachten Gesichtspunkte gar häufig die gröbsten logischen Verstöße bergen und sich in direktem Widerspruche mit den bekanntesten physiologischen Tatsachen bewegen" (S. 722). Demgegenüber vor allem die Bemerkung, daß „die Kritik", von der hier geredet wird, niemand anderes ist als Herr Magnus selbst und zwar in „Farben und Schöpfung" 1881, S. 110 ff. und S. 167. Am letzten Orte sucht er ein Prinzip, das ich aufstelle, als falsches, seine Anwendung als „logischen (!) Fehlschluß", am ersten Ort ein Raisonnement von mir als Ausfluß der Verwechslung von Farbenempfindung und Sehschärfe darzutun. Das ist alles, was er aufbringt, und auch das beruht auf totalem Mißverstand und gereicht einzig und allein Magnus selbst zum Vorwurf. Beidemal bleibt mein Gedanke vollkommen aufrecht, und es begegnet Magnus überdies, daß er selber ihn anderwärts als richtig voraussetzt. Die Sache ist so offenbar, daß es mir seit 1881 mit einer Entgegnung nicht eilte, bis nun Magnus an die Stelle der speziellen eine so allgemein gefaßte Anklage setzt. Wer mein Buch und dasjenige von Magnus nicht vergleichen kann, den verweise ich auf eine Besprechung von Dr. Hocheggers Buch, die nächstens in den Gött. Gel. Anz. von mir erscheinen wird.[2])

Hier noch eine andere Bemerkung. Wenn man Magnus hört, so sollte man glauben, die Frage nach der Entwicklung der menschlichen Farbenempfindlichkeit sei eine rein physio-

---

[1]) Berliner Philologische Wochenschrift vom 6. Juni 1885.

[2]) Wieder abgedruckt S. 213 dieses Bandes.

logische und es bedeute für mich als Philosophen einen Übergriff in fremdes Gebiet, überhaupt mit ihm darüber zu rechten.

In Wahrheit ist sie aber eine Grenzfrage zwischen Psychologie und Physiologie, dem Interesse nach beiden gleich nahe stehend, der Methode der Untersuchung nach aber einstweilen entschieden dem Psychologen näherliegend. Noch fehlen genügende Anhaltspunkte, um auf anatomischem Wege die Frage nach der Empfindlichkeit von Menschen und Tieren für Farben zu entscheiden. Beobachtungen ihres psychischen Verhaltens gegen Farben müssen aushelfen. Solcher Art sind denn auch die Beobachtungen an Naturvölkern und Kindern, wie ich sie schon 1879 gegen Magnus angerufen hatte, und erstaunlich ist die Verblendung, womit er sie heute als physiologische Argumente verkündigt, durch die er seine alte Lehre auf naturwissenschaftlicher Basis bewiesen habe. Ebenso viel und so wenig naturwissenschaftlich waren in Wahrheit auch die philologisch-historischen Untersuchungen, auf die er sich 1877 stützte, und es war nicht, wie er jetzt sagt, ein Fehler, daß er sie überhaupt für die Frage nach der Farbenblindheit unserer Vorfahren heranzog, sondern daß er bei der Interpretation jener Daten aus den alten Klassikern 1. die Gesetze der poetischen Diktion, 2. die fundamentalsten Unterscheidungen der Psychologie (wie Empfindung, Urteil und Gefühl für Farben) und 3. alle Gesetze der Sprachpsychologie ignorierte und somit alle aus der Berücksichtigung dieser Dinge sich ergebenden Erklärungen, die sowohl vorläufig weit wahrscheinlicher sind, als auch allein mit den Tatsachen stimmen, neben seiner Lieblingshypothese gar nicht in Anschlag brachte. Ich machte ihn 1879 auf alles dies aufmerksam. Aber umsonst. Bei der Deutung jener vermeintlich physiologischen, in Wahrheit psychologischen, Beobachtungen an Naturvölkern und Kindern begeht er frisch und fröhlich die alten Fehler. Der bedauerlichste psychologische Dilettantismus und völlige Blindheit für alles, was seiner Hypothese ungünstig ist (und wären dies noch so wohlbegründete Induktionen), begegnet uns da wiederum (vgl. darüber meine versprochene Notiz in den Gött. Gel. Anz.), und von der Befolgung der Fundamentalregel aller induktiven Forschung, nämlich von der Rücksicht auf die vorgängige Unwahrscheinlichkeit neuer Annahmen, ist er noch so weit entfernt, daß er, der sich stets als Vertreter

der „exakten Methode“ geriert und den Gegnern „philosophische Spekulation“ vorwirft, ihnen (S. 721) gerade das als eine solche Sünde anrechnet, daß sie in bezug auf jene Beobachtungen an Naturvölkern usw. nach allerhand psychologischen Erklärungsgründen suchen, ehe sie seine physiologische Hypothese (die eben doch — von allen anderen Mängeln abgesehen — eine neue Annahme ist!) gelten lassen wollen.

Doch genug! Der Leser dürfte bereits klar darüber sein, wer in Wahrheit hier einen Übergriff in Gebiete gewagt hat, die er nicht beherrscht, und er würde es noch mehr, wenn er eine Reihe von ganz wunderlichen Beiträgen von Magnus zur Psychologie in „Farben und Schöpfung“ kennte, sowie auch ebenda gelegentliche methodische Bemerkungen, die jeder gesunden Logik widersprechen. Ich werde auf Stichproben davon in den Gött. Gel. Anz. verweisen, und ebenso bin ich bereit, wenn Magnus es verlangt, ihm, der mir grundlos Unkenntnis in der Physiologie vorwirft, aus seinen Schriften Stellen vorzuführen, die ihm auf diesem und zwar auf seinem eigensten Gebiete, der physiologischen Optik, sehr wenig zur Ehre gereichen.

IX.

Anzeige von Rudolf Hocheggers Werk: Die geschichtliche Entwicklung des Farbensinnes.

Die Hypothese von einer Entwicklung des Farbenempfindungsvermögens in der menschlichen Geschichte, schon 1867 von L. Geiger aufgebracht, aber zehn Jahre später von dem Ophthalmologen Prof. Magnus mit großer Zuversicht erneuert, hat bekanntlich in den nächsten Jahren vor und nach 1880 eine lebhafte Diskussion hervorgerufen. Wenn Geiger und Magnus auf Grund eigenartiger Interpretation philologischer Daten und anderer Erscheinungen geschlossen haben, daß die Zeitgenossen Homers blau- und grünblind waren, so suchten dagegen Andere nachzuweisen, daß diese Annahme mit historischen Tatsachen und wohlbegründeten allgemeinen Induktionen im Widerspruch stehe, und daß die vermeintlichen Belege dafür teils Ausfluß der Gesetze der poetischen Diktion seien (Geiger und seine Anhänger legen an Homer denselben Maßstab wie an ein Buch über Färberei!), teils sich als Folgen allmählicher Ausbildung des Urteils für Farben und des Interesses und Geschickes für ihre genaue Bezeichnung erklären, teils in einer Umbildung und Verfeinerung des Farbengefühls wurzeln. Zu diesen Gegnern zählte neben E. Krause und Anderen auch ich, in meinem Buche von 1879 „Die Frage nach der geschichtlichen Entwicklung des Farbensinnes“, und nur im Sinne einer Ausbildung des Urteils und Gefühls für Farben, was Geiger und Magnus gröblich mit einer Umbildung der Netzhaut und des Empfindungsvermögens verwechselten, erkannte ich eine Entwicklung des Farbensinnes in der menschlichen Geschichte an.

Diese gegnerischen Argumente und Einsprachen blieben nicht ohne Wirkung. Magnus fand für gut, ihnen in seinen späteren Schriften bald größere, bald kleinere Konzessionen zu machen, ohne sich freilich darin konsequent zu bleiben. Auch seine Anhänger (z. B. Günther) taten dies. Größer aber ist die Zahl derer, die die Geiger-Magnussche Hypothese als eine

offenkundig gewordene Verirrung ansehen und der oben erwähnten Deutung des vermeintlichen Beweismaterials unumwunden beipflichten.

Diese Stellung nimmt auch Hochegger in der vorliegenden Schrift ein, wie schon aus dem Vorworte zu ersehen ist. Was ihn bestimmte, dennoch diese letztere Abhandlung zur Frage zu schreiben, führt er ebenda aus. Seit dem Erscheinen meines Buches, 1879, seien, bemerkt er, viele Details aus ethnologischen Untersuchungen über den Farbensinn bekannt geworden. Magnus ruft dieselben in mehreren Schriften als Stütze für seine erschütterte Hypothese an, während sie in Wahrheit gleichfalls gegen sie sprechen. Diese Berufung von Magnus fordere, meint Hochegger, eine Erwiderung von Seite der Gegenpartei. Und auch darum sei es gut, wenn auf jene neueren Schriften geantwortet würde, weil Magnus darin die von mir 1879 gegen ihn vorgebrachten Argumente, namentlich meine psychologischen Einwände und Hinweisungen, größtenteils unbeachtet gelassen habe und trotz derselben in den alten, die Lösung hemmenden Bahnen verblieben sei. Jene Bedenken nochmals zu betonen und das von verschiedenen Seiten zur Beleuchtung der Streitfrage bis zur Gegenwart Beigesteuerte einheitlich zu verarbeiten, bezeichnet denn Hochegger als die Aufgabe seiner Schrift.

Was in der Vorrede versprochen ist, wird im großen und ganzen vom Buche getreu gehalten. Der Verfasser gibt zunächst eine Einleitung über Geschichte und Sinn der Streitfrage. In letzterer Beziehung betont er den von Magnus verwischten Unterschied von Empfindung, Urteil und Gefühl, wobei er meines Erachtens nur Unrecht tut, von dem einfachen erfahrungsmäßigen Nachweis dieses Unterschiedes auf zweifelhafte Theorien über die Natur des Bewußtseins überhaupt, über das Zustandekommen jener Klassen von Bewußtseinsphänomenen und auf andere unnötige Kontroversen abzuschweifen. (Auch später noch läßt er sich gelegentlich zu ähnlichen, durch den Zusammenhang nicht gerade gebotenen, Exkursen verführen.) Dann geht er in einem ersten Kapitel dazu über, den historisch-philologischen Beweis für die Entwicklung der Farbenempfindung noch einmal eingehend zu prüfen, wobei auch er zu dem Resultate kommt, daß von jenen Daten Nichts für die angenommene Entwicklung, wohl aber gar Manches gegen sie spricht. Das zweite Kapitel betitelt sich: Beweisgründe hypothetischer Geltung gegen

eine qualitative Weiterbildung des Farbenempfindens (beim Menschen). Hier behandelt Hochegger einige der Argumente, die ich deduktive genannt hatte, nämlich diejenigen, die sich aus der Tatsache ergeben, daß heute die verschiedensten Menschenrassen und recht wahrscheinlich auch eine Reihe von Tiergeschlechtern farbenempfindlich sind. Er verwertet hier nur den vom Standpunkt der Deszendenztheorie gebotenen Schluß, und da nicht Jedermann diese Theorie als ausgemacht gelten läßt (darum eben hatte ich ausdrücklich auch den gegnerischen Standpunkt berücksichtigt!), nennt er die Argumentation „hypothetisch". Als Prämissen benutzt er in Hinsicht auf das Farbensehen der Tiere — wie ich glaube etwas zu unbedingt — die vielfältigen, aber nicht überall exakt erschlossenen Daten, welche Grant Allen in seinem fast gleichzeitig mit meiner Arbeit erschienenen Buch: The colour-sense; its origin and development (London 1879, deutsch von E. Krause 1880) vorbringt, und weist im Anhang auch auf die vorsichtiger gehaltenen Untersuchungen von V. Graber („Grundlinien zur Erforschung des Helligkeits- und Farbensinnes der Tiere", 1884) hin. In Hinsicht auf die Farbenempfindlichkeit der Naturvölker aber hatte er eine Fülle von Beobachtungen vor sich, die namentlich in den Jahren 1879 und 80 von verschiedenen Seiten gesammelt und publiziert worden sind, und er berücksichtigt sie fleißig.

Indem Hochegger in dieser Weise, was von irgendeiner Seite für die Entwicklung des menschlichen Farbensinnes vorgebracht worden ist, prüft, und, was dagegen spricht, zusammenstellt, ist er insbesondere auch bestrebt die Stellung zu beleuchten, die Magnus, der Hauptverfechter der Theorie, seit 1879 in der Sache einnimmt. In zahlreichen Schriften hat dieser ja, wie schon erwähnt wurde, auch seither die Frage behandelt, ja stellenweise mit aller Zuversicht die alte Lehre von einer Umbildung der Netzhaut bei unseren menschlichen Vorfahren erneuert. Nur fand er für gut, diese Entwicklung aus der Zeit der griechischen und römischen Klassiker, wo man ihm direkte Beweise des Gegenteils entgegenhalten konnte, in unbestimmte frühere Zeiträume zurückzuverlegen, und noch wichtiger schien es ihm zu erklären, daß er damit nicht Farbenblindheit unserer Vorfahren lehre, sondern nur Unempfindlichkeit für Farben oder, wie er sich jetzt mit Vorliebe ausdrückt, eine

„Latenz des Farbensinnes".[1]) Auch beruft er sich nun dafür, wie früher erwähnt wurde, vornehmlich auf Beobachtungen über den Farbensinn der Naturvölker.

Gegen die Einführung des Begriffes „Latenz" in die Streitfrage macht Hochegger die richtige Bemerkung, daß ein solcher Zustand im Kampf ums Dasein keinen Vorteil geboten und sich also nicht erhalten hätte.

An und für sich wäre hier wohl eine noch schärfere Kritik möglich gewesen. Denn wem fällt dabei nicht die „Latenz" aller Menschen im Samen Adams ein, welche glücklich überwundene Phrase der alten Physiologen eine genau ebenso wissenschaftliche Erklärungsweise war, wie die „Farbenlatenz" von Magnus? Auch möchte ich fragen, ob dem „Beginn der Entwicklung" nicht eine Zeit vorausging, wo die Entwicklung noch nicht begonnen hatte. Doch ist ohne Zweifel Magnus für diesen Zustand mit einem neuen Worte bereit und nennt ihn „Latenz der Latenz" u. s. f. in inf. — Ferner: Eben hörten wir Magnus die „Latenz" als Beginn einer Entwicklung definieren. Kurz darauf (S. 190) beschreibt er sie aber durch Hinweis auf den Zustand der Netzhautperipherie, indem er bemerkt: „die letzte noch farbenempfindende Zone der Netzhautperipherie weist nur die Empfindung von Blau nach, deshalb darf man sie aber nicht farbenblind gegen die anderen Farben nennen; die Empfindlichkeit gegen sie ist in dieser Zone auch vorhanden, aber eben noch latent und muß erst durch stärkere Reize manifest gemacht werden".[2]) Diese zweite Beschreibung der „Latenz" stimmt

---

[1]) Ja immer, behauptet nun Magnus, habe er bloß dies letztere im Sinne gehabt, und nur wir Gegner sollen ihm aus Unwissenheit die Lehre von der Farbenblindheit unserer Vorfahren zugeschrieben haben. Vgl. „Farben und Schöpfung", 1881, S. 189ff. Um dieser Verwechslung von Blindheit und „Latenz" „den Garaus zu machen", erklärt er a. a. O. S. 192, die Farbenblindheit sei „ein Zustand, der sich einer weiteren Ausbildung der mangelnden Empfindung (sic!) nicht zugänglich zeigt", dagegen sei die Latenz „der Beginn einer Entwicklung und deshalb jeder (!!) weiteren Ausbildung fähig".

[2]) Also weist die Peripherie eben nicht „nur die Empfindung von Blau nach!" Ebenso sagt Magnus kurz zuvor, die Netzhautperipherie sei „unempfindlich gegen Farben", könne aber doch „zur Farbenempfindung genötigt werden". Alles der „Latenz" zuliebe! Natürlich! Wer diese Widersprüche, die in der Netzhautperipherie verwirklicht sein sollen, verträgt, wird auch gegen die „Latenz", welche Unempfindlichkeit und doch nicht Blindheit sein soll, nichts mehr einzuwenden haben.

mit der vorausgehenden durchaus nicht. Denn wer sagt Herrn Magnus, daß der Zustand der Netzhautperipherie „der Beginn einer Entwicklung ist", wie er oben die „Latenz" definierte? Die Erfahrung zeigt ihn bis jetzt lediglich als Zustand geringerer Empfindlichkeit für gewisse Farben und in diesem Sinne als Zustand partieller Farbenblindheit (partiell im doppelten Sinne des Wortes). Soweit aber die Empfindlichkeit überhaupt da ist, ist sie nicht latent, sowenig als die des Netzhautzentrums. Magnus wird uns doch nicht glauben machen wollen, ein empfindungsschwaches Organ durch stärkere Reize zur Empfindung zwingen, sei dasselbe wie, ein bisher latentes Empfindungsvermögen, d. h. nach seinen eigenen Worten: die Unempfindlichkeit in wirkliche Empfindlichkeit verwandeln. Schwerhörigkeit ist nicht ein „latentes" Hörvermögen, sondern partielle Taubheit. — Interessant ist auch, was Magnus S. 189 sagt: „Eine Farbenblindheit für Grün und Blau bedingt nach unseren Kenntnissen der Farbenblindheit notwendig auch eine Verkümmerung der Rot- und Gelb-Empfindung". (In meinem Buche von 1879 hatte ich ihn darauf hingewiesen als auf eine Konsequenz der Heringschen Farbentheorie, mit der auch die Untersuchung an Farbenblinden übereinstimme.) „Hätten wir also, bemerkt er jetzt, jene Phasen der Farbenentwicklung, in denen nur erst Rot und Gelb deutlich erkannt wurden, mit einer wirklichen Blau- und Grünblindheit identifizieren wollen, so hätten wir gerade unserer Vorstellung (es ist gemeint: Annahme) einer entwickelten Rot-Gelbempfindung ins Gesicht geschlagen . . . Da wir jenen Sachverhalt aus unseren Studien der Farbenblindheit genau kennen, so haben wir von einer Blau- oder Grünblindheit im modernen Sinne niemals gesprochen". Ob Magnus 1877 „jenen Sachverhalt" „genau kannte", muß er wissen. Tatsache ist allerdings, daß die heutigen Erscheinungen von Farbenblindheit mit seiner Annahme, daß die Empfindlichkeit für die Farben der Reihenfolge derselben im Spektrum (und ihrem abnehmenden „Gehalte an lebendiger Kraft") folgend sich entwickelt habe, im Widerspruch stehen. Tatsache ist aber auch, obschon es Magnus jetzt ableugnet, daß er 1877 nicht bloß von einer „Unempfindlichkeit" unserer Vorfahren für Farben, sondern ausdrücklich von „Farbenblindheit" derselben gesprochen hatte. Man vgl. seine „Entwicklung des Farbensinnes" in der Sammlung physiol. Abhandl. von Preyer, I. Reihe, 9. Heft, 1877, S. 7. (Und wie konnte Magnus,

wenn er damals „Latenz“ und Blindheit als etwas total Verschiedenes ansah, was „absolut gar nichts“ mit einander zu tun habe, das heutige Vorkommen „vollständiger Farbenblindheit“ als einen Fall von „Atavismus“ in bezug auf die ältesten Phasen der menschlichen Netzhautentwicklung bezeichnen? (Vgl. „Die geschichtliche Entwicklung des Farbensinnes“ 1877, S. 51, Anm. 1.) Wenn also Magnus, wie er jetzt sagt, damals wußte, daß die heutigen Beobachtungen an Farbenblinden seine Phantasien über Farbenblindheit unserer Vorfahren (denn von „Farbenblindheit“ hat er ausdrücklich gesprochen) Lügen strafen, welchen Namen sollen wir seinem Verhalten geben, das diese Phantasien als „Tatsachen“ ausposaunte und die Gegengründe verschwieg? — Doch sehen wir davon ab. Soviel gibt nun Magnus offenbar zu, daß, wenn zwischen Latenz und Blindheit kein tatsächlicher Unterschied besteht, seine Entwicklungslehre vor den heutigen Erfahrungen in bezug auf Farbenblindheit, auf die ich mich gegen ihn berufen habe, zusammenbricht. Das genügt. Denn es ist nicht zu fürchten, daß viele sich täuschen lassen werden, in seiner „Latenz“ mehr zu finden als ein leeres Wort, das ihm die bittere Verlegenheit des Augenblicks eingegeben hat. Besonders wenn sie sehen, daß Magnus, nachdem er S. 192 (um doch irgend einen Unterschied zwischen Latenz und Blindheit angeben zu können) eingeschärft hatte, die letztere sei „ein Zustand, der einer weiteren Ausbildung der mangelnden Empfindung nicht zugänglich sei“, dies S. 290 schon wieder vergessen hat und lehrt, daß „die unbestreitbare Immunität des weiblichen Geschlechts gegen Farbenblindheit wesentlich bedingt werde durch die fleißige Beschäftigung mit farbigen Gegenständen, sowie „daß eine ähnliche Immunität auch für das männliche Geschlecht allmählich durch rationelle Übung der Farbenempfindung erworben werden dürfte“. Wo bleibt nun der so zuversichtlich verkündete Unterschied von Latenz und Blindheit? Er ist versunken und vergessen vor den Augen von Magnus selbst. — Allein wäre auch schließlich mit dem Worte „Latenz“ irgendetwas gesagt, spricht denn die Tatsache, daß in der Netzhautperipherie „Latenz“ nicht für Blau, sondern vornehmlich für Rot besteht, nicht gegen die Annahme, daß bei der phylogenetischen Entwicklung des Farbensinnes Rot zuerst und Blau zuletzt „manifest“ geworden sei? Kann man, wie Magnus, die sog. „Latenzerscheinungen“ in der Netzhautperipherie als Beweis

für Latenz beim Urmenschen anrufen, aber dabei alles Detail beliebig ins Gegenteil verkehren?

So bietet diese Ausflucht von Magnus eine ganze Reihe der offenkundigsten Blößen. Das Gleiche gilt freilich von jeder anderen Wendung, durch die er seit einigen Jahren bald die alten Irrtümer aufrecht zu erhalten, bald einen halben Rückzug zu beschönigen (denn beides läuft beständig durcheinander), sich Mühe gibt. Und eben weil so Vieles und in die Augen Springendes gegen jeden Punkt dieser neuesten Arbeiten von Magnus zu sagen ist, möchte ich Hochegger nicht den Vorwurf machen, daß er ihnen zu wenig, sondern eher, daß er ihnen zu viel Aufmerksamkeit und eingehende Polemik gewidmet hat. Am meisten gilt dies von der Berufung von Magnus auf den Farbensinn der Naturvölker, womit sich Hochegger am ausführlichsten beschäftigt. Es will mir scheinen, daß der Verfasser sich durch den selbstbewußten Ton von Magnus und den Schein der Wissenschaftlichkeit, womit er sich umgibt, zu sehr hat imponieren lassen. Und das äußert sich nicht bloß darin, daß er auf eine ernste Widerlegung eingeht da, wo Magnus keine verdient (und es gibt kaum einen Punkt in dem, was er seit 79 vorgebracht hat, wo er eine solche verdiente), sondern auch darin, daß er ihm Einiges ohne Grund zugibt. So z. B. daß Magnus bezüglich der Farbenbezeichnungen der Naturvölker „ein sprachliches Entwicklungsgesetz“ aufgedeckt habe.[1]) In Wahrheit ist es ja durchaus nicht richtig, daß, wie Magnus behauptet, in den Sprachen der Naturvölker „die Schärfe der Nomenklatur vom Rot des Spektrums gegen das Blau hin fast proportional abnehme. Die von Magnus selbst angeführten Daten zeigen offenkundig das Gegenteil. Daß Rot unter sonst gleichen Umständen am meisten das Wohlgefallen und die Aufmerksamkeit der Wilden wie der Kinder erweckt, ist die ganze Wahrheit an dem hochtönenden „großen allgemeinen Bildungsgesetze“, das Magnus gefunden haben will, und dies war längst allgemein bekannt.

Es ist ein hartes Wort, wenn ich eben sagte, die Schriften von Magnus seit 79 verdienten es nicht, daß man ihren Details

---

[1]) Auch durfte Hochegger dem Gegner nicht zugeben (S. 17), daß die Entscheidung der Streitfrage „noch im Schoße der Zukunft liege“, und mußte ihm sofort entgegenhalten, daß seine vermeintlich neuen „naturwissenschaftlichen“ Argumente dieses in Wahrheit gar nicht sind.

mit ernstem Bemühen polemisch folge, wie dies Hochegger tut. Aber ich habe es mit voller Überlegung ausgesprochen, und jede Seite jener Schriften ist ein Beleg für die Wahrheit meiner Behauptung. Statt einer verständlichen und in sich konsequenten Lehre treffen wir ja auf Schritt und Tritt nur ein Schlinggewebe von Widersprüchen, von ganzen und halben Zugeständnissen, die jetzt gemacht und im Handumdrehen wieder zurückgenommen werden, und statt Beweisen ein durchaus oberflächliches, aber höchst zuversichtliches Behaupten, das nur aus leidenschaftlicher Rechthaberei und aus bedauerlichem Dilettantismus in den zwei Fächern, an deren Grenzen die Frage liegt, namentlich aber in der Psychologie, entspringen kann.[1])

Wir erwähnten schon, daß Magnus jetzt stellenweise die Lehre vorträgt, nicht Homer, aber frühere Generationen hätten Unempfindlichkeit für Farben oder eine „Latenz des Empfindungsvermögens" für Farben gezeigt. Sowohl diese zeitliche Verschiebung (die übrigens vor Magnus schon Günther versucht hatte, vgl. Kosmos 4. Jahrg. Bd. 8 und meine Antwort ebenda S. 395)*) als die Erfindung des Wortes „Latenz" sind offenkundige Ausflüchte ohne Kraft und Halt. Doch nicht genug. An anderen Stellen weicht Magnus in ganz anderem Sinne zurück, indem er da gar nichts über einen Mangel des Empfindungsvermögens bei unseren Vorfahren jemals behauptet, sondern bloß das gelehrt haben will, was wir Gegner meinen, daß nämlich eine Entwicklung des Urteils und Gefühls für Farben stattgehabt habe. Die Stellen sind so charakteristisch für die Haltung von Magnus, daß ich sie anführen muß. „Farben und Schöpfung" S. 179 ist die Rede davon, daß nach dem Zugeständnisse einer Reihe von Forschern, u. a. Kirchhoff und Grant Allen, beim Menschengeschlecht ähnlich wie beim Kinde Urteil und Gefühl für die Farben sich allmählich entwickelt haben. Dazu fügt Magnus die Bemerkung: „Jeder, welcher die Theorie der Farbensinnentwicklung, so wie ich sie ursprünglich aufgestellt und jetzt modifiziert habe (!), genau kennt, wird mir willig einräumen, daß ich mehr eigentlich niemals behauptet habe (!), als was hier Allen vom Kind und Kirchhoff vom Menschengeschlecht

---

[1]) Dazu gesellt sich eine Salopperie der Ausdrucksweise, die nicht selten zum vollen Nonsens führt. Man vgl. z. B. a. a. O. S. 175 die Stelle über Homer.

---

*) Abgedruckt in diesem Bande auf S. 199 ff.

überhaupt versichert". Was sollen wir nun glauben? Daß Magnus seine Lehre „modifiziert", oder daß er „nie etwas anderes behauptet" habe? Er fährt fort: „Ich habe als Kern meiner Hypothese stets die Behauptung hingestellt: Zuerst wurde vom Menschengeschlecht nur die Quantität des Lichts, d. h. seine verschiedenen Helligkeitsgrade, erkannt" (ob dies „empfinden" oder „bemerken und beurteilen" heißt — worauf doch alles ankommt — wird geflissentlich im Dunkel gelassen) „und dann später erst dessen Qualität, d. h. die Farben. . . . Gleicht dieser Kern meiner Hypothese nicht aber dem, was Kirchhoff über die Allensche Beobachtung sagt, wie ein Ei dem andern?"

Wenn Magnus hier das Dunkel gewisser Ausdrücke wie „Farbensinn", „Farbenkenntnis" in neuer Art benutzt, um nämlich die Leser glauben zu machen, er habe nie mehr behauptet, als was die Gegner zugeben, und habe nichts zu revozieren,[1]) so dienen sie ihm doch auch im Handumdrehen wieder ganz in der früheren Weise als Vermittler von endlosen Paralogismen, da nämlich, wo er ausdrücklich die alte Lehre von einer Entwicklung des Empfindungsvermögens, von einer Umbildung der Netzhaut, erneuert. Sie spielen diese Rolle namentlich bei seiner Berufung auf die Untersuchungen über Farbenunterscheidung und Farbenbenennung bei den Naturvölkern, auf die er, wie schon erwähnt, jetzt das meiste Gewicht legt. Die ausführlichen Berichte mannigfacher Forscher darüber bestätigen in Wahrheit alles, was ich 1879 aus weniger reichem Material geschlossen hatte, nämlich daß durchaus kein Mangel des Empfindungsvermögens vorliegt, sondern bloß ein Mangel an Interesse für gewisse Qualitäten und ein Ungeschick in der Klassifikation und Benennung des ganzen Systems. Das liegt so klar auf der Hand, daß Magnus öfter, solange er die Prämissen vor sich hat, selbst den entgegengesetzten Schluß nicht über sich bringt. Zuweilen freilich — man traut den Augen kaum — hindert es ihn doch nicht, sofort das strikte Gegenteil von dem

---

[1]) Dahin gehört auch, wenn Magnus von „schwerwiegenden Konzessionen" spricht, die ich ihm durch Hinweis auf Entwicklung des Urteils und Gefühls für Farben gemacht hätte, und wenn er versichert, durch meine und Allens Arbeiten sei „der gesunde, lebenskräftige Kern" seiner Theorie nicht erschüttert, sondern nur „in überraschend klarer Weise" bestätigt worden. (Warum übrigens nennt Magnus dies „überraschend", da er doch schon 1877 seiner Sache vollkommen sicher war?)

zu folgern, was aus den Daten klar hervorgeht. Jedenfalls aber tut er es dann einige Seiten später, gelegentlich eines Resumés oder dergl. und nun um so zuversichtlicher und nachdrücklicher, als ob die hartnäckige und bestimmte Wiederholung seiner falschen Folgerung das klare Zeugnis der Daten vergessen machen könnte.[1]) Es war eine penible Arbeit für Hochegger, diesen breitspurigen Schwall von Fehlschlüssen in eingehender Weise zu analysieren.[2])

Das unerhörteste Schauspiel bieten aber die Widersprüche und Täuschungen, in denen sich Magnus neuestens bezüglich der Natur und Quellen der alten und neuen Scheinargumente für seine Hypothese bewegt — ein Punkt, den Hochegger vielleicht statt vieler Anderen kurz hätte beleuchten sollen. Bekanntlich hatte Magnus 1877 aus historischen, namentlich philologischen Daten auf partielle Farbenblindheit der alten Griechen und Römer geschlossen. Seine Schlüsse fanden eine derartige Kritik, daß er das Vertrauen auf „die historisch-philologische Methode" aufgab und erklärte, seine Theorie habe durch die Einwürfe der Gegner in dieser Hinsicht (nämlich bezüglich der Wahl der Argumente) „bedeutende Klärung und Verbesserung" erfahren.[3]) Argumente ganz anderer Art will er jetzt an die

---

[1]) Vgl. „Untersuchungen über den Farbensinn der Naturvölker", Jena 1880. Man beachte insbesondere die S. 9 ff. und S. 17—20 mitgeteilten Daten und vergleiche damit die Schlüsse, die S. 39 daraus gezogen werden. Auch S. 43! Dasselbe Thema behandelt die Schrift: „Über ethnologische Untersuchungen des Farbensinnes", Berlin 1883. Auch „Farben und Schöpfung", 5. Vorlesung, II. Abteilung. Man vgl. hier S. 163, 166, 171 und 172 und stelle dem das S. 197 und 200, 201 Gesagte gegenüber!

[2]) Die Schlüsse, die Magnus aus seinem vermeintlichen „Gesetz" über die Farbenbezeichnungen der Naturvölker auf die Beschaffenheit ihrer Empfindungen zieht, billigt Hochegger nicht, und er zeigt sich als mein eifriger Bundesgenosse, indem er Magnus immer wieder auf den Unterschied zwischen Empfindung, Urteil und Gefühl für Farben hinweist und auf die mancherlei Zwischenglieder, die zwischen Empfindung und exakter sprachlicher Bezeichnung des Empfundenen liegen. Sehr gerne weiß ich ihm Dank dafür; aber ich fürchte, daß es auch ihm nicht gelingen wird, Magnus zum klaren und unumwundenen Zugeständnis der Wahrheit zu bringen.

[3]) „Farben und Schöpfung", S. 146. Vgl. S. 154: „Die Gegner . . . haben der Theorie ungemein viel genützt. Wir, die wir auch heute noch die Glaubwürdigkeit der Theorie behaupten und sie zu beweisen versuchen, sind deshalb unseren Gegnern . . . ganz besonders dankbar." Im übrigen bekommen freilich „die Gegner" von dieser dankbaren Gesinnung nichts zu merken; denn sie hindert Magnus nicht, ihnen wiederholt die ungerechtesten Vorwürfe gerade wegen ihrer Methode zu machen, ja ihre Art zu argumentieren

Stelle der früheren setzen, nämlich physiologische an die Stelle der historisch-philologischen. Nicht bloß auf die Betrachtung der sprachlichen Bezeichnungen für Farben, sondern überhaupt auf jede Art psychologischer Beobachtung unserer Mitgeschöpfe in Bezug auf ihr Verhalten gegen Farben erklärt er keinen Wert mehr zu legen.[1]) Alle derartigen Schlüsse nennt er „philosophisch", was bei ihm nicht viel anderes als Hirngespinste bedeutet. Und nun fühlt er sich in der Lage, die Makel und Schuld, daß er selbst sich einst mit solchen befleckt hatte, gründlich abzuwaschen, indem er dazu übergeht zu zeigen, daß, während er wenigstens seit 1879 sich rein auf dem „physiologisch-naturwissenschaftlichen" Gebiete bewege, jene „philosophischen" Argumente recht eigentlich die Domäne seiner Gegner seien. So hatte ja ich z. B. aus dem psychischen Verhalten der Tiere geschlossen, daß sie wahrscheinlich Farben sehen,[2]) und daß es demgemäß unwahrscheinlich ist, daß unsere menschlichen Vorfahren sie nicht gesehen haben sollten. Dies bezeichnet nun Magnus als eine Blüte „spekulativer Methode", „künstlichen, philosophischen Kalküls" usw. Aus der Beobachtung des psychischen Verhaltens der Tiere gegen Farben, meint er, seien überhaupt keine Schlüsse zu ziehen auf ein Vorhandensein von Farbenempfindungen. Aber natürlich ist die psychologische oder philosophische Methode, wenn sie bezüglich der Tiere gänzlich unbrauchbar ist, auch bei unseren Mitmenschen nicht anwendbar. Denn kein fundamentaler, nur ein gradueller, Unterschied in der Sicherheit der betreffenden Schlüsse kann ja da und dort bestehen. Kein Wunder, daß denn Magnus auch öfter schlechtweg verkündet, die alte Methode der Untersuchung über die

---

kurzweg unter dem Namen „spekulativ und philosophisch" nicht nur der „exakten, naturwissenschaftlichen" Art zu denken (die Magnus als sein und seiner Freunde ausschließliches Vorrecht behandelt), sondern schlechtweg jedem logischen Denken als Gegensatz gegenüberzustellen. Vgl. a. a. O. S. 110ff., S. 167, S. 118.

[1]) Er bringt sogar heraus, daß wer aus solchen Beobachtungen etwas über das Farbenempfinden seiner Mitgeschöpfe schließe, dadurch die Subjektivität der Farbenerscheinungen verkenne! Vgl. „Farben und Schöpfung", S. 120.

[2]) Gleichzeitig mit mir auch Grant Allen, doch teilweise in kühnen Schlüssen, die ich nicht sämtlich unterschreiben möchte. Vgl. aber auch die sorgfältigeren Untersuchungen von Graber, „Grundlinien zur Erforschung des Helligkeits- und Farbensinnes", 1884.

Entwicklung des Empfindungsvermögens sei überall aufzugeben und die Frage nur auf anatomisch-physiologischem Wege zu entscheiden, was ihm jetzt auch gelungen sei.[1]) Aber ein erstaunliches Versehen begegnet ihm hier. Bei dem Gesagten wird jeder denken, Magnus sei im Stande, durch anatomische Untersuchung der Sinnesorgane die Frage nach der Empfindlichkeit für Farben zu entscheiden, und jeder wird auch zugestehen, daß dergleichen höchst wünschenswert wäre, da die Verbindung einer solchen objektiven Methode mit der psychologischen (die freilich nie ganz ausfallen kann) uns weit weniger Täuschungen aussetzen würde als die jetzige fast ausschließlich psychologische Prüfung. Allein in Wahrheit hat Magnus den Stand der Anatomie und Physiologie in diesem Punkte nicht im Geringsten geändert. Nach wie vor ihm ist für eine objektive Prüfung keinerlei sichere Handhabe da. Seine Argumente, durch die er unsere Streitfrage in „eine naturwissenschaftliche Ära" übergeführt zu haben glaubt (er kann nicht genug hochtönende Worte der Art finden), sind nichts anderes als wiederum psychologische Untersuchungen, nämlich jene bereits erwähnten Daten über das Verhalten der Naturvölker gegen Farben.[2]) So bittet er der als willkürlich und unwissenschaftlich gebrandmarkten psychologischen Methode ohne es zu merken wieder ab.[3])

---

[1]) Vgl. „Farben und Schöpfung" S. 96, S. 119 ff., S. 159 ff.

[2]) Was er sonst noch als „physiologische Argumente" für seine Hypothese vorbringt, wie die Berufung auf die Verschiedenheit der lebendigen Kraft der differenten Lichtstrahlen, welche einen zeitlichen Unterschied in der Entwicklung der Empfindungsvermögen für die verschiedenen Farben bedingt haben müsse, ist ein Muster willkürlicher apriorischer Konstruktion, mag er es auch noch so oft mit der Etikette eines „exakten, naturwissenschaftlichen" Argumentes beehren.

[3]) Ebenso tut er dies, indem er die von ihm selbst gebilligten Methoden zur Prüfung von Farbenblinden erwähnt. Denn alle diese Methoden, auch die Holmgrensche (das Sortierenlassen von farbigen Wollproben), die Magnus in seinem Berufe als Augenarzt als untrüglich befunden zu haben erklärt, stützen sich ja ausschließlich auf Beobachtung des psychischen Verhaltens der betreffenden Individuen gegen Farben. Es sind lauter Anwendungen der verhöhnten philosophischen Methode! Und auf Grund welcher anderen kommt Magnus zu der Annahme, die er gelegentlich ganz zuversichtlich ausspricht, daß die Tiere hell und dunkel empfinden? Und wenn sich das erschließen läßt, warum nicht auch in gewissen Grenzen, ob sie Farben empfinden? Warum sich nun darüber auf einmal „absolut gar nichts" soll ausmachen lassen, dafür ist „absolut gar" kein Grund abzusehen, als weil solche Schlüsse der Lieblingsmeinung von Magnus unbequem sind.

Ja, so wenig bleibt Magnus der Verleugnung dieser Methode treu, daß er stellenweise sogar die alten philologischen Daten aus den lateinischen und griechischen Klassikern wieder vorbringt, als Beweis dafür, daß zwar nicht diese letzteren selbst, aber irgendwelche frühe Vorfahren von ihnen unempfindlich für Farben gewesen seien.[1]) Und wie weit weist er doch anderwärts das Vertrauen darauf von sich! Und diese handgreiflichen Widersprüche alle eng beieinander in einer und derselben Schrift! Doch genug von dieser methodischen Konfusion von Magnus.

Was soll man endlich dazu sagen, wenn er, unmittelbar nach der feierlichen Erklärung, daß die „Latenz" (die er jetzt lehrt) und die Farbenblindheit „fundamental verschiedene" Dinge seien, die „absolut gar nichts mit einander zu tun" hätten, doch wieder das Vorkommen von Farbenblindheit als Argument für die Annahme einer ursprünglichen Latenz des Farbensinnes anführt („Farben und Schöpfung" S. 192), und zwar speziell den Umstand, daß Blindheit infolge mangelnder Übung auftritt? Kann Voreingenommenheit in dem Maße gegen alle Logik verblenden? Noch mehr! S. 194 fällt es Magnus bei, daß man ihm einwerfen könnte, warum denn mangelnde Übung nicht wieder zu „Latenz", sondern zu „einem so prinzipiell entgegengesetzten Zustande" führe, wie die Blindheit sei. Allein er findet, man dürfe seiner Theorie hieraus deswegen keinen Vorwurf machen, weil „das Wesen der Farbenblindheit vor der Hand noch ein recht wenig gekanntes Gebiet" sei! Hatte er denn nicht eben wenigstens das mit aller Bestimmtheit zu wissen behauptet, daß die Blindheit und die „Latenz" fundamental verschieden seien, und folgt daraus nicht sonnenklar, daß das Vorkommen des einen kein Argument ist für das Vorkommen des anderen? Aber nehmen wir einmal mit

---

[1]) „Farben und Schöpfung", S. 174. Hier glaubt er auf einmal den Einwänden der Gegner genug getan zu haben, wenn er für die unexakte Farben-Nomenklatur eines Volkes zu irgendeiner Zeit nur nicht den gleichzeitigen Zustand der Netzhaut verantwortlich mache. Dagegen meint er mit aller Sicherheit annehmen zu dürfen, daß sie ein Gradmesser für die Empfindungsfähigkeit früherer Epochen sei. Mit anderen Worten: Er gibt zu, daß die eigenartige Terminologie bei Homer durchaus nicht beweise, daß dieser die Farben mangelhaft empfunden habe, dagegen beweise sie untrüglich, daß sehr frühe Vorfahren von ihm unempfindlich für Farben gewesen seien. Was für unerhörte Schlußweisen doch bei Magnus seiner Hypothese zuliebe Gültigkeit erlangen!

Magnus an, man könne doch vom einen aufs andere schließen, muß man dann nicht auch andere Gesetze, die die Erfahrung über die Farbenblindheit lehrt, auf jene hypothetische „Latenz“ übertragen? Nein! das will nun Magnus wieder durchaus nicht. Diese speziellen Gesetze der Farbenblindheit stimmen nämlich durchaus nicht mit dem willkürlichen Bild, das er sich von der ursprünglichen „Farbenlatenz“ macht. Sofort ist er also abermals mit der Ausrede bei der Hand, daß das Gebiet der Farbenblindheit „uns noch viel zu wenig erschlossen“ sei. Als ob nicht jene Gesetze, z. B. daß heutzutage Rotblindheit häufiger ist als Blaublindheit, ebenso offenkundig wären, als daß überhaupt der eine und andere Defekt vorkommt! Auf S. 197 hat Magnus denn in der Tat selbst wieder vergessen, daß er sich eben auf unsere völlige Unwissenheit bezüglich der speziellen Gesetze der Farbenblindheit berufen hatte, und bemerkt, man dürfe diese Gesetze darum nicht mit denen der „Latenz“ in Beziehung bringen, weil sie „eigenartige, für die Farbenblindheit charakteristische“ seien. Das heißt doch wohl wieder: weil Blindheit und Latenz total verschieden seien. Und der langen Rede kurzer Sinn ist: Man darf Farbenblindheit und Latenz in Beziehung bringen, wie und wo es Herrn Magnus und seinen Phantasien bequem ist, aber beileibe keinen Schritt weiter. S. 195 ist dies mit naivster Offenheit ausgesprochen. Solche Willkür und Unlogik geht aber durch alle Schriften, die Magnus seit 1879 zu unserer Streitfrage geschrieben (das Vorstehende ist nur ein Weniges, aus Vielem herausgehoben), und darum meine ich wohl nicht ohne Grund, Herr Hochegger habe ihnen allzuviel Ehre angetan, indem er ihren Positionen eine ernste und ausführliche Prüfung zuwendet. Dies ist es vornehmlich, was ich an seiner fleißigen und vielfach gut geschriebenen Arbeit auszusetzen finde.

Vorstehende Anzeige hatte ich niedergeschrieben, als ich eine Besprechung der Hocheggerschen Arbeit aus der Feder von Magnus in der Berliner Philologischen Wochenschrift (Nr. 23) zu Gesichte bekam. Ich hatte gemeint, das Vorausgehende würde das Letzte sein, worin ich mich mit Magnus hinsichtlich der bewußten Streitfrage beschäftigte, und auch da habe ich über allgemeinen Gesichtspunkten gewisse persönliche Angriffe, die er (schon 1881, in den populären Vorlesungen über „Farben und Schöpfung“) gegen mich gerichtet hatte, nicht ausdrücklich

berücksichtigt. Ich durfte es freilich getrost unterlassen, da für jeden, der meine Behauptungen mit der vermeintlichen Widerlegung bei Magnus vergleicht, und der kein völliger Barbar in der Logik ist, sofort in die Augen springt, wie nichtig seine Einwürfe und Vorwürfe sind. Allein, durch mein bisheriges Schweigen kühn gemacht, erhebt nun Magnus a. a. O. so allgemein gehaltene und weitgehende Anklagen gegen mich, daß ich hier doch noch sagen möchte, worauf er eigentlich fußt. Auch darf ich dies darum hier wohl ausführen, weil an der bezeichneten Stelle mit mir und um meinetwillen auch Hochegger in derselben maßlosen Weise angegriffen wird.

Die Anklage läuft vornehmlich auf den Satz hinaus: „Es ist von der Kritik bereits nachgewiesen worden, daß die von Marty vorgebrachten Gesichtspunkte gar häufig die gröbsten logischen Verstöße bergen und sich in direktem Widerspruch mit den bekanntesten physiologischen Tatsachen bewegen". Daran knüpft dann Magnus eine längere Mahnung an Hochegger, sich meinem „unheilvollen Einflusse" zu entziehen und macht im Anschluß an den zweiten der eben zitierten Vorwürfe die Bemerkung, daß ich in Behandlung der zwischen uns strittigen Frage, die er für eine physiologische ausgibt, notwendig scheitern mußte, da ich ohne genügende Kenntnis dieses Faches mich an sie gewagt und versucht hätte, „durch gewagte psycho-philosophische (sic!) Kreuzsprünge" andere „über physiologische Tatsachen zu täuschen" usw. Wer jene „Kritik" sei, und welches die „Verstöße" und physiologischen Irrtümer sind, die sie mir nachgewiesen haben soll, sagt Magnus nicht. So sei es denn mir gestattet, das Nähere darüber zu sagen.

Die „Kritik" ist Herr Magnus selbst und niemand anderes. Die vermeintlichen Nachweise stehen in „Farben und Schöpfung" S. 110 ff. und S. 167.

I. Den Vorwurf, „in direktem Widerspruch mit den bekanntesten physiologischen Tatsachen zu stehen" habe ich mir durch folgendes Raisonnement zugezogen: Ich habe mich (S. 16 ff. meines früher erwähnten Buches) zu Gunsten der Annahme, daß manche Tiere und ebenso die wilden Völker Farben sehen, auf deren außerordentlich scharfes Gesicht berufen, und mein Gedanke war der: „Derjenige", sagte ich, „ist schärferen Gesichtes, dem der Blick in die Außenwelt deutlichere Eindrücke der mannigfach

verteilten Qualitäten verschafft". Denn ob man die Gegenstände an ihren Farben oder an ihren Konturen (Gestalt, Größe usw.) erkenne, stets ruht die Erkenntnis auf der deutlichen Wahrnehmung von Qualitätsunterschieden. Auf letzterer beruht ja auch das Sehen von Konturen. „Nun kann man", fuhr ich fort, „des scharfen Blicks ermangeln entweder infolge besonderer äußerer Umstände, als: schwache Beleuchtung und Kleinheit der Gegenstände, oder infolge eines Organfehlers, wie Stumpfheit der Netzhaut oder Unvollkommenheit der Akkomodation usw. In allen Fällen aber beruht der Mangel zuletzt darin, daß die Qualitäten, die man empfindet, weniger kräftig als sonst verschieden sind und darum leichter verwechselt werden. Ganz in denselben Fall aber kommt derjenige, welcher eine geringere Zahl von Qualitäten wahrnimmt, als wir tun, z. B. nur die verschiedenen Helligkeitsstufen von Grau. Denn diese sind ja viel ähnlicher und darum viel leichter zu verwechseln, als so weit abliegende Differenzen wie Rot, Grün und Blau. Dieselben Gegenstände, die sich uns durch viele leicht merkliche Unterschiede kenntlich machen, erscheinen ihm also in einem viel gleichförmigeren und schwerer zu unterscheidenden Gewande. Wenn darum auch ausgemacht ist, daß bei den Wilden infolge beständiger Übung die Akkomodation vollkommener ist als bei uns, so ist doch durch die obigen Zeugnisse (für das außerordentlich scharfe Gesicht der Naturvölker) überdies recht wahrscheinlich gemacht, daß sie eine gleiche Zahl von Qualitäten wahrnehmen wie wir. Nur wenn sie uns in dieser Beziehung ebenbürtig und zugleich in der erstgenannten überlegen sind, begreift sich, daß ihr Auge das unsrige im Erkennen der Konturen so entschieden, als es der Fall ist, zu übertreffen vermag."

Das war und ist mein Raisonnement. Was erwidert nun Magnus darauf? Aus Tatsachen, aus denen bei methodischer Deutung unzweifelhaft hervorgeht, daß die Wilden alle Farben empfinden, aber daß sie nicht für alle ein gleiches Interesse und eine gleiche Gewandtheit der Beurteilung besitzen, schließt Magnus (in der bei ihm üblichen Weise Empfindung, Urteil und Gefühl verwechselnd), daß sie für verschiedene Farben ungleich empfindungsfähig seien, und fährt dann („Farben und Schöpfung" S. 167) fort: „Es ist demnach durch die einschlägigen Untersuchungen auch die Behauptung Martys, daß die Naturvölker einen sehr scharf entwickelten Farbensinn haben müßten,

weil ihre Sehschärfe eine sehr gut entwickelte sei, vollständig widerlegt. Übrigens hätte es für einen Physiologen schließlich gar keiner besonderen Entkräftung dieser aus rein philosophischen Kalküls entwickelten Martyschen Behauptung bedurft. Wer in der Farbenphysiologie bewandert ist, weiß, daß Sehschärfe und Farbenempfindung zwei Dinge sind, die sich in keiner Weise decken und die sich auch durch kein noch so künstliches philosophisches System (sic!) in derartige Beziehungen bringen lassen, wie dies Marty eben auf philosophischem Wege versucht hat. Das einfache Faktum, daß farbenblinde Individuen meist volle Sehschärfe besitzen, macht den ganzen künstlichen philosophischen Aufbau Martys ohne weiteres zunichte."

Das ist die ganze „Kritik", die mir „direkte Widersprüche mit den bekanntesten physiologischen Tatsachen" usw. nachgewiesen haben will. Die Art, wie ich Sehschärfe und Farbenempfindung in Zusammenhang bringe, wird mit keinem Worte angedeutet, sondern dem Leser überlassen zu glauben, entweder, daß ich beides wie der unwissendste Schuljunge verwechselt hätte, oder wer weiß was für Hirngespinste in dieser Beziehung für wahr hielte. In Wahrheit ist es natürlich Magnus, der eine Verwechslung begeht, wenn ich anders nicht annehmen soll, daß er absichtlich mit einem Doppelsinn spielt. Was bedeutet jene „Sehschärfe", von der er behauptet, es sei Faktum, daß „farbenblinde Individuen sie meist vollständig besitzen"? Im Sinne der Akkomodation sei das „Faktum" zugegeben. So beweist es aber nicht das Geringste gegen meine Argumentation. In dem Sinne aber, in dem etwas gegen mich daraus folgte, ist die Sehschärfe eben nicht Faktum, sondern eine willkürliche Voraussetzung von Magnus, und es ist somit sein darauf gebautes Argument gegen mich ein offenbarer circulus vitiosus. Der Wahrscheinlichkeitsschluß, den ich aus der Deutlichkeit des Sehens gegen Farbenblindheit ziehe, bleibt vollkommen aufrecht. Und das Belustigende ist, daß Magnus eben dieses Raisonnement anderwärts selbst als gültig voraussetzt, indem er (z. B. S. 137, aber noch öfter) die Entwicklung der Farbenempfindung für ein Produkt der natürlichen Auslese im Kampf ums Dasein erklärt. Ich frage: Was in aller Welt hatte denn der Farbensehende im Kampfe um die Existenz vor dem Farbenblinden voraus, wenn nicht eine unter sonst gleichen Umständen viel

größere Schärfe und Deutlichkeit in der Unterscheidung qualitativer Verschiedenheiten und damit auch der Konturen der Gegenstände? Hat sich also Magnus, indem er von Erwerbung des Farbensinns im Kampf ums Dasein redet, überhaupt etwas gedacht (wofür ich allerdings nicht einstehen kann),[1] so kann es nur das sein, was er bei mir als „künstlichen philosophischen Aufbau" u. dgl. verhöhnt.

Dies ist nun der einzige Punkt, wo Magnus auch nur den Versuch wagte, mir Unwissenheit in physiologischen Dingen nachzuweisen. Der Versuch ist, wie man sieht, von kläglicher Natur. Wenn dies Herrn Magnus nicht hindert, auf Grund dessen kurzweg jenen Vorwurf gegen mich zu erheben und mir „psycho-philosophische Kreuzsprünge" usw. vorzuhalten, so mag der Leser daraus abnehmen, welche Kampfesweise ihm neuestens beliebt gegen einen Gegner, der nie einen Zoll breit von der streng wissenschaftlichen Diskussion abgewichen ist.

II. Ganz analog wie bei der eben besprochenen Anklage ist die Sache von Magnus bestellt, wenn er mir vorwirft, daß „meine Gesichtspunkte gar häufig die gröbsten logischen Verstöße bergen". Wiederum hat er bloß in einem Fall (vgl. „Farben und Schöpfung" S. 110 ff.) auch nur den Versuch gewagt, mir einen „logischen Fehlschluß" nachzuweisen, und wiederum gereicht der Versuch nicht mir, sondern einzig und allein ihm selbst zur Schande. Wiederum bleibt nämlich mein Schluß vollkommen aufrecht. Es ist der Gedanke, daß es nicht bloß auf dem Standpunkt der Deszendenztheorie, sondern auch auf demjenigen Cuviers schwer glaublich sei, daß die Zeitgenossen Homers partiell farbenblind gewesen seien, nachdem heute alle wilden Völker normalsehend sind und sogar manche Tiergeschlechter höchstwahrscheinlich die Farbenwahrnehmung mit uns teilen. Denn es sei, argumentierte ich, ein Raisonnement, dessen Kraft auch der Gegner der Deszendenzlehre anerkenne, daß, in je mehr und tiefergreifenden Zügen sich zwei Organismen

---

[1]) Lehrt er anderwärts doch etwas ganz Anderes, nämlich daß die Einwirkung der Lichtstrahlen auf die Netzhaut das Vermögen geweckt habe die verschiedenenen Farben wahrzunehmen, und daß dieses deshalb sich sukzessive entwickelt habe, nämlich entsprechend dem abnehmenden Gehalt an lebendiger Kraft. Hier ist also nicht von zufälliger Variation und natürlicher Auslese, sondern von direkter Wirkung des Gebrauchs die Rede, was natürlich etwas total Anderes ist.

gleichen, von vornherein desto größere Wahrscheinlichkeit besteht, daß sie auch noch irgend einen weiteren Zug gemein haben werden, auch wenn wir kein Abhängigkeitsverhältnis zwischen der erfahrungsmäßig gegebenen und der zu erschließenden Übereinstimmung kennen. Es gebe neben den Kausalgesetzen über die Konkomitanz der Eigenschaften organischer Gebilde auch empirische usw. (Vgl. „Die Frage nach der geschichtlichen Entwicklung des Farbensinnes“ 1879 S. 22.)[1])

Was erwidert Magnus hierauf? „Wären Sie“, sagt er (in den Vorlesungen über „Farben und Schöpfung“ S. 110) zu seinen Zuhörern, „alle physiologisch-geschulte Naturforscher, so brauchte ich über diese Grundsätze . . . Martys . . . kein Wort mehr zu verlieren. Allein im Interesse derer unter Ihnen, welche den Details der Naturforschung ferne stehen (!), will ich es versuchen, auch diesen letzten Halt der philosophischen Untersuchung des tierischen Farbensinnes noch zu beseitigen; und zwar will ich dies um so lieber tun, als ich in der glücklichen Lage bin, durch ein praktisches Beispiel gerade aus dem Gebiete der Physiologie den Nachweis zu führen, daß weder die Gleichartigkeit des äußeren Reizes, noch auch die Gleichartigkeit des anatomischen Baues zweier Individuen irgendeinen (!!) Rückschluß auf die Gleichartigkeit ihrer Empfindungen gestattet. . . . Nehmen wir zwei menschliche Individuen; über ihre Übereinstimmung in der körperlichen Organisation und im anatomischen Bau kann wohl nicht der geringste Zweifel obwalten (!!). Stellen wir beide unter den nämlichen Farbenreiz, z. B. Rot. Was müßten wir alsdann nach der philosophischen Deduktion . . . Martys schließen? Gewiß, daß beide die nämliche Empfindung des Farbenreizes, also genau die gleiche Vorstellung von Rot haben müssen. . . . Doch wir wollen — im Sinne Martys allerdings eigentlich ganz zum Überfluß — beide lieber noch einer Prüfung ihrer Rotempfindung unterziehen. Und siehe da, diese Untersuchung ergibt das überraschende Resultat, daß der Eine jener Beiden eine ganz andere Vorstellung von Rot haben kann, wie der Andere. . . . Der Eine ist normaläugig, und der Andere ist rotblind.“

---

[1]) Auch Grant Allen spricht in „The colour sense“ einen ähnlichen Grundsatz aus, und dies genügt für Magnus, um mich hierin als dessen „hilfsbereiten Sekundanten“ zu bezeichnen. Daß mein Buch gleichzeitig mit dem betreffenden von Allen, wenn nicht vor demselben erschienen ist, kümmert ihn nicht.

Das nennt nun Magnus einen Fall, der „überzeugend und niederschmetternd“ sei und Allens und meine „philosophische Irrlehre“ glänzend schlage. Die „physiologisch geschulten Naturforscher“ werden sich's aber, meine ich, verbitten, daß Magnus verkündet, er hätte ihnen dieses Argument nicht an die Hand zu geben gebraucht und sie wären von selbst darauf verfallen. Mit der „Schulung in der Physiologie“ und in den „Details der Naturforschung“ hat die Entdeckung solcher Argumente wahrhaftig nichts zu tun, um so mehr aber mit einem erstaunlichen Mangel an Schulung in der Logik, und in dieser Beziehung ist es allerdings für einen von uns beiden „niederschmetternd“. Muß ich Herrn Magnus denn wirklich auseinandersetzen, daß aus meinem von ihm inkriminierten Grundsatze bloß folgt, daß im obigen Fall der zwei Individuen von vornherein ein größeres Maß von Wahrscheinlichkeit für als gegen ein normales Sehen derselben besteht, nicht aber, wie er dem in unglaublicher Kurzsichtigkeit unterschiebt, daß sie normalsehend sein müssen?

Aber freilich Magnus behauptet, das von ihm angeführte Beispiel beweise, „daß weder die Gleichartigkeit des äußeren Reizes, noch auch die Gleichartigkeit des anatomischen Baues zweier Individuen irgend einen Rückschluß auf die Gleichartigkeit ihrer Empfindungen gestattet“! — Ich will hier, dem von Magnus wiederholt gebrauchten Wortlaut entgegen, annehmen, daß er nicht meint, es könnten auch bei wahrhaft und schlechtweg gleichartigem anatomischen Bau die Empfindungen zweier Wesen beliebig different sein; denn dies wäre doch eine allzu lächerliche Behauptung und würde jedem Streit mit Magnus über psychophysische Dinge ein jähes Ende bereiten. Ich setze voraus, er habe sich im rhetorischen Eifer ungenau ausgedrückt und bloß von scheinbarer Gleichartigkeit des anatomischen Baues sprechen wollen. (Die anatomischen Differenzen, an die sich Farbenblindheit und normales Sehen knüpft, sind uns ja bis jetzt unbekannt). Allein auch so verstanden ist sein Satz falsch, und es gilt vielmehr, daß wenn ein Individuum, soweit unsere Beobachtung reicht, mit den Normalsehenden in der körperlichen Organisation übereinstimmt, es mit einiger Wahrscheinlichkeit ebenfalls für normalsehend gelten kann.

Ergötzlich ist hier wiederum, daß Magnus unmittelbar nach jener allgemeinen Enunziation, „daß weder die Gleichartigkeit des anatomischen Baues“ usw., einen Schluß macht, der

viel kühner ist als der meinige und zwar, indem er zum „niederschmetternden“ Beweise für jene Verdammung des meinigen ausholt. Leitet er ja doch den Angriff ein mit den Worten: „Nehmen wir zwei menschliche Individuen; über ihre Übereinstimmung in der körperlichen Organisation und im anatomischen Bau kann wohl nicht der geringste Zweifel obwalten“. Nach meiner Meinung kann ein solcher Zweifel allerdings obwalten. Wenn uns ein Mensch begegnet, der äußerlich normal aussieht, so ist es nach meinem Dafürhalten inbezug auf eine Reihe von Momenten, die man ihm nicht am Gesichte absehen kann, bloß bis zu einem gewissen Grade wahrscheinlich, daß er auch innerlich normal organisiert ist. Aber ich wiederhole, wahrscheinlicher ist mir das Normale als das Gegenteil, und ich nenne normal auch solches, wofür ich zwar keinen notwendigen Zusammenhang mit den allgemeinsten Grundzügen der menschlichen Organisation, aber ein empirisches Gesetz der Konkomitanz kenne. Nur bin ich inbezug auf solche empirische Gesetze vorsichtig und halte sie nicht für ausnahmslos. Das ist es auch, was ich in meinem Buch vertreten habe, und weshalb Magnus mich nun schon zum zweitenmal so hart anläßt. Freilich, indem er mir eine ganz andere Schlußweise unterschiebt, die ich nie gebilligt habe, die aber — was doch erstaunlich ist — in Wahrheit er selbst in demselben Atemzuge, wo er sie als mein (vermeintliches) Verbrechen verdammt, anwendet. Er möge denn die Sache mit sich selber ausmachen. Er ist Angreifer und Angegriffener zugleich, und so wie ich ihn kenne, wird er nun vielleicht den Vorwurf „der gröbsten logischen Verstöße“, da er nur gegen seine eigene Schlußweise geht, mildern. Ich bemerke aber noch, daß Magnus nicht bloß den Schluß, den er mir irrig zuschreibt, in Wahrheit selber macht, sondern auch den, welchen ich in Wahrheit verteidige, ein um das anderemal als richtig voraussetzt, in seinen Büchern[1]) wie gewiß auch im täglichen Leben. Jedem von uns sind ja solche Wahrscheinlichkeitsschlüsse unentbehrlich, und sie werden im Durchschnitt stets mit Nutzen gemacht, wenn man mit der nötigen Vorsicht verfährt — wofür ich bei Magnus, nach dem Obigen, allerdings nicht garantieren kann.

---

[1]) „Farben und Schöpfung“, S. 128, adoptiert er sogar in abstracto einen Grundsatz von Leukart, der dem meinigen durchaus analog ist. Vgl. auch S. 23.

Doch schon zu lange habe ich mich bei den persönlichen Ausfällen von Magnus gegen mich aufgehalten, und ich hätte es hier nicht getan, wenn er ihr scheinbares Gewicht nicht auch zur Diskreditierung des Hocheggerschen Buches ausgenutzt hätte. Es sieht nun Jedermann, mit welchem Recht, und manchen Leser muß ich wohl um Entschuldigung bitten, daß ich bei offenkundigen Dingen so lange stehen blieb.

Im übrigen habe ich die Antwort auf die neuesten Auslassungen von Magnus bereits gegeben, teils in meiner vorstehenden Anzeige des Hocheggerschen Buches, teils in einer kurzen Entgegnung in der Berliner Philol. Wochenschrift.*) Das gilt namentlich bezüglich der völlig bodenlosen Behauptung, die Magnus abermals wiederholt, er habe unsere Streitfrage auf das physiologisch-naturwissenschaftliche Gebiet übergeführt usw.

Als solche „strikte", „naturwissenschaftliche" Argumente für seine Hypothese ruft er neuestens namentlich gewisse, in Wahrheit psychologische Beobachtungen von Preyer an den Kindern aus.[1]) Preyer findet nämlich („Die Seele des Kindes", S. 6—17), daß die Kinder „Gelb und Rot viel früher richtig benennen als Grün und Blau" und fügt S. 16 hinzu: „Es ist ... wahrscheinlich, daß Blau und Grünblau die erste Zeit nicht blau und grünblau, sondern grau und schwarz empfunden werden. Möglicherweise handelt es sich anfangs um Absorption dieser Lichtstrahlen im Auge." **)

Natürlich erwächst, wenn etwa dies der Grund der anders gearteten Empfindung ist, die Preyer bei den Kindern annehmen

---

[1]) In „Farben und Schöpfung" S. 176 hatte er bemerkt: „Alle Farbenuntersuchungen an Kindern (NB. er nennt auch diejenigen von Preyer!) sind höchst delikater und wenig verläßlicher Natur ... und möchten wir für unsere Person denselben vor der Hand noch wenig Beweiskraft zuerkennen." Und heute auf einmal kann er nicht genug auf ihre Exaktheit und Stringenz pochen, ohne daß ein sachlicher Grund für diesen Wandel ersichtlich ist!

---

*) Wieder abgedruckt in diesem Bande S. 205.

**) Das Zitat stammt aus der 1. Auflage des Preyerschen Werkes. Die neuen Auflagen — in besserer Übereinstimmung mit den Tatsachen — sprechen bloß von Mängeln der Farbenbenennung im frühen Kindesalter (vgl. S. 12 der 7. Aufl.). Übrigens hatte Preyer auch schon anderwärts seine obige Äußerung berichtigt. Man vergleiche diesbezüglich seine Besprechung der Hocheggerschen Schrift in der „Deutschen Literaturzeitung" 1885, Nr. 12, S. 422, wo er ausdrücklich erklärt, die unvollkommenen Farbenbenennungen beruhten nicht auf Unvollkommenheiten des Empfindens, sondern des Urteilens. [E.]

zu müssen glaubt (ob mit Recht, kann hier dahingestellt bleiben), aus dem beobachteten Umstand gar kein Anhaltspunkt für die Annahme einer Entwicklung der Netzhaut beim Urmenschen. Allein Magnus schenkt dieser Möglichkeit keinen Blick, sondern greift in gewohnter Weise sofort mit aller Zuversicht zu derjenigen Erklärung, die seinen Phantasien günstig ist, nämlich daß beim Kinde ein eigentlicher Mangel des Empfindungsvermögens (also ein Mangel in der Entwicklung der Sehsubstanz) vorliege. Auch den Umstand, daß nach Preyer das Kind Gelb früher richtig benennt als Rot, während es nach der Geigerschen Hypothese umgekehrt sein müßte, und daß es Blau mit Lila verwechselt, was gleichfalls heterodox ist, erwähnt Magnus mit keinem Wort. Er zitiert nur, was ihm bequem ist, und hat dann um so mehr Zeit, diese ausgewählten Stellen spaltenlang als einen „strikten“ Beweis seiner Sache zu feiern.

Es steht also bei diesem neuesten Wort von Magnus mit seiner Handhabung der „exakten Methode“, die er wieder beständig als sein Vorrecht im Munde führt, nicht anders, als wie wir es bereits anderwärts getroffen haben. Wiederum heißt alles das „exakt“ und „unerschütterlich“, was ihm irgendwie seine Lieblingshypothese zu stützen scheint, und wiederum wird alles Ungünstige verschwiegen oder kurzweg als „philosophische Spekulation“ und „gröbster logischer Verstoß“ u. dgl. abgetan. Mir ist überhaupt noch bei keinem wissenschaftlichen Forscher eine derartige Blindheit für die stärksten Widersprüche und Fehlschlüsse infolge von Voreingenommenheit begegnet.

Alles freilich, wozu sich Magnus in dieser Richtung als fähig erweist, läßt sich nicht aus dieser Geistesverfassung allein erklären. Es ist mit ihr offenbar von Hause aus ein höchst bedauerlicher Mangel an Schulung in den einfachsten Elementen der Logik und Psychologie, ja selbst in der Physiologie verbunden, der denn Magnus auch dazu bringt, sich in Fragen, die nicht unmittelbar mit seiner Lieblingshypothese in Beziehung stehen, erstaunliche Blößen zu geben.

Was das erstere Fach betrifft, was soll man dazu sagen, wenn er („Farben und Schöpfung“ S. 101) ganz allgemein die Behauptung aufstellt, schwache Argumente könnten verbunden nie mehr beweisen als jedes einzeln? Und wer kann ohne Verwunderung S. 39 die Stelle über die Wahrscheinlichkeit der Heringschen Farbentheorie lesen? — Ich hatte in meinem Buche

von 1879 über diese Theorie bemerkt, sie erkläre nicht, warum bloß Weiß und Schwarz sich zu einem Mittleren (zu Grau), dagegen nicht Gelb und Blau zu Blau-Gelb und Grün und Rot zu Rot-Grün mischen, und müsse dafür eine besondere Annahme machen. Dies bleibe eine Komplikation in der Hypothese und als solche eine Unvollkommenheit. Doch tue sie der Wahrscheinlichkeit derselben nicht entscheidenden Eintrag usw. — Magnus, der die Theorie 1877 gänzlich ignoriert hatte, erwähnt sie 1881 und macht auch eine Bemerkung über ihre Komplikation, aber in der folgenden merkwürdigen Weise: „Ihnen selbst (er spricht zu den Zuhörern seiner Vorlesungen über „Farben und Schöpfung“ S. 39) wird es ... im Laufe unserer Auseinandersetzungen aufgefallen sein, daß ... die Heringsche Hypothese der Farbenempfindung (sic!) ... eine sehr komplizierte genannt werden muß. Wenn aber nach dem alten lateinischen Sprichwort simplex sigillum veri die Einfachheit als ein sicheres Kennzeichen der Wahrheit gelten muß (sic!), so wäre (sic!) es um die Heringsche Theorie allerdings gerade nicht zum Besten bestellt. Doch könnte natürlich dieser Vorwurf der allzugroßen (!) Kompliziertheit allein die Glaubwürdigkeit der Heringschen Hypothese nicht schädigen“ (!). — Als ob es zwischen dem Satz, daß die Einfachheit sicheres Kennzeichen der Wahrheit sei, und der Behauptung, daß Komplikation die Glaubwürdigkeit einer Hypothese nicht schädige, kein Mittleres gäbe! Gewiß wird die Komplikation einer Hypothese ihre Wahrscheinlichkeit immer herabmindern; nur kann dieses Moment durch andere wieder aufgewogen werden. Aber um so kräftiger müssen dann diese anderen Momente für die Hypothese sprechen, je geringer infolge der Komplikation die vorgängige Wahrscheinlichkeit ist, so daß also jene niemals gleichgültig ist, wie man schließlich nach Magnus glauben sollte. Ich könnte diese Beispiele absonderlicher Logik mehren.[1])

Daß Magnus in der Psychologie nicht einmal über elementare Kenntnisse verfügt, hat er schon in seinen Schriften

---

[1]) Viel besser als auf Wahrscheinlichkeitsrechnung und Induktionslehre versteht sich Magnus auf den Autoritätsbeweis, wie er bei der Kritik des Hocheggerschen Buches mehrfach bewiesen hat. Aber auch in „Farben und Schöpfung“ S. 225 steht u. a. zu lesen: „Bekennen wir uns zu dieser Vorstellung, nach der usw. ... und wir können dies ohne weiteres, da sie die heute allgemein herrschende ist“ usw. Gewiß eine neue Art wissenschaftliche Wahrheiten zu begründen!

von 1877 mannigfach bewiesen,[1]) und schreiben wir auch sein seitheriges Festhalten an den betreffenden Irrtümern der Rechthaberei zu, so liefert er doch in den jüngsten Schriften neue Beispiele von Konfusion in diesen Dingen. Man lese z. B., was für erstaunliche Verwechslungen ihm begegnen, wo er a. a. O. S. 127 über Kurzsichtigkeit im allgemeinen und speziell die der Insekten spricht, oder vgl. S. 145, wo von einem „Formensinn" wie einem besonderen einfachen Vermögen die Rede ist, oder S. 284 die merkwürdige Definition dessen, was er „höhere Sinnestätigkeit" nennt, und durchgehe die geradezu grotesken Beiträge zur Ästhetik der Farben S. 245—275 (namentlich die für jedes Farbengefühl grauenerregende Vorschrift S. 260!).

Aber wenn Magnus in der Psychologie in dieser Weise dilettiert, so möchte ich wohl wissen, ob ihn die Physiologie, speziell die physiologische Optik, schlechtweg als Fachmann anerkennt. Wie wenig ehrenvoll in dieser Richtung sein Versuch ausgefallen ist, mir Unkenntnis auf diesem Gebiete nachzuweisen, haben wir gesehen, und manches ebensowenig Rühmliche habe ich ihm schon 1879 vorhalten müssen. Kann man aber neuerdings anders denken von dem Rezept, das er („Farben und Schöpfung" S. 115 ff.) den Physiologen an die Hand gibt, um über unerklärte tierische Leistungen nicht mehr zu erstaunen? Enthält es doch in vielen Worten die kurze aber verblüffende Lehre, man möge solche Leistungen doch ja nicht mit den bekannten Vorkommnissen vergleichen, dann werde man gar nichts Erstaunliches mehr an ihnen finden; d. h., soviel ich verstehe, nichts anderes als: man möge sich überhaupt keine vorwitzigen Gedanken über die Rätsel der Natur machen.[2]) Dieses

---

[1]) Wie anders sonst konnte er fortwährend Empfindung, Urteil und Gefühl für Farben verwechseln und den „Farbensinn" mit dem „Sinn für Schönheit der Form" und mit der Fähigkeit, „die melodischen Klangfiguren (sic!) zu verstehen" in Parallele stellen? In „Farben und Schöpfung" begeht er, wie schon bemerkt, wieder dieselben Verwechslungen. Man vergleiche statt vieler Stellen nur S. 24—26, wo er offenkundig unter dem zweideutigen Worte „Auffassung der Farben" die verschiedene Empfindung desselben objektiven Lichtes infolge verschiedener körperlicher Organisation und die verschiedene Schärfe des Urteils über Farben infolge von Übung oder des Mangels derselben konfundiert!

[2]) Die ausgesprochene Abneigung von Magnus gegen alle Philosophie ist danach vielleicht zum Teil (zum anderen Teil dürften die „philosophischen" Gegner daran schuld sein) aus seiner Abneigung gegen alles Staunen zu

gnostischen Grundsatzes würdig zeigen sich auch vielfach die Details aus der Physiologie, die Magnus seinen Hörern als „Tatsachen“ mitteilt, z. B. wenn er a. a. O. S. 258 kurzweg behauptet, die Verwandtschaft der Farbenempfindungen wachse und nehme ab parallel der Differenz der Schwingungszahlen, und daran die Bemerkung knüpft, daß infolgedessen Rot und Violett eine eigenartige Empfindung auslösen, Rot, Orange und Gelb dagegen nicht!! Mußte ihm nicht ein Augenblick der Beobachtung und Besinnung sagen, daß die Empfindungen von Rot und Gelb im Farbentone mehr verschieden sind als die von Rot und Violett! — Ich könnte noch anderes anführen, mit dessen Tatsächlichkeit es ähnlich bestellt ist; doch spare ich mir die Mühe, bis etwa Magnus es ausdrücklich verlangt. Nur an das Eine sei noch erinnert, daß Magnus 1877, als er zuerst seine Lehre von der Farbenblindheit unserer menschlichen Vorfahren vorbrachte, weder der Young-Helmholtzschen, noch der Heringschen Farbentheorie Rechnung trug, sich vielmehr in seinen Annahmen mit beiden — ohne dessen auch nur mit einem Worte zu erwähnen — in schroffen Widerspruch stellte. Ich hielt ihm dies vor, namentlich bezüglich der Heringschen Theorie, von der ich glaube, daß sie der Wahrheit näher steht. In „Farben und Schöpfung“ S. 36 ff., wie früher bemerkt, erwähnt er diese nun, und betont sogar, daß sie „sehr wertvolle Aufschlüsse über das Verhalten farbenblinder Augen geliefert habe“,[1]) aber er hat ihr offenbar nur eine sehr flüchtige Aufmerksamkeit geschenkt, denn es begegnet ihm, daß er sie a. a. O. nicht einmal richtig darstellt. Nach alledem darf ich es getrost dem Urteil der Fachmänner in der physiologischen Optik überlassen, wer von uns beiden den Vorwurf der Unkenntnis auf diesem Gebiete verdient. Auch wenn es sich also bei unserem Streit um eine rein physiologische Frage handelte, hätte Magnus allen Grund zu bescheidenem Auftreten, und umsomehr, als doch auf keinem Gebiete einem Forscher solche theoretische und

---

erklären. Hat ja doch Aristoteles diesen theoretischen Affekt mit Recht als den Anfang der Philosophie (wozu er freilich auch alle abstrakte Naturwissenschaft, somit alle Forschung nach den Gesetzen von Realitäten, rechnete!) bezeichnet.

[1]) Seine Annahmen über die Abnormität des Sehvermögens unserer Vorfahren damit in Einklang zu bringen, erachtet er, wie wir oben sahen, noch immer nicht für nötig, da er ja für jenen Zustand statt Farbenblindheit den schönen Namen „Latenz“ gefunden hat.

praktische Verstöße gegen alle Logik, wie sie ihm nachgewiesen sind, wohl anstehen.

In Wahrheit handelt es sich aber um eine Grenzfrage zwischen Physiologie und Psychologie und zwar um eine solche, deren Erforschung einstweilen vorwiegend auf psychologischem Gebiete liegt. Da nun Magnus, wie sich an allen Enden zeigte, auch die elementarsten Kenntnisse in der Psychologie abgehen, wer von uns hat auf Gebiete übergegriffen, die er nicht beherrscht? Die Antwort geht aus den obigen Daten klar hervor. Sie erhellt aber auch aus dem tatsächlichen Ausgang unseres Streites. Nicht ich, sondern Magnus ist in der Behandlung der Frage „völlig gescheitert". Er behält nicht im geringfügigsten Punkte, der zwischen uns strittig war, recht, und auch jedes Wort, das er auf mein Buch von 1879 erwidert hat, dient bloß dazu, ihn selbst und sein Vermögen für wissenschaftliches Denken mehr und mehr in Mißkredit zu bringen. Daran kann all sein Schimpfen auf die Gegner und namentlich auf mich als seinen vermeintlich „erbittertsten Gegner" und auf mein Fach, die Philosophie, nichts ändern, und ebensowenig vermag dies das Pochen auf seinen Titel als Arzt und Naturforscher. Und natürlich ist ihm auch das nicht gelungen oder wird ihm je gelingen, durch sein ebenso unwürdiges als unwissenschaftliches Gebaren meine Achtung vor wirklichen Naturforschern im geringsten zu mindern, denen ich mich in der Methode weit mehr verwandt fühle, als er es — denke ich — nach allem Obigen für sich beanspruchen kann.

Berichtigungen.

S. 47, Z. 13 v. u. ist statt „zu einer solchen Modalität" zu lesen „zu einem solchen Modus".

S. 177, Z. 21 v. u. ist statt „der Kraft" zu lesen „der der Kraft".

Druck von Ehrhardt Karras G. m. b. H. in Halle (Saale).









